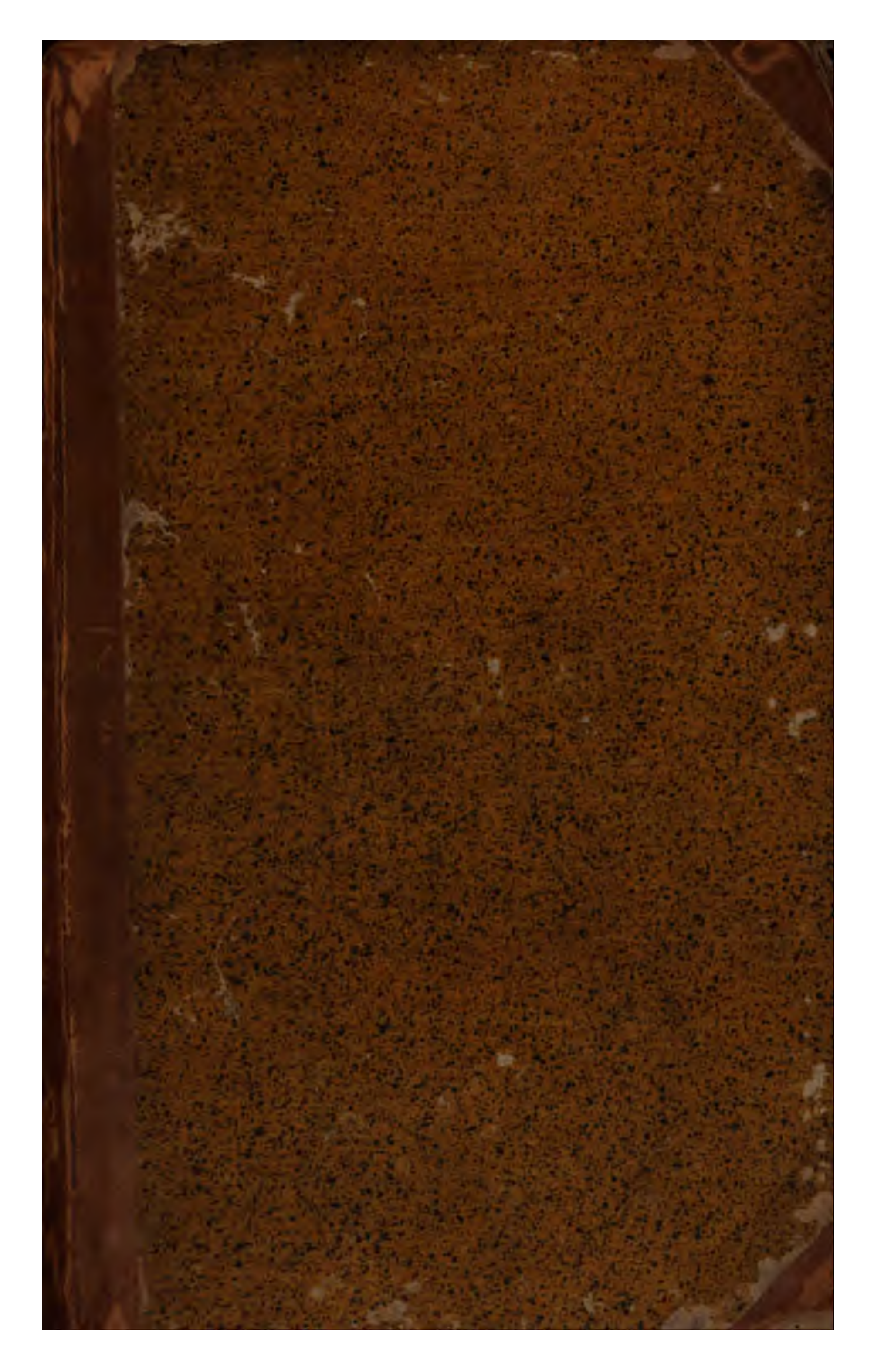
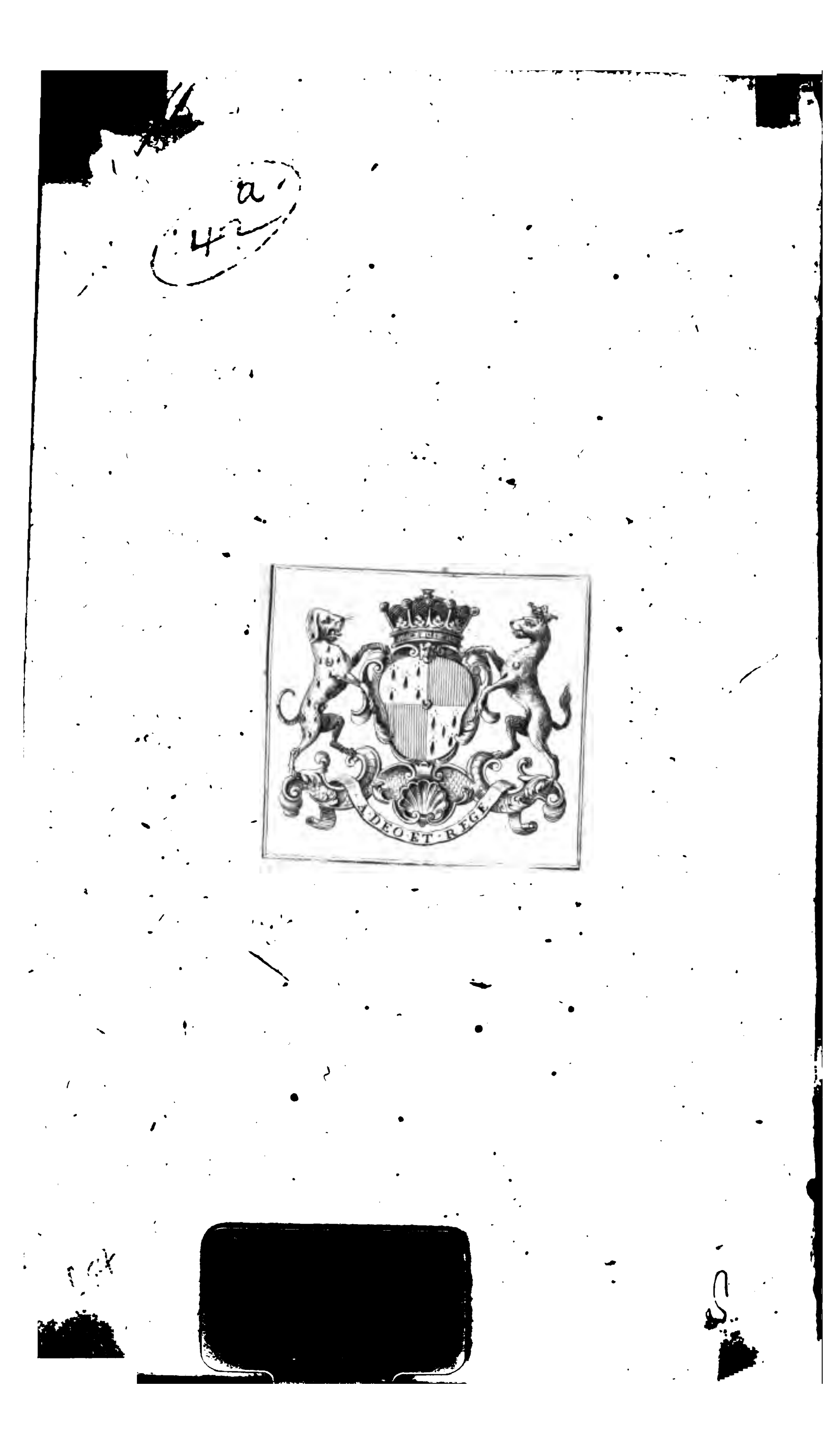
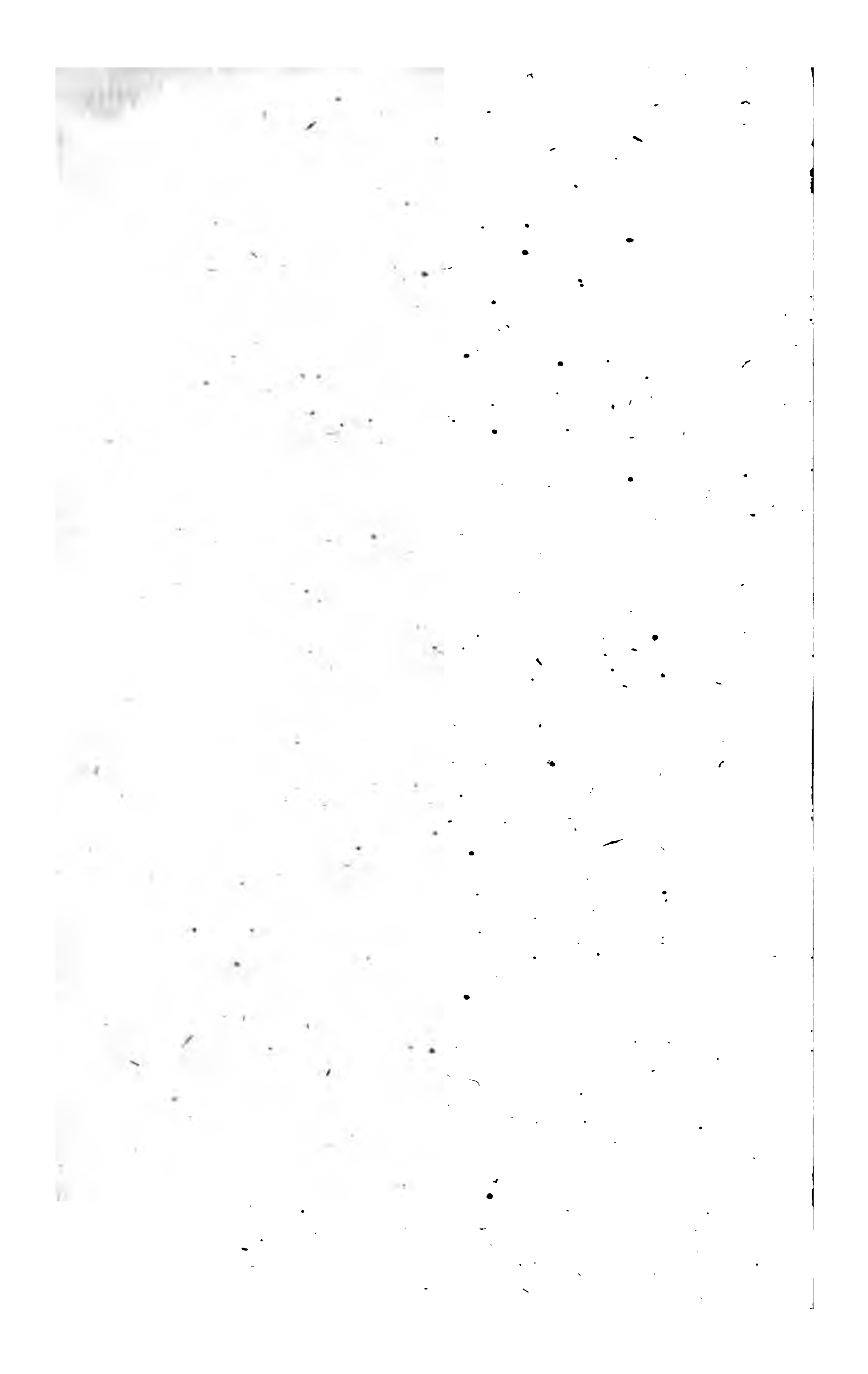



A·DEO·ET·REGE







Weſsenhahn Sc.

Johann Georg Sulzers Theorie und Praktik der Beredsamkeit.

Herausgegeben

von

Albrecht Kirchmayer,
Lehrer der Redekunst
auf dem Kurfürstl. Schulhause zu München.





München,
Bey Joseph Lentner, Buchhändler.
1786.

Sr. Kurfürstl. Durchl. zu Pfalzbaiern
Kämmerer
und
wirklichen geheimen Rath
dann
Obersthofmarschall:
des hohen Ritterordens des H. Huberts
Ritter,
des H. Georgs Kommenthur,
auch der gemeinen löbl. Landschaft in Baiern
Verordneten und Rechnungsaufnehmer,

meinem
besonders gnädigen Herrn, Herrn.

Sr. Excellenz

dem

Hochgebohrnen Herrn,

Herrn

Maximilian Franz,

des

H. Röm. Reichs Grafen

zu

Rheinstein und Tattenbach,

Frey- und Panierherrn auf Ganowitz,

Grafen zu Valley,

Herrn zu St. Martin 2c.

Sr. Kurfürstl. Durchl. zu Pfalzbaiern
Kämmerer

und

wirklichen geheimen Rath

dann

Obersthofmarschall:

des hohen Ritterordens des H. Hubertus
Ritter,

des H. Georgs Kommenthur,

auch der gemeinen löbl. Landschaft in Baiern
Verordneten und Rechnungsaufnehmer,

meinem

besonders gnädigen Herrn, Herrn.

Wolthaten erweisen, ist das beßte Zeugniß eines edlen, menschenfreundlichen Herzens; sie — die Wolthaten des grossen Freundes oder Gönners — mit würdigem Dank erwiedern, ist die schuldigste Pflicht eines erkenntlichen Gemüthes.

Eure Excellenz haben mir und dem Stifte, dessen Mitglied ich bin, schon viele Jahre hindurch **Dero** höchste Gnade und Gewogenheit recht willfährig erzeiget. Ich würde äusserst undankbar seyn, wenn ich eine Gelegenheit versäumte, wo ich, im Namen meines Stifters, vor dem ganzen Publikum mit pflichtmäßigster Dankbarkeit sagen könnte, daß **Hochdieselbe** und die ganze Hochgräfliche Familie uns

jederzeit, in so mannigfaltigen Umständen, wo wir höherer Hülfe bedurften, höchst gnädig Sich erwiesen haben.

Diese Pflicht der schuldigsten Dankbarkeit zu erfüllen, ereignet sich wirklich eine Gelegenheit, da ich gegenwärtige Theorie und Praktik der Beredsamkeit von Herrn Sulzer, dessen Name im Reiche der Wissenschaften so sehr berühmt ist, öffentlich herausgebe.

Indem ich weiß, daß Hochdieselbe von grosser Hochachtung gegen die schönen Künste und Wissenschaften, wie dieß Hochdero auserlesene Bibliothek, und eine bey so vielen und wichtigen Staatsgeschäften, unermüdete Lektüre verräth, eingenommen

men sind; so getraue ich mir zu versprechen, daß Hochdenselben dieses Denkmal der steten Dankbarkeit, so gering es, in Betracht meiner Bemühung, scheinen mag, nicht unangenehm seyn werde.

Da bey dieser Arbeit meine Hauptabsicht war, den Studirenden und Liebhabern der Beredsamkeit ein Werk von diesem Fache zu liefern, dergleichen vielleicht nie mit so philosophischem Geiste bearbeitet worden ist; so werden Eure Excellenz, indem Hochdieselbe bey verschiedenen öffentlichen Vorfällen die besten und weisesten Vorschläge für Erziehung und Bildung der Jugend mehrmalen gegeben haben, diese meine Bemühung Hochdero Gunst und Gnade nicht unwürdig achten.

Nun! wie Sulzers Werke durch alle folgende Jahrhunderte werden geschätzt und gelesen werden; so soll auch Hochdero Name bey allen Nachkömmlingen unsterblich seyn. Dieß wünschet mit allmöglicher Hochachtung, Dankbarkeit und Empfehlung

Euer Excellenz ꝛc.

gehorsamster

ganz ergebenster Diener,

Albrecht Kirchmayer,

reg. Chorherr des Stiftes Weyarn, und
d. Z. Lehrer der Redekunst
in München.



Vorbericht.

Sulzer war in diesem Jahrhunderte einer der grössten Philosophen; und seine Werke verdienen immer unter die herrlichsten Denkmäler grosser Genies gesetzt zu werden. Unter diesen aber hat seine allgemeine Theorie über schöne Künste und Wissenschaften den Vorzug, und den besondern Beyfall aller Gelehrten; selbst die königliche Akademie der Wissenschaften in Berlin hat den deutlichsten Ausspruch gegeben, daß dieses Werk das wahre Denkmal ausmache, worauf sich der herrliche Ruhm dieses Philosophen gründet. Man kann mit Recht sagen, daß, was Sulzer für die schönen Künste gethan hat, noch niemand gethan habe.

Wenn dieß die allgemeine Stimme im Reiche der Wissenschaften ist; so hört man nur ganz stille manchmal eine in sich selbst noch zweifelhafte Ahndung, die nicht die Hauptsache, sondern nur einen Umstand des Werkes betrifft: „Es sey Schade, daß Herr Sulzer seine Theorie

in die Form eines Lexicon, oder Wörterbuchs gebracht, und nicht nach einem ordentlichen Lehrgebäude herausgegeben habe; davon würde nicht nur der Mann, so diese Wissenschaften schon im voraus durchstudirt hat, sondern auch der Jüngling, so keinen ordentlichen Schritt in dem Studium schöner Wissenschaften noch zu machen weiß, die größten Vortheile genießen können." — Wenn es mir erlaubt ist, so werde ich zuerst darüber meine Gedanken erklären.

Sulzer, wie es mir scheint, hat sehr weise gethan, daß er das, was sein philosophischer Geist im ganzen Umfange der schönen Künste gedacht, in einer allgemeinen Theorie, wie in einem Wörterbuch geliefert hat. Wäre dieß nicht geschehen, so müßte er entweder nur einzele Theile des Ganzen, das alle schöne Wissenschaften in sich begreift; oder alle Theile in besondern Theorien gegeben haben. Wäre das erste, und hätten wir nur eine Theorie über Dicht- Rede- oder Malerkunst, wie sähen wir das genaue Bindniß der edeln Musen zusammen ein? wie viel allgemeine deutlich entwickelte Begriffe, im ganzen Umfange der Künste genommen, würden uns entgehen? wie sehr würden wir selbst den großen Geist dieser reinern Philosophie vermissen? rc. Wäre das zweyte, wie viel allgemeine Grundsätze, Erklärungen, oder was immer für Stücke

des Wissenschaftlichen müßten wiederholt, wie vielmal die Wege des einen und andern Faches, die der Künstler ergreifen soll, unterschieden, wie viel ganze Artikel in mehrere Theile gesetzt, aufs neue gesagt, und wiederum gesagt werden? Hatte nicht der edle Mann bey so vielen Theilen ins besondere, und bey einer ungeheuren Last der Arbeit unterliegen müssen, da er ohne dem, wegen seinen damaligen Umständen, sich in einem Briefe an seinen theuren Bodmer beklagte, daß ihm zuletzt seine Arbeit sauer genug geworden?

Weg also mit jeder mindesten Ahndung! — danken wir ihm vielmehr, dem unsterblichen Weisen, daß er uns noch in seinen letzten Jahren, auf diese Art, seine großen Kenntnisse über das Fach der schönen Künste mitgetheilet hat. Seine Theorie giebt jedem Geist, der darnach Begierde und Verlangen zeigt, Nahrung und Stärke; wecket seine Kräfte, theilet dem Verstande Kenntnisse mit, die ihn zu höherer und vollkommener Weisheit bilden; beschäfftiget die Einbildungskraft nicht nur mit angenehmen, sondern noch vielmehr mit nützlichen Gegenständen der Natur; bewegt das Herz, erhebt es, und flößt ihm durch das Wahre, Gute, Schöne, Erhabene, so sich durch das ganze Werk verbreitet, Empfindungen ein, die Ruhe, Zufriedenheit und jede Art von Tugend gewähren. Dem,

der dieß Werk gelesen, — dem, der's fühlen kann, läßt es sich überzeugend und kurz sagen: **Sulzers Theorie sey das Buch des Weisen.**

Wenn ich aber dieß vortreffliche Werk, so wie es ist, in Rücksicht des jugendlichen Alters betrachte; so scheint es mir, daß der daraus zu erwartende Nutzen aus gewissen Hindernissen, die doch nicht schwer wegzuschaffen wären, nicht allerdings erfolgen könne. — Ein großer Theil der Studirenden hat das Vermögen nicht, ein Werk, das mehrere Kosten erfodert, sich herzuschaffen; und andere, denen es zwar dazu nicht ermangelte, können es, vermöge der Art des Verfassers, wie es Jugendkenner leicht einsehen mögen, nur zum Theil gebrauchen.

Sollte man also so ein Werk für die studirende Jugend unbrauchbar lassen? sollte Sulzer den Studirenden nur dem Namen nach bekannt seyn? — — Ich glaube nicht, daß der einen Widerspruch zu befürchten hätte, der's versuchte, die Theorie jener Künste, welche der studirenden Jugend auf öffentlichen Schulen gegeben werden, ins besondere herauszuziehen, und in ein ordentliches Lehrsystem zu bringen, wo es noch ganz Sulzers Werk wäre; und das, was unter verschiedenen Artikeln zerstreut und gleichsam verborgen liegt, in einer so natürlichen

chen Ordnung herzustellen, daß es einem Jüngling nicht mehr schwer fiel, die Theorie einer Kunst, — nach Sulzers Denkungsart — beynahe von sich selbst zu studiren.

„Aber es sey nicht möglich, Sulzer allein, und da die Theorie über eine Kunst so sehr getheilt ist, Sulzer ganz zu liefern.“

Indeß habe ich's versucht. Da ich bey meinem Lehramt kein Lehrbuch der Beredsamkeit zum Gebrauch hatte; so entschloß ich mich, das, was ich als das vollkommenste unter allen Werken über diesen Gegenstand der schönen Künste fand, zum Nutzen der Studirenden herauszugeben.

Ich habe nun zu beantworten, ob ich Sulzer allein, und in diesem Fache ganz geliefert habe.

Fürs erste kann ich mit aller Wahrheit behaupten, daß ich mich nicht unterstünde, zu den verehrungswürdigen Schriften dieses großen Philosophen nur ein Wort von einem andern auch guten Schriftsteller hinzuzusetzen. — Dann: ob ich Sulzers Theorie der Beredsamkeit ganz geliefert: muß ich, ohne aus Eigenliebe zu sprechen, geradezu sagen, daß ich das ganze Werk dieser allgemeinen Theorie öfters durchlesen, ge-

 nau

nau alles schriftlich für mich bemerkt, was zu diesem Zweig der Künste gehörte; und endlich alles, was eigentlich zur Vollkommenheit dieser Theorie etwas beytrug, in gewisse Ordnung gebracht, und so, wie es da ist, bearbeitet habe.

Wollen die Herren Recensenten etwas dawider sagen, Mängel aufweisen, so werde ich, wenn es noch Gelegenheit ist, das Mangelhafte zu ergänzen, und das Fehlerhafte zu verbessern suchen.

Dieß aber verspreche ich am Ende noch, daß, wenn das gelehrte Publikum diesem meinem Vorhaben Beyfall giebt, und gegenwärtige Theorie der Beredsamkeit eine günstige Kritik erhält, in kürzester Zeit ein neues Werk von gleicher Art, das ich schon ganz durchgearbeitet habe, erfolgen werde.

Indeß empfehle ich mich allen denen, die es vergnügt, die Werke des großen Philosophen Deutschlands zu lesen.



chen Ordnung herzustellen, daß es einem Jüngling nicht mehr schwer fiel, die Theorie einer Kunst, — nach Sulzers Denkungsart — beynahe von sich selbst zu studiren.

„Aber es sey nicht möglich, Sulzer allein, und da die Theorie über eine Kunst so sehr getheilt ist, Sulzer ganz zu liefern.“

Indeß habe ich's versucht. Da ich bey meinem Lehramt kein Lehrbuch der Beredsamkeit zum Gebrauch hatte; so entschloß ich mich, das, was ich als das vollkommenste unter allen Werken über diesen Gegenstand der schönen Künste fand, zum Nutzen der Studirenden herauszugeben.

Ich habe nun zu beantworten, ob ich Sulzer allein, und in diesem Fache ganz geliefert habe.

Fürs erste kann ich mit aller Wahrheit behaupten, daß ich mich nicht unterstünde, zu den verehrungswürdigen Schriften dieses großen Philosophen nur ein Wort von einem andern auch guten Schriftsteller hinzuzusetzen. — Dann: ob ich Sulzers Theorie der Beredsamkeit ganz geliefert: muß ich, ohne aus Eigenliebe zu sprechen, geradezu sagen, daß ich das ganze Werk dieser allgemeinen Theorie öfters durchlesen, ge-

 nau

Rednerische Anordnung.

Anwendung der vorigen Grundsätze.

Rednerischer Ausdruck.

§. 45.

Vortrag der Rede.

Revision.

NB. Wegen Entfernung des Druckorts sind folgende merkliche Fehler eingeschlichen.

Theorie.

S.	Z.	Fehler.	Korrektur.
32	11	daß seinen	daß er seinen
36	2	Unordnung	Anordnung
48	10	bedürfen	bedürfen
113	5	erzweckende	erweckende
148	7	beseelet. so merken wir —	beseelet. endlich merken, was der Dichter mit dem ganz unrichtigen Ausdruck beseelet, hat sagen wollen. Dessen ungeachtet ist er uns zuwider. Wenn ein andrer Dichter sagt: Den, der Neptun und der Aeol gebändigt, verhüllt das Grab. so merken wir — —
166	22	geschöpft hat	geschöpft werden
168	20	worauf ihre Gründe	getilget
171	17	scheler	schaler
178	Anm.	Homer	Home
180	8	Oetologie	Ontologie
201	1	Alticismus	Atticismus
246	12	vorgetragen werden,	beygesetzt: genau zu treffen.

Johann

Johann Georg Sulzers
Theorie
der Beredsamkeit.

Die Kunst der Rede zeiget sich in vielerley Gestalten, die blos durch unmerkliche Grade von einander unterschieden sind. Wir wollen diese vier Gestalten durch die Benennungen der gemeinen Rede, der Wolredenheit, der Beredsamkeit und der Poesie von einander unterscheiden, und denn anmerken, daß, obgleich jederman fühlt, es sey ein Unterschied unter diesen vier Gestalten, die die Rede annimmt, es dennoch unmöglich sey, die Art jeder Gestalt genau zu bestimmen.

Zu jeder Rede gehören nothwendig zwey Dinge: Gedanken und Worte (*). Wenn wir nun setzen, daß vier Menschen über einerley Sache reden, der eine in dem Charakter der gemeinen Rede, der andere mit Wolredenheit, der dritte als ein wirklicher Redner, und der vierte als ein Dichter; so muß sich nothwendig jeder vom andern durch Gedanken und durch Worte unterscheiden; jede der vier Reden muß ihren besondern Charakter, ihre eigene Art haben. Diese müssen wenigstens einigermassen bestimmt werden, ehe man über eine dieser vier Gattungen der Rede, Regeln und Lehren geben kann.

Da uns die Arten der Dinge, die blos durch Grade von einander verschieden sind, nie bestimmt können bezeichnet werden (**), so geht es auch hier nicht an, und man muß sich

(*) Omnis sermo [illegible] habeat necesse est res et verba. Quintil. L. III. c. 3. §. 1.

(**) Art. Gedicht.

sich damit begnügen, daß man nur das, was in jeder Art vorzüglich merklich ist, zum Abzeichen angebe. So könnte man der gemeinen Rede den Charakter zuschreiben, daß sie ohne alle Nebenabsichten die Gedanken, so wie die Gelegenheit sie in der Vorstellungskraft hervorbringt, geradezu und blos in der Absicht, verständlich zu seyn, ausdrucke. Die Wolredenheit könnte von der gemeinen Rede dadurch ausgezeichnet werden, daß sie sucht ihren Gedanken und dem Ausdruck derselben eine angenehme und gefällige Wendung zu geben. Den Charakter der Beredsamkeit könnte man darin setzen, daß sie nur bey wichtigen Gelegenheiten, in der Absicht, die Gedanken oder Empfindungen anderer Menschen, nach einem genau bestimmten Zweck zu lenken, eine ganze Reihe von Gedanken diesem Zweck gemäß erfindet, anordnet und ausdrückt. Die Poesie würde sich endlich dadurch von den andern Arten auszeichnen, daß sie Gedanken und Ausdruck, in der Absicht, ihnen den höchsten Grad der Vollkommenheit und Lebhaftigkeit zu geben, bearbeitet.

Betrachtet man nun die Kunst der Rede überhaupt, und in allen ihren Arten zugleich, so begreift ihre Theorie die Wissenschaft des Denkens und des Sprechens, beyde in ihrem ganzen Umfange. Denn, wie Horaz sagt, der Grund alles Sprechens ist das Denken: Scribendi sapere fons est. Wollte man also die Rhetorik als eine Wissenschaft des Sprechens überhaupt ansehen, so müßte sie auch das klare, richtige, deutliche, nachdrückliche, schöne, ausführliche Denken lehren, und hernach gar alles, was zur Kunst des Ausdrucks

 gehört,

gehört, von den ersten Elementen der Grammatik bis auf das, was die Sprache vom Enthusiasmus der Poesie und des Gesanges annimmt, ausführen.

Wieviel nun von dieser sich erstaunlich weit erstreckenden Wissenschaft aller Wissenschaften, für den besondern Gebrauch des Redners herauszunehmen sey, ist von Niemand genau bestimmt worden.

Jeder, der über die Kunst schrieb, gab ihr nach Gutdünken mehr oder weniger Ausdehnung. Es scheinet, daß die ältesten Rhetoren in Athen bey ihrem Unterrichte fast ganz auf die Sachen, oder auf das Denken gesehen, und nicht nur die ganze Dialektik, sondern auch noch die Staatswissenschaft als Theile der Rhetorik angesehen haben. Hingegen kam das, was den Ausdruck betrifft, in den ersten Zeiten weit weniger in Betrachtung. In den ganz spätern Zeiten hingegen findet man die griechischen Rhetoren fast allein mit dem Ausdruck beschäfftiget, über den sie sich bis auf die ersten Grundregeln der Grammatik herablassen.

Wollte man nun der Rhetorik den Umfang geben, der sowol die früheren, als die spätern Gränzen an den beyden äußersten Seiten in sich begriffe; so würde sie, wie gesagt, fast zu einer unermeßlichen Wissenschaft werden. Um ihr nähere und eigene Schranken zu setzen, muß man über die *Res*, oder das Denken, das, was der Beredsamkeit nicht eigen ist, voraussetzen, und annehmen, der Redner habe Kenntniß der Sachen, worüber er zu sprechen hat, und ihm

blos

bloß gute Grundsätze geben, wornach er das, was er bey jeder Gelegenheit anzubringen hat, aussuchen und vorbringen soll. Und so muß man, in Absicht auf das Formale seiner Kenntnisse, voraussetzen, daß er die Grundregeln der Logik, es sey durch blosse Uebung, oder durch ein förmliches Studiren, besitze; daß er wisse, was das sey, eine Sache sich deutlich oder undeutlich vorstellen; richtig oder unrichtig urtheilen; wahre, oder betrügerische Schlüsse zu machen u. dgl. Dieses aber vorausgesetzt, muß ihm in der Rhetorik Anweisung gegeben werden, wie in besondern Fällen diese Kenntnisse aus der Vernunftlehre anzuwenden seyen.

Da ferner die gemeine Rede noch nicht als eine der schönen Künste betrachtet wird, so muß auch das, was hiezu, sowol in Ansehung der Sachen, als des Ausdruckes gehöret, von der Rhetorik ausgeschlossen werden. Diese muß man lediglich der Grammatik und dem allgemeinen Unterrichte im Begreifen und Denken überlassen.

Die Wohlredenheit aber wird schon als ein Theil der Kunst betrachtet. Da sie aber vornehmlich nur auf einzele Grundsätze und Perioden geht, und sich nicht auf förmliche Reden einläßt, so sollten die Lehren über Wolredenheit einen besondern Theil der Rhetorik ausmachen. Dieser läßt sich darauf einschränken, daß er lehret, wie einzele Begriffe und Gedanken ästhetisch auszubilden, und dem Charakter ihrer Ausbildung gemäß auszudrücken seyen. Man wird da z. B. zeigen, was ein starker, ein naiver, ein witziger, ein angenehmer, rührender, beißender, großer, erhabener

Gedanke sey; und wie der Ausdruck durch Figuren, Tropen und andere Wendungen, auch durch Ton und Klang dem Charakter des Gedankens gemäß zu treffen sey. Alles dieses wird also einen Theil der Theorie ausmachen, in welchem es doch gar nicht um die Bildung des eigentlichen Redners zu thun ist.

Dafür ist ein anderer Theil der Rhetorik nothwendig, welcher eigentlich den Redner zu seinem Augenmerk haben soll, in so fern er förmliche Reden zu verfertigen hat. — Der ganze Plan ist nun nach den angenommenen Einschränkungen leicht zu machen: nämlich, dazu gehören, wie viele der Alten richtig angemerkt haben, folgende Dinge: 1. die Erfindung der Gedanken; 2. die Anordnung; 3. der Ausdruck derselben; 4. in gewissen Fällen die Einprägung der Rede in das Gedächtniß, und 5. der mündliche Vortrag derselben.

Also hat die Rhetorik dem Redner Anweisung zu geben, wie er als Redner in jedem dieser Punkte zur Vollkommenheit gelange. Dabey muß man ihn aber in Ansehung jedes besondern Punkts, auf der einen Seite von dem gemeinen Sprecher, und von dem, der nur Wolredenheit sucht; auf der andern Seite von dem Dichter genau unterscheiden. Man muß über jeden Punkt das, was der Redner mit jenen gemein hat, voraussetzen und übergehen, und das, was der Dichter für sich allein voraus hat, nicht berühren, sondern gerade das betreiben, was dem Redner eigen ist.

§. 2.

§. 2.

Vollständige Erklärung der Beredsamkeit.

Die vollkommene Beredsamkeit ist die Fertigkeit, jeden Gegenstand, der unter den Ausdruck der Rede fällt, sich so vorzustellen, daß er den stärksten Eindruck mache, und denselben dieser Vorstellung gemäß, durch die gemeine Rede auszudrücken. Von ihrer Schwester, der Dichtkunst, — wie wir kurz vorher gesagt haben, — unterscheidet sie sich darin, daß sie sowol in ihren Vorstellungen selbst, als in dem Ausdruck derselben, weniger sinnlich ist, als jene, und weniger äußerlichen Schmuck sucht. — Von der ihr verwandten Philosophie aber geht sie darin ab, daß sie bey klaren Vorstellungen stehen bleibt, da jene die höchste Deutlichkeit sucht; daß sie sogar das, was die Philosophie deutlich entwickelt hat, wieder sinnlich macht, damit es fühlbar und wirksam werde.

Von der blossen Wolredenheit geht die Beredsamkeit in ihren Absichten ab. Jene sucht blos zu gefallen, oder zu ergötzen; sie sieht ihren Gegenstand blos von der angenehmen und und belustigenden Seite an, mischt allerhand fremde Zierrathen zu ihrer besondern Absicht in dieselbe; da diese allemal den bestimmten Zweck hat, zu unterrichten, oder zu überzeugen, oder zu rühren. Die Zierrathen, die sie braucht, müssen blos zur Erreichung dieser Absichten dienen. Sie geht tief in die Betrachtung der Dinge hinein, so weit die innern Sinnen einzudringen vermögend sind; da jene sich

mehr an dem Aeußerlichen derselben hält. Ohne durchdringenden Verstand kann man nicht beredt seyn; aber die bloße Wolredenheit besitzen auch Menschen, die selten die wahre innere Beschaffenheit der Dinge einsehen. Das Leichte, alles, was man sich leicht vorstellt, leicht und angenehm auszudrücken, ist das einzige, was die Wolredenheit erfodert; es ist aber nur ein geringer Theil dessen, was zur Beredsamkeit gehört.

§. 3.

Geschichte der Beredsamkeit.

a) bey den Griechen.

Der Ursprung dieser Kunst muß in den ersten Zeiten des gesellschaftlichen Lebens gesucht werden. Sobald unter einem Volke die Sprache in etwas gebildet ist, so entsteht aus großen gesellschaftlichen Angelegenheiten das Bestreben, in dem die Beredsamkeit ihren Ursprung hat. Ein Patriot sucht die Gedanken des Volkes nach seiner Einsicht zu lenken. Man kann also die Erfindung dieser Kunst keiner besondern Zeit und keinem Volke besonders zuschreiben. Sie ist eine Frucht der Natur, jedem Boden einheimisch; nur nimmt sie etwas von dem Charakter des Himmelsstrichs, unter dem sie hervorkömmt, an. Welche Völker aber die Gaben zu reden in eine förmliche Kunst verwandelt haben, können wir nicht sagen. Vielleicht haben die asiatischen Griechen dieses gethan.

Wenn

Wenn es wahr ist, was man von den Verordnungen des Thales in Kreta und des Lykurgus in Sparta sagt (*), so scheint die Beredsamkeit schon zu ihren Zeiten eine förmliche Kunst gewesen zu seyn, deren Regeln gelehrt worden sind. Daß aber schon vor dieser Zeit die Kunst zu reden geblüht habe, beweiset Homer, der vollkommenste Redner. Die Reden, die er seinen Helden in den Mund legt, sind nach Maaßgebung der Personen und der Umstände vollkommen. Ob aber schon zu seiner Zeit Schulen der Beredsamkeit, oder besondre Lehrer derselben gewesen seyen, läßt sich nicht sagen. Den Philosophen Bias stellt Diogenes Laertius als einen großen gerichtlichen Redner vor; woraus sich wenigstens abnehmen läßt, daß die öffentliche Beredsamkeit nicht erst, wie einige vorgeben, zu den Zeiten des Perikles in Flor gekommen. Sie scheint vielmehr zu den Zeiten dieses Staatsmannes in Athen ihren höchsten Gipfel erreicht zu haben. Man sagt von ihm, daß er das Volk zu allem, was er sich vorgesetzt hatte, habe bereden können. Ein sehr naives Zeugniß davon liegt in einer Antwort, die Thucidides dem spartanischen König Archidamus auf die Frage gegeben: Wer von ihnen beyden, Perikles, oder Thucidides, stärker im Ringen sey; „das ist schwer zu sagen; (war die Antwort,) „denn wenn ich ihn im Ringen zu Boden geworfen habe, so kann er doch die Zuschauer bereden, daß „ich nicht ihn, sondern er mich umgeworfen habe (**).“

Nä-

(*) Sextus Emp. adv. Mathem. L. II.

(**) Plutarch im Perikles.

Natürlicher Weise mußte in Athen, nachdem einmal die Demokratie da eingeführt war, die Beredsamkeit, die wichtigste Kunst werden, weil man durch sie beynahe zum uneingeschränkten Herrn des Staats wurde, wie Perikles wirklich gewesen ist. Damals also, und noch eine ziemliche Zeit nachher, war Athen voll Rhetoren, bey denen die vornehmere Jugend die Staatsberedsamkeit lernte.

Also kam die Beredsamkeit bey diesem, ohnedem mit dem glücklichsten Genie begabten Volke, auf den höchsten Grad der Vollkommenheit. Wer irgend einige Vorzüge des Genies in sich empfand, der wurde ein Redner, oder er suchte die Theorie dieser Kunst ins Licht zu setzen.

Die theoretischen Werke aus den damaligen Zeiten sind alle, bis auf die Rhetorik des Aristoteles, für uns verlohren. Hingegen sind noch Meisterstücke von wirklichen Werken der öffentlichen Beredsamkeit aus den goldenen Zeiten derselben übrig, die man in der Geschichte des Thucidides, und in den Werken des Isokrates, des Demosthenes und des Aeschines findet. Von Isokrates sagt man, er sey der erste, der das Studium des Mechanischen im Ausdrucke, des Wolklanges und der künstlichen Einrichtung der Perioden eingeführt habe.

Ein ganz außerordentliches Bestreben nach der höchsten Vollkommenheit dieser Kunst äußerte sich vornehmlich in Athen, als die politischen Umstände Griechenlands der Freyheit dieses Staates den Untergang drohten. Eine so äußerst wich-

wichtige Sache erweckte natürlicher Weise alles, was irgend an Kräften in den Gemüthern der Patrioten vorhanden war.

Damals thaten sich insbesondere Demosthenes und Phocion hervor, die eifrigsten Verfechter der Freyheit; jener durch Reden, dieser durch Reden und Thaten. Von jenem sagt man, er sey der fürtrefflichste; von diesem, er sey der nachdrücklichste Redner gewesen. Man kann nicht ohne Bewunderung sehen, mit was für unermüdeter Wirksamkeit, mit welcher Anstrengung des Geistes, mit welcher Hitze der Empfindung Demosthenes jede Triebfeder des menschlichen Herzens zu reizen gesucht hat, um die sinkende Freyheit aufrecht zu halten. Vielleicht hat niemals ein Mensch für die Rechte der Menschlichkeit weder mit soviel Genie, noch mit soviel Eifer gefochten. Seine Reden sind das fürtrefflichste Denkmal des Verstandes und der patriotischen Gesinnungen.

Ueberhaupt herrscht in den Ueberbleibseln der Beredsamkeit derselben Zeit eben der Geschmack, den man in andern griechischen schönen Werken der schönen Künste aus diesem Zeitalter sieht. Eine ganz männliche Stärke des Verstandes, der überall das sieht, was am geradesten und sichersten zum Zwecke führt, der über alle Ränke und Spitzfindigkeit des Witzes und der täuschenden Einbildungskraft wegschreitet; und ein Herz, das die wahre Größe und Stärke der menschlichen Natur empfindet, das von nichts kleinem gerührt wird.

Auch

Auch die Gattung der Beredsamkeit, die ruhigere Gegenstände zum Inhalt hat, die den Philosophen, den Geschichtschreibern und den Moralisten eigen ist, war in dieser goldenen Zeit, die vom Perikles bis auf den Phocion gedauert hat, in ihrer höchsten Schönheit, wovon die Werke des Plato und des Xenophons hinlänglich zeugen. Eben so scheint auch die Beredsamkeit des Umganges damals im höchsten Flor gewesen zu seyn, wovon man tausend Beyspiele in den Werken des Plutarchs antrifft. Also können die Griechen auch in diesem Stücke als die Lehrmeister aller spätern Völker angesehen werden.

Mit der Freyheit fiel in Athen auch die große Beredsamkeit, und entartete in eine angenehme Kunst, die mehr zum Zeitvertreib und zur Belustigung der Einbildungskraft, als zur Ausbreitung des Guten angewendet wurde. Noch in den guten Zeiten hatten schon die verschiedenen Sekten der Philosophen angefangen, einen schädlichen Einfluß auf die Beredsamkeit zu haben. Die Hochachtung, in welcher einige Philosophen stunden, gab auch seichten Köpfen die Ruhmsucht, sich durch Behauptung allerhand seltsamer Meinungen einen Namen zu machen. Die Sophisterey schlich sich unvermerkt in die Kunst der Rede ein. Man sah nicht mehr auf richtige Beweise des Wahren, sondern auf erschlichene und auf Spitzfindigkeit gegründete Behauptung dessen, was man für wahr ausgab.

Als nachher das Volk seinen Antheil an der Regierung verlohren hatte, fielen auch die starken Triebfedern zu dieser

Sul. Kunst.

Kunst. Sie wurde gemißbraucht, den Tyrannen zu schmeicheln, oder das Volk, das keine wichtigen Geschäffte hatte, in seinem Müßiggange zu belustigen. Oeffentliche Reden über wichtige Staatsangelegenheiten hatten nicht mehr statt; sie wurden aber in den Schulen der Redner der Jugend, die kein Gefühl der Freyheit und nicht die geringste Kenntniß der Politik hatte, zur Uebung in der Wolredenheit aufgegeben.

Da indessen alle Kunstgriffe der Redner, alle Farben der Beredsamkeit, welche die goldene Zeit der Freyheit hervorgebracht hatte, übrig geblieben wären, die Seele aber, nämlich die großen und wichtigen Angelegenheiten, worüber geredt werden sollte, fehlten; so entstund die zierliche, der Phantasie schmeichelnde Beredsamkeit der neuen Griechen, die sich nur in den Schulen Athens erhalten, und nachher von da nach Rom ausgebreitet hatte. Die Kraft des Genies, welche die alten Redner angewendet hatten, die wichtigsten Angelegenheiten in ihrem wahren Lichte vorzustellen, dem ganzen Volke Empfindungen einzuflößen, oder bey ihm Entschließungen hervorzubringen, wurde nun angewendet, den Reden von erdichtetem Inhalt Zierlichkeit, Annehmlichkeit und Wolklang zu geben. Die Lehrer der Beredsamkeit, die ehedem die jungen Redner in der Staatskunst und in der Wissenschaft, sich der Gemüther zu bemächtigen, unterrichtet hatten, wurden Grammatiker, und lehrten schöne Redensarten, angenehme Bilder, und witzige Einfälle in die Rede zu bringen. In ihren Schulen wurde nichts mehr

von

von Staatsinteresse, von der Regierungskunst, sondern von Tropen und Figuren gesprochen. Homer wurde nicht mehr als ein Lehrer der Heerführer und Regenten, sondern als ein Grammatiker angesehen: man suchte in der Iliade alle mögliche Figuren der Rede, und fand bisweilen acht bis zehen Figuren in einer einzigen Redensart. Kurz, die Beredsamkeit entartete in den Schulen der Rhetoren gerade so, wie lange hernach die Philosophie unter den Händen der Scholastiker, in einen bloßen Wortkram. Nur hie und da waren noch einzele gesündere Köpfe, welche die Ueberbleibsel der wahren Kunst zu reden auf philosophische Materien anwendeten.

Dieses Schicksal hat die Beredsamkeit unter dem Volke gehabt, dem die Natur vor allen andern alle zu den Künsten nothwendige Talente in reichem Maaße zugetheilt hatte.

β) bey den Römern.

Auf eine ganz ähnliche Weise ist die Beredsamkeit auch in Rom aufgekeimt, zur vollen Reife erwachsen, und wieder verwelkt. Die ersten Redner des römischen Volkes hatten keinen Lehrmeister, als ihren guten und scharfen Verstand, von dem Eifer für das allgemeine Beste begleitet. Die kurze Rede des Tiberius Gracchus, die Plutarch aufbehalten hat, ist ein Meisterstück einer starken natürlichen Beredsamkeit. Lange hatten die römischen Redner keinen andern Lehrer dieser Kunst, als die Natur. Als sie nachher

mit

mit den Griechen bekannt wurden, lernten sie von ihnen die Beredsamkeit als eine Kunst zu studiren und zu üben.

Man lernte sie, wie in Athen, um dadurch einen Einfluß auf die Entschließungen des Senats und des Volks zu haben, oder wichtigen Rechtssachen, deren Entscheidung oft vom ganzen Volke abhieng, eine günstige Wendung zu geben. — Das Ansehen und die Macht, die man sich in Rom durch die Beredsamkeit geben konnte, brachte diese Kunst in große Achtung. Man sah Redner entstehen, die sich neben dem Perikles und Demosthenes hätten zeigen können.

Zu dem höchsten Flor kam sie ebenfalls in dem Zeitpunkte, da die Freyheit gegen die Unterdrückung der Republik kämpfte. Eben die erhabenen Bestrebungen, die der athenienſische Redner anwendete, den Fall der griechischen Freyheit aufzuhalten, wendete auch Cicero an, Rom denselbigen Dienst zu thun. Der Untergang der Freyheit bewirkte in Rom, gerade wie in Griechenland, dieselbe Ausartung der Beredsamkeit, nur mit dem Unterschied, daß die Römer, deren Genie weniger zur Spitzfindigkeit geneigt war, sich niemals bis zu den unendlichen Kleinigkeiten der Rhetorik herunter gelassen, an welche sich die spätern griechischen Rhetoren hielten.

Mit Cicero starb das Große dieser Kunst; aber wie sich in einem todten Leichnam die Wärme noch eine Zeitlang hält, so hielt sich auch etwas von dem scheinbaren Leben der-

selben nach dieses großen Mannes Tode (*). Obgleich die politische Beredsamkeit mit der Freyheit ihren völligen Untergang fand, so erhielt sich doch die gerichtliche noch lange Zeit; auch blieb überhaupt unter der Regierung der Cäsarn und einiger nachfolgender Kaiser ein Theil der Hochachtung, die man in den letzten Zeiten der Republik für diese Kunst hatte. Gut sprechen zu können war noch eine Zeitlang ein Talent, welches zu besitzen selbst die unumschränkten Herren der Welt für keine Kleinigkeit hielten. Allein das große Interesse, das allein der Beredsamkeit das wahre Leben geben kann, war weg; und auch das wenigere Interesse, wodurch die gerichtliche Beredsamkeit sich erhalten hatte, fiel auch immer mehr, und endlich versank diese Kunst wie ein todter Leichnam in eine eckelhafte Verwesung.

γ) in

(*) Der Jesuit Strada wendet ein Gleichniß, dessen sich Plutarch bedient hatte, um den Verfall der griechischen Monarchie nach Alexanders Tode abzubilden, scharfsinnig auf den Verfall der Beredsamkeit nach Ciceros Tode an: Ut abeunte anima cadauera non consistunt - - sic Alexandro fugiente exercitus ille palpitabat - - Perdiccis, Seleucis atque Antigonis, tamquam spiritibus etiamnum calidis - - tandem flaccescens exercitus et cadaueris more tabidus, vermium instar ex sese procreauit degeneres Reges - - semianimes. Ita sane sublato Cicerone - - statim eloquentiae corpus, quod ab illo animabatur, elanguit; et quamuis oratores aliquot, Persii, Senecae, Plinii, tamquam plena adhuc animae membra cadentem calentemque spiritum reciperent - - breui tamen in mera oratorum cadauera degeneratum est. Prolus. Acad. L.I. 1.

γ) in den neuern Zeiten.

Als man in den neuern Zeiten wieder anfieng, die Wissenschaften und Künste der Alten aus dem Staube hervorzusuchen, war die Beredsamkeit eine der ersten, die die Achtung der Neuern auf sich zog. Aus der Asche der griechischen und römischen Redner entstund etwas, das man als eine Frucht der alten Kunst zu reden, ansehen konnte, ob es gleich nur eine schwache und entfernte Aehnlichkeit mit ihr hatte. Diese Abartung war eine natürliche Folge des mindern fruchtbaren Bodens. Die Neuern lernten die Beredsamkeit wieder hochschätzen; aber zu der Vollkommenheit, auf welcher sie bey den Alten war, konnten sie dieselbe nicht bringen, denn die großen Triebfedern, wodurch diese Kunst bey den Alten ihre Stärke erhalten hatte, waren nicht mehr vorhanden. Durch die Beredsamkeit kann man in den neuern Zeiten Ehre und Ansehen bey einem sehr kleinen Theil seiner Nation erhalten; aber politische Macht, Einfluß auf die Entschließungen der Regenten, auf das Schicksal ganzer Völker, ist kaum mehr daher zu erwarten. Also wird auch ein Genie, wie Demosthenes oder Cicero gewesen, — vielleicht — niemal zu der Größe kommen, die wir an diesen Männern bewundern.

Das stärkste Bestreben, durch Beredsamkeit groß zu werden, scheint in den neuern Zeiten sich in Frankreich (*) zu äußern, wo man durch diese Kunst sich wenigstens einen

(*) England kann gewiß mit jener Nation in Parallel gesetzt werden.

großen Namen machen, und bey vielen zu großem Ansehen kommen kann. Da, wo es dem Eifer für das gemeine Beste und für die Erhaltung eines Rests der Freyheit noch vergönnt ist, gegen die Unterdrückung zu kämpfen, in einigen Parlamenten, sieht man noch bisweilen Werke hervorkommen, die selbst Athen und Rom nicht würden gering geschätzet haben. Es ist auch in diesem Lande nicht ganz unerhört, daß die Beredsamkeit, die ihre Stimme blos in Schriften erhebt, von einigem Einfluß auf allgemeine Staatsentschließungen gewesen sey. Allein, blos durch Schriften reden, macht nur einen Theil der Kunst aus. Demosthenes selbst hat den mündlichen Vortrag für den wichtigsten Theil derselben gehalten. Also können die, welche nur durch Schriften mit ihrer Nation reden, die Kunst niemal in ihrer Stärke brauchen.

Deutschland scheinet (es sey ohne Beleidigung gesagt) in seiner gegenwärtigen Verfassung, ein für die Beredsamkeit ziemlich unfruchtbarer Boden zu seyn. Zu sagen, daß es den Deutschen an Genie dazu fehle, wäre ohne Zweifel eine grobe Unwahrheit; daß aber dem Deutschen, der von der Natur die Talente des Redners empfangen hat, die Triebfedern sich zu einer gewissen Größe zu schwingen, ganz fehlen, ist eine Wahrheit, die niemand läugnen kann. Unsre Höfe sind für die deutsche Beredsamkeit unempfindlich; unsre Städte haben eine allzugeringe Anzahl Einwohner, die von schönen Künsten gerührt werden; und die wenigen, die das Gefühl dafür haben, sind nicht von dem Ansehen, um

Eindruck

Eindrück auf das Publikum zu machen. Wie wenig Kraft kann also Lob oder Tadel auf ein männliches Gemüthe haben, da beyde von so wenigen und so unbeträchtlichen Menschen herkommen können? in Athen war das ganze Volk das, was in Deutschland die kaum zu merkende Zahl guter Kenner ist; es hatte Geschmack (*).

Die bekannte Anekdote vom Theophrast, der wegen seines Accents von einem gemeinen Weibe ist getadelt worden, beweist, daß in Athen der gemeinste Mensch ein Ohr und ein Gefühl für die Schönheiten der Rede gehabt, das in Deutschland nur die wenigen Kenner haben. Noch verträgt das deutsche Ohr alles, so wie das deutsche Aug, wenn es nur nicht gegen eine Nationalmode streitet. In schönen Künsten aber ist noch nichts zur Mode worden. In Athen war eine ungewöhnliche Gebehrde des Redners, eine nicht ganz attische Redensart, eben so anstößig, als dem deutschen Volke eine ungewöhnliche Form des Huts wäre (**). Sah das ganze Volk in Athen auf Kleinigkeiten, wie viel mehr mußte der Redner in wichtigen Dingen sorgfältig seyn.

(*) Quorum semper fuit prudens sincerumque iudicium, nihil vt possent, nisi incorruptum audire & elegans; sagt Cicero von den Athieniensern; und er setzt hinzu: Eorum religioni cum seruiret Orator, nullum verbum insolens — nullum odiosum ponere audebat. Cic. Orat.

(**) — — Vt Æschini ne Demosthenes quidem videatur attice dicere — Itaque se purgans iocatur Demosthenes: Negat in ea positas esse fortunas Graeciae, huc an illuc manum porrexerit. Cic. ebendaselbst.

Ein Hauptgrund, warum bey jenen Alten sowol alle schönen Künste überhaupt, als die Beredsamkeit insbesondere, zu einem höhern Grad der Vollkommenheit gekommen, liegt in der öffentlichen und feyerlichen Anwendung derselben, wodurch der Redner die wahre Begeisterung empfindet. Dieses fehlt auch in den größten Städten Deutschlands ganz, da selbst die Feyerlichkeiten der Religion alles festliche und die Einbildungskraft ergreifende, verlohren haben.

Bey diesen der Beredsamkeit so ungünstigen Umständen, müssen wir uns begnügen, wenigstens eine ganz kleine Anzahl Schriftsteller zu haben, (und diese hat Deutschland, wie wol erst seit kurzem) an denen man die zur Beredsamkeit nöthigen Talente nicht vermißt, und die die Hoffnung unterhalten, daß diese wichtige Kunst auch unter dem deutschen Himmel sich in ihrer Stärke zeigen werde, sobald die Umstände der Nation es zulassen werden.

§. 4.

Würde und Nutzen der Beredsamkeit.

Die schönen Künste sollen durch ihre Werke auf die Gemüther der Menschen daurende, und zur Erhöhung der Seelenkräfte abzielende Eindrücke machen (*). Diese Bestimmung scheint die Beredsamkeit in dem weitesten Umfange erfüllen zu können. Sie macht vielleicht nicht so tief in die Seele dringende, noch so lebhafte Eindrücke, wie die Kün-

(*) Art. Künste.

Künste, die eigentlich die Reizung der äußern Sinnen zum unmittelbaren Zweck haben; dafür aber kann sie alle nur mögliche Arten klarer Vorstellungen erwecken, die ganz außer dem Gebiete jener reizendern Künste sind.

Man kann also der Beredsamkeit den ersten Rang unter den schönen Künsten nicht absprechen. Sie ist offenbar das vollkommenste Mittel, die Menschen verständiger, gesitteter, besser und glücklicher zu machen. Durch sie haben die ersten Weisen die zerstreuten Menschen zum gesellschaftlichen Leben versammelt, ihnen Sitten und Gesetze beliebt gemacht: durch sie sind Plato, Xenophon, Cicero, Rousseau (*), zu Lehrern der Menschen worden. Sie unterrichtet einzele Menschen und ganze Gesellschaften von ihrem wahren Interesse; durch sie werden die Empfindungen der Ehre, der Menschlichkeit und der Liebe des Vaterlandes in den Gemüthern rege gemacht.

Männer von vorzüglichen Gemüthsgaben, die überall das Wahre und Gute sehen, von demselben lebhaft gerührt werden, die dabey die Gabe haben, alles, was sie erkennen und empfinden, auch andern fühlbar zu machen, die die Kunst besitzen, von der man sagt: daß sie die Sinnen der Menschen lenkt, und die Gemüther besänftiget (**); können

(*) Wie viele der beredtesten Männer könnten wir hier mit Ruhme nennen?

(**) Regit dictis animos et pectora mulcet. Virg. Aen. I. 152.

solche Männer nicht als Geschenke des Himmels angesehen werden? als Lehrer und Vorsteher der Menschen, bestimmt jede gemeinnützige Kenntniß, jede gute Gesinnung unter einem ganzen Volke auszubreiten?

In der Beredsamkeit findet die ächte Politik das wichtigste Mittel, den Staat glücklich zu machen. Aeußerlicher Zwang macht keine gute Bürger: durch ihn ist der Staat eine leblose Maschine, die nicht länger geht, als so lange eine fremde Kraft auf sie drückt; durch die Beredsamkeit bekömmt sie eine innere lebendige Kraft, wodurch sie unaufhaltbar fortgeht. In den Händen eines weisen Regenten ist sie ein Zauberstab, der eine wüste Gegend in ein Paradies verwandelt, ein träges Volk arbeitsam, ein feiges beherzt, ein unverständiges verständig macht.

Steht sie dem Philosophen bey, so breitet sich Vernunft und Einsicht über ein ganzes Volk aus; leistet sie ihre Hülfe dem Moralisten; so nehmen Gesinnungen der Rechtschaffenheit, der Redlichkeit und der Großmuth, die Stelle der Unsittlichkeit, des Eigennutzes und aller verderblichen Leidenschaften ein; durch sie wird alsdenn ein wildes, ruchloses, frevelhaftes Volk gesittet und tugendhaft. Durch sie unterstützt konnte der unsterbliche Tullius einen wilden, äußerst aufgebrachten Pöbel besänftigen (*). Durch sie brachte dieser Patriot das römische Volk dahin, daß es eine Sache, die es seit Jahrhunderten gewünscht, und für das größte

(*) Plutarch im Cicero.

größte Glück angesehen hatte, freywillig verwarf (*). Und hätte nicht das Schicksal Roms Untergang beschlossen, so wäre es durch die Beredsamkeit dieses einzigen Mannes gerettet worden.

Diese Kraft hat die Beredsamkeit nicht nur alsdenn, wenn sie sich in einem feyerlichen Aufzuge vor einem ganzen Volke zeiget, und große öffentliche Reden hält. Oft hat ein einziges Wort, zu rechter Zeit gesprochen, mehr Kraft, als eine lange Rede. Die weitläuftigen Reden, dergleichen Thucidides und Livius den Heerführern in den Mund legen, sind selten so würksam, als ein zuversichtliches Wort im rechten Augenblick und im wahren Ton der Zuversicht gesprochen; wie das, wodurch ein griechischer Heerführer, den man durch die überlegene Anzahl der Feinde schrecken wollte, seinem Heere Muth gab: **Es ist nicht unsre Art zu fragen, wie stark der Feind sey, sondern, wo wir ihn antreffen können.**

Also kann die Beredsamkeit, auch ohne Veranstaltung, mitten in den Geschäften, durch wenig Worte die größte Würkung thun. Durch diese Art der Beredsamkeit hat Sokrates durch eine einzige Unterredung aus einem ausschweifenden Jüngling beynahe einen Heiligen gemacht (**). So

(*) Te dicente legem agrariam, hoc est alimenta sua, abdicauerunt tribus.

Plin. Hist. Nat. L. VII. C. 30.

(**) Diog. Laert. in Socr. C. V.

von Staatsinteresse, von der Regierungskunst, sondern von Tropen und Figuren gesprochen. Homer wurde nicht mehr als ein Lehrer der Heerführer und Regenten, sondern als ein Grammatiker angesehen: man suchte in der Iliade alle mögliche Figuren der Rede, und fand bisweilen acht bis zehen Figuren in einer einzigen Redensart. Kurz, die Beredsamkeit entartete in den Schulen der Rhetoren gerade so, wie lange hernach die Philosophie unter den Händen der Scholastiker, in einen bloßen Wortkram. Nur hie und da waren noch einzele gesündere Köpfe, welche die Ueberbleibsel der wahren Kunst zu reden auf philosophische Materien anwendeten.

Dieses Schicksal hat die Beredsamkeit unter dem Volke gehabt, dem die Natur vor allen andern alle zu den Künsten nothwendige Talente in reichem Maaße zugetheilt hatte.

β) bey den Römern.

Auf eine ganz ähnliche Weise ist die Beredsamkeit auch in Rom aufgekeimt, zur vollen Reife erwachsen, und wieder verwelkt. Die ersten Redner des römischen Volkes hatten keinen Lehrmeister, als ihren guten und scharfen Verstand, von dem Eifer für das allgemeine Beste begleitet. Die kurze Rede des Tiberius Gracchus, die Plutarch aufbehalten hat, ist ein Meisterstück einer starken natürlichen Beredsamkeit. Lange hatten die römischen Redner keinen andern Lehrer dieser Kunst, als die Natur. Als sie nachher

mit

mit den Griechen bekannt wurden, lernten sie von ihnen die Beredsamkeit als eine Kunst zu studiren und zu üben.

Man lernte sie, wie in Athen, um dadurch einen Einfluß auf die Entschließungen des Senats und des Volks zu haben, oder wichtigen Rechtssachen, deren Entscheidung oft vom ganzen Volke abhieng, eine günstige Wendung zu geben. — Das Ansehen und die Macht, die man sich in Rom durch die Beredsamkeit geben konnte, brachte diese Kunst in große Achtung. Man sah Redner entstehen, die sich neben dem Perikles und Demosthenes hätten zeigen können.

Zu dem höchsten Flor kam sie ebenfalls in dem Zeitpunkte, da die Freyheit gegen die Unterdrückung der Republik kämpfte. Eben die erhabenen Bestrebungen, die der atheniensische Redner anwendete, den Fall der griechischen Freyheit aufzuhalten, wendete auch Cicero an, Rom denselbigen Dienst zu thun. Der Untergang der Freyheit bewirkte in Rom, gerade wie in Griechenland, dieselbe Ausartung der Beredsamkeit, nur mit dem Unterschied, daß die Römer, deren Genie weniger zur Spitzfindigkeit geneigt war, sich niemals bis zu den unendlichen Kleinigkeiten der Rhetorik herunter gelassen, an welche sich die spätern griechischen Rhetoren hielten.

Mit Cicero starb das Große dieser Kunst; aber wie sich in einem todten Leichnam die Wärme noch eine Zeitlang hält, so hielt sich auch etwas von dem scheinbaren Leben der-

zu seyn strebt, ist auch daran gelegen, daß alle öffentliche, berufene und unberufene Lehrer des Volks von der wahren Beredsamkeit unterstützt werden. Nur alsdenn können sie den vortheilhaftesten Einfluß auf den Charakter des ganzen Volks haben. Eigentlich sind sie es nur, durch die die Vernunft ausgebreitet, die Finsterniß der Unwissenheit vertrieben, der Unflat des Aberglaubens vertilget, und das sittliche Gefühl von jedem Guten in den Gemüthern rege gemacht wird.

Obwol uns nun die Gelegenheiten benommen sind, vor Gericht, oder in Staatsversammlungen aufzutreten, und die Stärke der Beredsamkeit da gelten zu machen; so haben wir andere, gar nicht minder wichtige, große Dinge mit auszurichten. Man kann durch schriftlichen Vortrag, so oft man will, für ein ganzes Publikum treten, und höchstwichtige sowol allgemeine, als mehr ins besondere gehende Rechts- und Staatsmaterien auf eine Art behandeln, die in den wesentlichsten Stücken wenig von der Art der griechischen und römischen Redner abgeht. Es giebt noch itzt selbst in solchen Staaten, wo dem Volke wenig Freyheit gelassen ist, Gelegenheit, da ein patriotischer Redner wichtige öffentliche Anstalten empfehlen, oder sehr schädliche Mißbräuche abrathen kann; wo er Nationalvorurtheile auszurotten, oder Nationalgesinnungen einzupflanzen, versuchen kann.

Wer

Wer dieses gehörig überlegt, wird finden, daß es nichts weniger als unnöthig ist, noch itzt unter uns die Mittel zu entwickeln, wodurch Demosthenes und Cicero so große Dinge bewirkt haben. Ueberhaupt scheinet mir diese Erinnerung itzt so viel wichtiger, da es am Tage liegt, daß unsere Kunstrichter sich der Dichtkunst mit so warmen Interesse, hingegen der Beredsamkeit so kaltsinnig annehmen, als wenn sie keine eheliche Schwester jener Kunst wäre.

§. 6.

Zweck der Beredsamkeit.

Man sagt insgemein, der Zweck des Redners sey, seine Zuhörer von etwas zu überzeugen: dennoch ist dieses nicht der einzige Zweck, den er sich vorsetzen kann. Oft sucht er blos zu rühren, eine gewisse Leidenschaft rege zu machen, oder die Gemüther blos zu besänftigen. Wir können uns die verschiedenen Gattungen der Reden, in Ansehung ihres Zwecks, am deutlichsten durch die verschiedene Beschaffenheit der einfachsten Redesätze vorstellen.

Nicht jeder Satz der Rede enthält ein Urtheil, das wahr oder falsch seyn muß; es giebt auch Sätze, die einen Wunsch, einen Befehl, eine bloße Ausrufung enthalten. Selbst die Sätze, die man in der Vernunftlehre Urtheile nennt, sind von zwey sehr verschiedenen Gattungen. Die eigentlich urtheilenden Sätze, wie diese: **Gott ist weise: die Tugend macht glücklich**; sind Sätze von ganz

ande-

anderer Art, als die blos erklärenden oder beschreibenden Sätze, dergleichen die sogenannten **Definitionen** sind. Nun kann jede Art des einfachen Redesatzes der Inhalt einer ganzen Rede werden. Dieses verdient etwas umständlich betrachtet zu werden.

Der bejahende, oder verneinende Satz, als: **Die Tugend macht glücklich; der Lasterhafte ist nie glücklich:** kann durch eine ausführliche Rede bestätiget, oder widerlegt werden. Da ist die einzige Absicht zu überzeugen, weil ihr Wesen eigentlich darin besteht, daß etwas als wahr oder falsch vorgestellt werde.

Der blos erklärende Satz, als: **Güte in ihren Würkungen durch Weisheit bestimmt, ist eigentlich das, was man Gerechtigkeit nennt;** hat einen ganz andern Zweck. Man kann zwar eine beweisende Rede daraus machen, aber der unmittelbare Zweck solcher Sätze ist die Entwicklung und Festsetzung eines einzigen Begriffs. Hier ist die Absicht Aufklärung, nicht Ueberzeugung.

Der befehlende oder vermahnende Satz kann ebenfalls der Inhalt einer ausführlichen Rede seyn. Da ist der Zweck eigentlich Rührung, Erweckung der Furcht, des Muthes, der Hoffnung ꝛc. So ist die Rede des Cicero, die eigentlich der Eingang seiner Anklage gegen den **Verres** ist, darin er die Richter zur Strengigkeit vermahnet. Auch die erste Rede gegen den **Catilina** ist meistens von dieser Art.

Auch

Auch der blos ausrufende Satz, dergleichen diese sind: **O! unglückliches Vaterland! — O! lieblicher Sitz der Ruhe und Unschuld!** kann der Hauptinhalt einer ausführlichen Rede seyn. Alsdenn geht die Hauptabsicht des Redners auf die Entwicklung seines eigenen Gefühls, wodurch Empfindungen angenehmer, oder schmerzhafter, oder zärtlich trauriger Art bey dem Zuhörer erwecket werden. Dabey kann es Fälle geben, wo der Redner kein anderes Interesse hat, als seine Zuhörer angenehm zu unterhalten.

Dieses sind, wie mich dünkt, die verschiedenen Fälle, aus denen die Verschiedenheit des Zwecks der Beredsamkeit kann bestimmt werden, und woraus offenbar ist, daß der Redner nicht allemal auf Ueberzeugung arbeite (*).

§. 7.

Von dem Redner und seinen Eigenschaften.

Wie der ein Maler ist, der jeden sichtbaren Gegenstand durch Zeichnung und Farben so nachzuahmen weis, daß das Bild eben die Vorstellung erweckt, die er selbst von dem Urbilde hat; so schreibt man dem Beredsamkeit zu, der das, was er denkt und empfindet, durch die gemeine Rede so auszüdrücken weis, daß dadurch auch in andern dieselben Vorstellungen und Empfindungen erwecket werden. Dieses kann nicht geschehen, wenn er nicht selbst mit großer Klarheit

(*) Tria funt, quae praestare debet orator, vt *doceat, moveat, delectet.* Quintil. Inst. L. III. c. 5. § 2.

heit und Lebhaftigkeit denkt und empfindet. Demnach besitzt der Redner die Fähigkeit, seine eigenen Vorstellungen zu einem vorzüglichen Grade der Klarheit und Lebhaftigkeit zu erheben, und sie durch die Rede auszudrücken: und darin besteht die wahre Anlage zur Beredsamkeit.

Man fodert aber von dem Maler nicht nur die Geschicklichkeit, jeden Gegenstand, so wie er ihn sieht, auszudrücken; er muß ihn so nachahmen können, daß er nach seiner Art am vortheilhaftesten in die Augen fällt, und den lebhaftesten Eindruck macht. Eben so fodert man auch von dem Redner, daß seinen Gegenstand in dem vortheilhaftesten Lichte und so zeige, wie er in seiner Art die stärkste Würkung zum Unterrichte, oder zur Ueberzeugung, oder zur Rührung, thun wird.

Wenn man nun bedenkt, was für Kräfte des Geistes, was für Gaben, Kenntnisse und erworbene Fertigkeit dazu erfodert werden; so scheinet es, daß bey einem vollkommenen Redner mehr seltene Fähigkeiten zusammentreffen, als bey irgend einem andern Künstler. Eben darin glaubte Cicero den Grund der so großen Seltenheit vollkommner Redner gefunden zu haben (*), — und er sagte einmal öffent-

(*) Sed nimirum majus est hoc quiddam, quam homines opinantur & pluribus ex artibus, studiisque collectum. Quis enim aliud in maxima discentium multitudine — praestantissimis hominum ingeniis — esse causae putet, nisi rei quamdam incredibilem magnitudinem ac difficultatem. *de Orat. L. I.* Man lese den Art. Rede.

öffentlich, als eine bekannte unzweifelhafte Wahrheit, es gebe in einem Staate nur zweyerley vorzüglich wichtige Arten großer Männer, nämlich Feldherren und Redner (*).

Mehr als irgend einem andern Künstler ist ihm ein durchdringender Verstand nöthig, um in allem, was die Menschen am meisten intereßirt, das Wahre, Wichtige und Große richtig zu erkennen; nicht blos durch ein dunkles, wiewol sicheres Gefühl zu empfinden, sondern mit hinlänglicher Klarheit und Deutlichkeit so zu sehen, daß es auch weniger Scharfsichtigen einleuchtend kann gemacht werden (**).

Die Stärke, Lebhaftigkeit und den Reichthum der Einbildungskraft hat der Redner mit allen andern Künstlern gemein; sie sind ihm nöthig, weil er oft sichtbare Gegenstände so hell und so lebhaft zu schildern hat, daß der Zuhörer sie mit Augen zu sehen glaubt, welches ihm nothwendig schwerer wird, als dem Dichter, dessen Sprache dazu bequemer ist. Auch sind ihm diese Gaben nöthig, weil er gar oft abstrakte und aller Sinnlichkeit beraubte Gedanken, um sie

(*) Duae sunt artes, quae possunt locare homines in amplissimo gradu dignitatis: una imperatoris, altera Oratoris boni.

Orat. pro L. Muraena c. 14.

(**) Qui ratione plurimum valenti, quique ea quae cogitant, quam facillimo ordine disponunt, vt clare et distincte cognoscantur, aptissima semper ad persuadendum dicere possunt.

Cartes. de Methodo.

sie sinnlich und eindringend zu machen, durch glückliche Tropen körperlich darzustellen hat. Hingegen hat er auch mehr, als irgend ein Künstler, Kräfte der kältern Vernunft nöthig, um seiner feurigen Phantasie beständig Meister zu bleiben, weil er weit genauer als der Dichter in einem gezeichneten Geleise bleiben, und wie Lucian sich ausdrückt (*), so genau wie ein Seiltänzer auf dem Seile fortschreiten muß.

Nicht weniger groß als der Verstand muß auch das Herz des großen Redners seyn, die eigentliche Muse, die ihn begeistert. Er zeichnet sich durch das wärmste Gefühl für die Rechte der Menschlichkeit durch brennenden Eifer für das allgemeine Beste des Staates von jedem andern Künstler aus. Unrecht, wenn auch der geringste Mensch es leidet, ist ihm unerträglich, und falsche Maaßregeln, wodurch man in privat und öffentlichen Geschäfften sich selber schadet, sind Auffoderungen an ihn, den Irrenden und den Thoren zurechte zu weisen. Sein höchstes Interesse ist Wahrheit, Ordnung und Weisheit in allem, was zu den menschlichen Angelegenheiten gehört, und diese fodert bey jeder Gelegenheit seine Gemüthskräfte zum Dienste anderer Menschen auf.

Und damit er nirgend unbereitet, oder ununterrichtet sey, macht er sich ein unablässiges Studium daraus, alles, was irgend die Wohlfahrt der Menschen betrifft, durch genaues

(*) Im Lehrer der Redner.

naues Nachforschen in seiner wahren Natur zu kennen, jedes genau abzuwägen, und sich überhaupt jede Kenntniß, die zu Beurtheilung jener Dinge dienet, zu erwerben.

Dieses sind die Gaben und die Bemühungen, die größtentheils den Redner bilden. Wenn er dieses hat, so wird ihm das, was zum Ausdruck und Vortrag der Rede gehöret, so wichtig es auch an sich ist, leicht. Wer erst jenes Wichtigere besitzt, für den ist es denn, wie Euripides richtig bemerkt (*), eine leichte Sache gut zu reden, sobald sich eine wichtige Gelegenheit dazu zeiget. Aber wem jene große Seele fehlet, oder wo sie nicht durch mancherley und gründliche Kenntniß den Stoff zum Reden besitzt, da ist bloße Wolredenheit eine geringe Hülfe. Denn nicht der ist ein großer Redner, dem Worte und Redensarten zu Gebote stehen; sondern der alle Sachen mit großem Verstande beurtheilet, und mit Empfindung behandelt. Aus diesem Grunde spottet Cicero des Antonius mit diesen Worten: „Der wolberedte Mann! Er merkt nicht, daß der, gegen den er spricht, von ihm gelobt werde, und daß er die, vor denen er redet, tadelt (**).“

Nur ein unbeschreiblich kleiner Geist kann sich einbilden, daß das Studium der Rhetorik, die alle große Gaben

(*) Ὅταν λαβῃ τις των λογων ἀνηρ σοφος
Καλας αφορμας, ὀυ μεγ᾽ εργον ευλεγειν.
Bacchae vs. 266. 267.

(**) Philip. II. c. 8.

und Kenntnisse des Redners voraussetzet, und ihn blos über die Wahl, Unordnung und den Ausdruck der Sachen belehret, hinlänglich sey, einen Redner zu bilden.

§. 8.

Von der Rede.

Im allgemeinen philosophischen Sinne wird jeder Ausdruck der Gedanken, in so fern er durch Worte geschieht, eine Rede genennt. Wir nehmen hier das Wort in der besondern Bedeutung, in so fern es ein Werk der Beredsamkeit bezeichnet, in welchem mancherley auf einen wichtigen Zweck abzielende Gedanken kunstmäßig verbunden, und mit Feyerlichkeit vorgetragen werden.

Also handeln wir hier von förmlich veranstalteten Reden, die durch ihren Inhalt, durch den Ort und die Zeit, da sie gehalten werden, wichtig genug sind, mit warmen Interesse gehalten und angehöret zu werden. Eine solche Rede ist das Meisterstück, das Hauptwerk der Beredsamkeit.

Weder die Reden, die, ohne einen wichtigen Zweck zum Grunde zu haben, blos zur Parade gehalten werden, und die Quintilian sehr wol, ostentationes declamatorias nennt, noch die kurzen lakonischen Reden, wodurch auch bisweilen bey sehr wichtigen Gelegenheiten mehr ausgerichtet wird (*), als durch lange Reden, kommen hier in Betrachtung.

Es

(*) Art. Rede : ein Beyspiel aus Plutarch.

Es scheint, daß alle Arten der Reden, in Rücksicht auf ihren Inhalt (*), auf drey Hauptgattungen können gebracht werden. Die erste Gattung begreift die; wo der Redner unmittelbar auf den Verstand der Zuhörer seine Absicht richtet: man kann sie die lehrende Rede nennen.

Die zweyte Gattung ist die von mittlerm Inhalte, wo vorzüglich die Einbildungskraft unterhalten wird, es sey, daß man den Zuhörer blos ergötzen, oder ihn mit Bewunderung erfüllen wolle. Diese Gattung wollen wir die unterhaltende nennen.

Die dritte arbeitet auf das Herz des Zuhörers, um darin, wichtigen und bestimmten Absichten zufolge, Leidenschaften rege zu machen, oder zu besänftigen. Dieser wollen wir den Namen der rührenden Rede geben (**).

Jede Gattung könnte noch, in Absicht auf den Zweck, in Unterarten eingetheilt werden. So kann z. B. in der lehrenden Rede die, wodurch der Zuhörer zu einem bestimmten Urtheil über eine Sache gebracht wird, von der, wo er blos über ihre Beschaffenheit unterrichtet wird, unterschieden werden; jene kann man eine beweisende, diese eine erklärende Rede nennen. Aber wir lassen dergleichen nähere Bestimmungen öffentlichen Vorlesungen ausführlich zu behandeln übrig.

C 3 Ueber-

(*) §. 6. Von dem Zweck der Beredsamkeit.

(**) Von diesen 3 Gattungen wird am gehörigen Orte ausführlich gehandelt werden.

Ueberhaupt aber müssen wir anmerken, daß jede förmliche Rede, die den Namen eines Werkes der schönen Kunst verdienen soll, in ihrem Ton einen gewissen Grad der Würde, Größe und Wärme haben müsse, der der Feyerlichkeit der Veranlassung angemessen ist, und wodurch sie sich von einer philosophischen Abhandlung, von einer gemeinen historischen oder gesellschaftlichen Erzählung, von einem unterhaltenden angenehmen Geschwätz, und von einer blos gelegentlich eintretenden passionirten Rede unterscheidet. Denn so wie es einen Uebelstand macht, wenn der bloße Geschichtschreiber, der untersuchende Philosoph, und der im gemeinen Umgang redende Mensch, ins eigentliche Rednerische geräth, so muß auch der Redner nicht in den Ton des gemeinen Vortrages fallen; da wir voraussetzen, er spreche nur über wichtige Dinge, wol vorbereitet, und habe Zuhörer vor sich, die sich in einer interessirenden Erwartung befinden. — Gedanken, Ausdruck, Schreibart, Anordnung, und denn auch alles, was zum äußerlichen Vortrag gehöret, Stimme und Gebehrden, muß das Gepräg eines zu öffentlichem und wichtigen Gebrauch verfertigten Werkes haben.

Wir begnügen uns, nur eine einzige, aber allgemeine und höchstwichtige Hauptmaxime anzuzeigen, die der Redner bey jeder Gattung vor Augen haben sollte. Er muß an nichts, als an seine Materie und an die Würkung, die sie auf den Zuhörer haben soll, denken, sich selbst aber und alle Nebenabsichten völlig aus dem Sinne schlagen. Wer bey

bey seinem Reden oder Schreiben Nebenabsichten hat, als z. B. dem Zuhörer oder Leser hohe Begriffe von sich zu geben, gelobt zu werden, oder durch seine Arbeiten sonst gewisse Vortheile zu erhalten, wird unmöglich verhindern können, daß nicht entweder seine Materie, oder die Form und der Ausdruck der Rede durch fremde, zur Sache gar nicht gehörige Dinge verunstaltet werden. Bald wird er von dem Wesentlichen seiner Materie abweichen, um etwa schön zu thun, wo er glaubt, eine gute Gelegenheit dazu gefunden zu haben; bald wird er etwas fremdes und unschickliches einmischen, weil ihn dünkt, es werde den Zuhörer belustigen, und den Geschmack an seinen Arbeiten allgemeiner verbreiten; bald aber wird er völlig ausschweifen, und Dinge vorbringen, die blos auf gewisse besondere, sein Interesse betreffende, seinem Inhalt ganz fremde Dinge gehen. Dergleichen wird man weder beym Demosthenes, dem größten Redner der Alten, noch bey Rousseau, dem stärksten der neuern Zeiten antreffen. Die wahre Vollkommenheit jeder Sache, folglich auch der Rede, besteht darin, daß sie ohne Ueberfluß und ohne Mangel gerade das sey, was sie seyn soll: daß sie aber diese Vollkommenheit unmöglich erhalten könne, wenn der Redner Nebenabsichten hat, denen zu gefallen er auch etwas thut, ist offenbar.

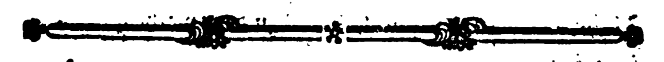
Wir müssen auch noch etwas über die äußerliche Form der Rede sagen: Die Alten setzten, daß jede Rede gewisse Haupttheile haben müsse, die Quintilian also angiebt: 1) den Eingang; *Exordium.* 2) die Erzählung der Sache,

worüber die Frage entstanden; *Narratio.* 3) die Bestimmung der abzuhandelnden Frage; *Propositio.* 4) die Abhandlung selbst, oder den Beweis; *Probatio.* 5) den Beschluß; *Conclusio*, oder *Peroratio.* Er erinnert dabey, daß einige nach der Erzählung einige zweckmäßige Ausschweifung fodern, die bey ihm *Egressio* heißt; und vor der Abhandlung oder dem Beweis eine Eintheilung; *Partitio*; sagt aber, daß oft beyde unnöthig, die letztere sogar schädlich seyn könne; weil es nicht allemal gut ist, dem Zuhörer zum voraus zu sagen, wohin man ihn führen will. Selbst die Proposition scheinet ihm nicht allemal nöthig, indem sie oft besser der Erzählung angehängt wird.

Betrachtet man nun die Sache überhaupt, so siehet man gleich, daß der Redner in den meisten Fällen allerdings wohl thut, wenn er seiner Rede einen schicklichen Eingang vorsetzet. Auch ist es in den meisten Fällen schicklich, daß der Hauptinhalt der Rede kurz und genau bestimmt vorgetragen werde; bey gerichtlichen Reden aber macht freylich die Erzählung des Vorganges der Sachen, der den Streit veranlasset hat, einen sehr wichtigen Haupttheil aus, der nicht selten zur Entscheidung der Sache das meiste beyträgt. Hiernächst kann man, wo es nöthig scheinet, auch die Eintheilung anbringen. Aber der Haupttheil, der den eigentlichen Körper der Rede ausmacht, ist allemal die Abhandlung; denn deßwegen ist alles übrige da. Der Beschluß ist zwar auch nicht in allen Arten der Rede nothwendig, oft aber ist er ein sehr wichtiger Theil. — Man kann

es

es dem Redner überlassen, ob er alle, oder nur die schlechthin nothwendigen Theile in seiner Rede beybehalten soll. Er kann es am besten in jedem Falle beurtheilen, ob er einen Eingang, eine Eintheilung, einen Beschluß nöthig habe, oder nicht. Die Rede ist darum nicht mangelhaft, wenn einer, oder mehrere dieser Theile daran fehlen.



Rednerische Erfindung.

§. 9.

Von der Erfindung insgemein.

Man ist fast durchgehends gewohnt, mit diesem Wort einen zu eingeschränkten Begriff zu verbinden, und nur diejenigen Dinge, Erfindungen zu nennen, wodurch überhaupt die Masse der Erkenntniß oder der Künste bey ganzen Völkern vermehrt wird. Davon ist hier die Rede nicht, sondern von der Erfindung, wodurch jedes Werk der schönen Künste, auch jeder Theil eines Werks das wird, was es seyn soll.

In dem allgemeinsten Sinne heißt etwas erfinden so viel als, aus Ueberlegung etwas ausdenken, das den Absichten, die man dabey gehabt hat, gemäß ist. Man kann jedes Werk der schönen Künste als ein Instrument ansehen, durch welches man eine gewisse Würkung in den Gemüthern der Menschen hervorbringen will. Hat der Künstler durch Nachdenken und Ueberlegung das Werk so gemacht,

daß es die abgezielte Würkung zu thun geschickt ist, so ist die Erfindung desselben gut.

Wenn man also in schönen Künsten von der Erfindung, als einer zu jedem Werke des Geschmacks nöthigen Verrichtung des Künstlers spricht; so versteht man dadurch die Ueberlegung und das Nachdenken, wodurch er diejenigen Theile seines Werks findet, die es zu dem machen, was es seyn soll.

Es sind aber zweyerley Wege, wodurch man auf Erfindungen kommt; entweder ist der Zweck oder die Absicht des Werks gegeben, und man sucht die Mittel, wodurch er erreicht wird; oder man hat eine Materie oder einen Stoff vor sich, und findet aus Betrachtung desselben, daß er ein gutes Mittel abgeben könnte, einen gewissen Zweck zu erhalten, daß er tüchtig seyn könnte, zu gewissen Absichten gebraucht zu werden.

Den ersten Weg geht der Redner, der, eh' er seine Arbeit anfängt, sich einen bestimmten Zweck vorsetzet; der Baumeister, dem man ein Gebäude zu einem bestimmten Gebrauch zu erfinden aufgiebt; der Tonsetzer, der zu einem vorgeschriebenen Texte die Musik zu machen hat, u. s. w. (*).

Auf dem andern Weg kömmt der Dichter auf die Erfindung eines dramatischen Stücks, oder der Maler eines historischen Gemäldes, indem er den Stoff in der Geschichte findet,

(*) Art. Erfindung.

findet, und ihn durch eine gute Behandlung zu einer bestimmten Wirkung hinlenkt. Es geht damit eben, wie mit den mechanischen Erfindungen zu, wo man sich nicht allemal vorsetzt, eine Maschine zu gewissem Gebrauch zu erfinden, sondern durch genaue Betrachtung der Dinge, die man ungesucht wahrnimmt, auf den Einfall kommt, sie zu gewissem Gebrauch anzuwenden. Auf diese Weise ist man vermuthlich auf die Erfindung der Segel gekommen, da man bey gewissen Gelegenheiten beobachtet hat, mit was für Gewalt der Wind, der in ein ausgespanntes Tuch bläßt, den Körper, an dem es fest gebunden ist, forttreiben.

Die Erfindung ist allemal ein Werk des Verstandes, der die genaue Verbindung zwischen Mittel und Endzweck entdeckt; weil aber die Gegenstände, wodurch die zweckmäßige Würkung geschieht, in den schönen Künsten sinnliche Vorstellungen sind, so muß zu dem Verstand Erfahrung, eine reiche und lebhafte Phantasie, und ein feines Gefühl hinzu kommen. Diese Dinge zusammen machen die Fähigkeit zu erfinden aus. Hat der Künstler sich einen gewissen Endzweck vorgesetzt, nämlich einen gewissen Eindruck bestimmt, den sein Werk machen soll, so stellt ihm eine lebhafte Einbildungskraft viel sinnliche Gegenstände dar, die dazu tüchtig sind, und in desto grösserm Reichthume, je mehr Erfahrung und Empfindsamkeit er hat; seine Dichtungskraft hilft ihm, aus diesen noch andere zu erdichten; sein Verstand läßt ihn den Grad der Tüchtigkeit eines jeden erkennen, und so erfindet er sein Werk.

Die

Die Erfindungskraft ist, wie die Beurtheilungskraft, ein natürliches, und dem Geiste angebohrnes Vermögen, das alle Menschen, aber jeder in dem Maaße seines besondern Genies, haben; und wie man der Beurtheilungskraft durch die Vernunftlehre aufzuhelfen sucht, so könnte man auch der Erfindungskraft zu Hülfe kommen, wenn die Kunst zu erfinden, so wie die Logik, als ein Theil der Philosophie besonders wäre bearbeitet worden.

Es kann nicht ohne Nutzen seyn, wenn hier einige allgemeine Hülfsmittel, der Erfindungskraft aufzuhelfen, in nähere Betrachtung gezogen werden.

Ueberhaupt wird die Erfindungskraft dadurch gestärket, daß man durch beständige Uebung die Fertigkeit erlanget, bey jedem klaren Zustand der Gedanken auf das Einzele darin Achtung zu geben, damit auch die Theile des Ganzen klar werden, und also wieder andre Begriffe und Vorstellungen, die an sie gränzen, ans Licht bringen. Wer diese Fertigkeit erlangt hat, wird nicht nur bey jeder klaren Vorstellung weiter um sich sehen, oder ein weiteres Feld verbundener Vorstellungen entdecken; sondern auch bey andern Gelegenheiten werden die Vorstellungen, die einmal bey ihm klar gewesen, durch flüchtige Veranlassungen sich wieder aufs neue darstellen. Dadurch also wird überhaupt der Erfindungskraft ein weiteres Feld eröffnet.

In jedem besondern Falle aber wird die Erfindung erleichtert, wenn die Vorstellung, darauf sie sich gründet, durch Aufmerksamkeit und langes Verweilen darauf, den höchsten Grad der Klarheit erhält. Denn dadurch wird

eine desto größere Menge andrer, mit ihr verbundenen Vorstellungen ans Licht hervorkommen, und dem Erfinder die Wahl derselben erleichtern.

Das, was man von einzelnen Fällen glücklicher Erfindungen weis, scheinet zu bestätigen, daß die Sachen in uns würklich auf diese Weise vorgehen. Wir sehen überall, daß diejenigen, bey denen irgend eine Leidenschaft herrschend geworden, sehr sinnreich sind, alle Mittel zu finden, wodurch sie befriediget wird. Der Geizige findet überall Gelegenheit zu erwerben, auch da, wo kein andrer sie würde vermuthet haben. Die Vorstellung des Reichthums, als des höchsten Guts, liegt beständig mit Klarheit in seiner Seele, alles, was irgend damit verbunden ist, liegt gleichsam in der Nähe; dieser Mensch sieht nichts als in Beziehung auf seine herrschende Neigung: itzt kömmt ihm von ohngefehr etwas vor, das jeder andre übersieht, er aber bemerkt schnell die Verbindung desselben mit seinen Hauptgedanken, erkennt, daß es ein Mittel seyn kann, etwas zu erwerben, und braucht es. Auf eben diese Weise kömmt auch der Künstler auf Erfindungen, sobald die Vorstellung des Werks, das er zu machen hat, herrschend worden ist. So erfand **Euphranor** seinen Jupiter (*).

Daraus ziehen wir eine wichtige Lehre für den, der beschäfftiget ist, das zu erfinden, was zu seinem Zwecke dienet: er entschlage sich aller andern Gedanken, und lasse allein

(*) So kam auch Archimedes auf das Verhältniß der verschiedenen Metalle in der Krone des Hierons. — S. Art. **Erfindung.**

lein die Vorstellung seines Zwecks klar in seiner Seele: er entziehe die Aufmerksamkeit jedem andern Gegenstande; begebe sich zu dem Ende, wenn dieses sonst nicht geschehen kann, in die Einsamkeit; er gewöhne sich an, jedes, was ihm vorkömmt, auf seinen Gegenstand zu ziehen, so wie der Geizige alles auf den Gewinnst, und der Andächtige alles auf Erbauung zieht.

Hiebey aber bemühe sich der Künstler einen ganz bestimmten und deutlichen Begriff von dem Werke zu bilden, das er ausführen will, damit er von jeder Vorstellung, die sich ihm dazu anbietet, urtheilen könne, ob sie etwas beytragen werde, das Werk dazu zu machen, was es seyn soll. Hat er diesen Begriff gefaßt, so richte er seine ganze Vorstellungskraft darauf allein; er mache ihn zum herrschenden Begriff seines Verstandes, und gebe dann auf alle Vorstellungen, die sich während der Zeit aufklären, Achtung, ob sie in irgend einer Verbindung mit diesem Hauptbegriffe stehen. Dadurch wird er eine Menge Begriffe sammeln, die zu seiner Absicht dienen, und er wird nun blos noch dafür zu sorgen haben, die besten daraus zu wählen.

Was bis hieher von der Erfindung gesagt worden, betrifft den Hauptstoff, oder die Materie im Ganzen betrachtet; es kann aber jedes auch auf die Erfindung einzelner Theile angewendet werden. Jeder Haupttheil eines Werks macht doch einigermaßen wieder ein Ganzes aus, dessen besondere Theile eben wieder so erfunden werden, wie

die

die Haupttheile selbst aus Betrachtung des Ganzen erfunden worden.

Ohne Zweifel kommen dem Künstler Fälle vor, wo ihm die Erfindung einzelner Theile so schwer wird, als die Erfindung des Ganzen, und wo der Mangel eines kleinen schicklichen Theils das ganze Werk aufhält. Da ist ihm zu rathen, nur nicht ängstlich zu seyn, und sich Zeit zu nehmen. Die Erfindung läßt sich nicht erzwingen, und gelingt oft durch die ernstlichsten Bestrebungen am wenigsten. Man weiß die Geschichte des Nealces (*), der mit seinem ganzen Gemälde fertig war, bis auf den Schaum, den er an dem Munde des Pferdes ausdrücken sollte. Aber man ist nicht allemal so glücklich, wie er war.

§. 10.

Ueber die Topik, oder von der rednerischen Erfindung.

Für den Redner hat man, was zur Erfindung aller Stücke einer Rede erfodert wird, am besten gesorgt. Die alten Lehrer der Redekunst haben mit unglaublichem Fleiß jede Wendung des Geistes zu entwickeln gesucht, durch die man auf irgend eine Entdeckung einer zur Sache dienenden Vorstellung kommen kann (**).

Die

(*) Plin. Hist. Nat. L. XXXV. 20.

(**) Welche Weitläuftigkeit über die sogenannten *Locos communes*, über die *Status quaestionis*, über die Affekten und Sitten bey dem Aristoteles, Hermagoras, Hermogenes, und andern?

Die rednerische Erfindung wird dadurch sehr erleichtert, daß man dem Redner zuerst die Quellen anzeiget, aus welchen in verschiedenen Fällen die Beweisgründe zu schöpfen sind.

Es giebt überhaupt zwey Wege, eine Sache zu erweisen; die Erfahrung und die Vernunftschlüsse. Beweise durch Vernunftschlüsse nennten die Alten überlegte, durch Kunst geführte Beweise, da sie die, welche aus der Erfahrung genommen werden, unkünstliche hießen (*). Diese sind Zeugnisse, Dokumente und Schriften. Die Quellen der andern sind mannigfaltig, und bedürfen einer nähern Erforschung.

Es giebt ebenfalls zwey Hauptwege, eine Sache vernunftmäßig zu beweisen, ein gerader, der ohne alle Umschweife zum Zweck führet, und ein Umweg, welcher vorher auf andere Wahrheiten leitet, von denen hernach ein gerader Weg zu derjenigen hinführt, die zu erweisen ist. Man betritt den geraden Weg, wenn man den Beweis unmittelbar aus der Natur der Sache, wovon die Rede ist, herleitet; und man nimmt den Umweg, wenn man etwas, das außer der Hauptsache liegt, zum Grunde des Beweises legt, und hernach hieraus durch natürliche Verbindung zur Hauptsache kömmt. In Fragen, die gewisse Vorfälle, oder geschehene Sachen betreffen, kann man oft aus genauer Betrach-

(*) Oder Beweise, die, wie sie sich ausdrückten, von *Locis intrinsecis* und *extrinsecis* hergenommen werden.

Betrachtung der vorgegebenen Sache und ihrer Umstände zeigen, daß das Vorgeben falsch ist. Dieß ist der gerade Weg zu beweisen. Liegt in der Sache selbst nichts, woraus der Beweis könnte geführt werden, so findet sich oft, zu demselben Behuf, etwas außer ihr. Man beweißt nämlich, daß die Sache, wenn sie wahr wäre, diese oder jene Folge hätte nach sich ziehen müssen, und zeiget, daß dieses nicht geschehen. Daraus schließt man, daß also das Vorgeben falsch sey; dieß ist ein Umweg. Eben dieses hat auch in Fällen statt, wo die Beschaffenheit einer Sache untersucht wird. Nämlich die Beschaffenheit der Sache, welche man erhärten will, wird entweder aus der Natur der Sache geradezu erwiesen, oder man erweißt die Richtigkeit einer andern Sache, und zeiget hernach, daß aus dieser auch jene nothwendig folge. (*)

Wir müssen aber, um diese Sache näher zu beleuchten, die besondern Fälle dieser beyden Hauptgattungen der vernunftmäßigen Beweise betrachten.

Dasjenige, was man beweisen will, läßt sich allemal auf einen einfachen Satz bringen, in welchem von einer Sache etwas gesagt wird; das ist, nach den Ausdrücken

(*) Fast auf diese Art bestimmen auch einige Neuere die Hauptwege der Vernunft; indem sie die Erfindungskraft entweder auf die Sache selbst, oder auf ihre Verbindung oder Vergleichung mit andern Gegenständen anweisen.

drücken der Schulen zu reden, wo ein Subjekt und ein Prädikat ist. Mithin kann der Redner sich umsehen, ob die Natur des einen oder des andern ihm den beßten Grund zum Beweis abgebe. Er wird bald sehen, welche von beyden ihn am sichersten zum Zweck führen. Wir wollen setzen, der Redner habe unternommen, einen der Verrätherey gegen den Staat angeklagten zu vertheidigen; so ist der Satz, den er zu beweisen hat, dieser: **Dieser Mann hat den Staat nicht verrathen.** Der Beweis soll aus der Natur der Sache genommen werden.

Hiebey ist offenbar, daß der Redner entweder den Begriff des Staats, oder den Begriff des Verraths zum Grunde legen kann. Findet er, daß die That, wenn sie gegen den Staat unternommen wäre, wirklich eine Verrätherey wäre, so muß er suchen zu beweisen, daß sie nicht gegen den Staat, sondern gegen gewisse Personen unternommen worden: z. B. gegen einige Glieder der Regierung, die man nicht mit dem wahren Souverain verwechseln muß. Ist aber der Fall so, daß die Handlung wirklich den Staat betrift; so muß der Redner seinen Beweis aus der Natur der Handlung hernehmen, und zeigen, daß sie fälschlich eine Verrätherey genennt werde.

Ein nachdenkender Redner kann selten lange im Zweifel stehen, ob er seinen Beweis aus der Natur des Subjekts oder des Prädikats hernehmen soll; denn nach genauer Untersuchung der Sache, wird er bald finden, aus

welchem

welchem die größte Ueberzeugung zu bewirken möglich sey. Weiß er zum voraus, auf welches von beyden der Ankläger hauptsächlich die Klage gründen wird; so ist seine Wahl oft dadurch bestimmt. Können ihm beyde zu Beweisgründen dienen, und er ist ungewiß, worauf der Ankläger hauptsächlich bestehen wird; so kann er einen doppelten Beweis führen, den einen aus der Natur des Subjekts, den andern von dem Prädikat hergenommen.

Bey einem aus der Natur der Sache hergenommenen Beweis setzt Cicero drey besondere Fälle. Entweder gründet sich der Beweis auf die ganze Natur und das Wesen der Sache, so daß der Redner beweisen kann, das Wesen derselben mache sein Vorgeben nothwendig; oder wenn das Wesen der Sache nicht kann bestimmt werden, so nimmt man alle ihre Eigenschaften besonders, und zeiget, wie jede den Satz bestätiget; oder die Hauptsache kömmt nur auf eine einzige Eigenschaft der Sache an, so hält man sich an dieser allein. Im ersten Fall ist also der Beweisgrund, die **Sacherklärung** (definitio rei); im zweyten die **Zergliederung** der Sache, wodurch alle ihre Eigenschaften angegeben werden (partium enumeratio); endlich im dritten Fall ist der Beweisgrund eine **Worterklärung** (notatio nominis), da man aus dem Namen der Sache, wodurch ihr eine gewisse Eigenschaft beygelegt wird, den Beweis herleitet. Folgende drey Beyspiele werden diese drey Arten der Beweisgründe erläutern.

Beweis, der aus der Erklärung der Sache hergenommen ist. „Wenn die Majestät des römischen Staats in „seinem Ansehen und in seiner Würde besteht, so beleidigt „der diese Majestät, welcher den Feinden des römischen „Volks sein Heer überliefert; nicht der, welcher denjenigen, der dieses gethan hat, dem Volke zur Bestrafung „einliefert." Hier wird der Beweis auf die Erklärung des Begriffs **Majestät** gegründet.

Beweis aus Zergliederung der Sache. „In diesen „Umständen waren nur drey Wege möglich. Entweder, „man mußte dem Befehl des Senats gehorchen; oder man „mußte eine neue Berathschlagung veranlassen; oder man „mußte endlich nach seinem eigenen Gutdünken handeln. „Eine neue Berathschlagung zu veranlassen, hieß sich zu „viel herausnehmen; nach Gutdünken zu handeln, wäre „Vermessenheit; also blieb nichts übrig, als dem Befehl „des Senats zu gehorchen."

Beweis aus der Worterklärung. „Wenn der ein „Konsul genennt wird, welcher dem Vaterland mit gutem „Rath und mit That beysteht; was hat denn **Opimius** „anders gethan?"

Kann man auf keinem dieser geraden und kurzen Wege zum Beweis der Sache kommen, weder durch das Subjekt, noch durch das Prädikat des Hauptsatzes, so muß man sich außer der Sache nach irgend einer Wahrheit umsehen, mit welcher der zu erweisende Satz in einer

solchen

solchen Verbindung steht, daß er selbst aus jener herzu- leiten ist. Hier ist es nun unmöglich, alle einzele Fälle solcher Verbindungen herzusetzen. Cicero giebt deren dreyzehn an, und Aristoteles, der jede Frage durch alle Abtheilungen erschöpfen wollte, zählt über dreyhundert. Wir überlassen jedem diese Dinge in den Topicis dieser Lehrer selbst nachzusehen.

Ist der Redner ein Mann, der sich lang in Unter- suchung der Wahrheit geübt hat, so werden ihm ohne künst- liche Hülfsmittel die Dinge einfallen, welche mit seiner Hauptfrage in Verbindung stehen; besonders, wenn er sich überhaupt auf die Art, wie wir im vorgehenden §. 9. gezeigt haben, im Erfinden geübt hat. Wir wollen also hier nicht weiter gehen, als daß wir diese Materie mit einem guten Beyspiel erläutern.

Es ist keine Wahrheit, sie gehöre in die Klasse der Begebenheiten, oder unter die Erforschungen der Ver- nunft, die nicht entweder in wesentlichen oder zufälligen Dingen mit andern Wahrheiten in irgend einer Art der Beziehung stehe. Es müssen andre Dinge ihr vorgehen, oder zugleich neben ihr seyn, oder daraus folgen. Eine Begebenheit muß Veranlassung, Gelegenheit, Ursachen gehabt haben; sie steht mit der Zeit und andern zugleich vorhandenen Umständen in Verbindung; sie hat endlich ihre Folgen. So muß auch ein Satz der Vernunft seine Gründe haben, aus denen er begreiflich wird; es müssen andre Wahrheiten zuvor erkannt gewesen seyn, ehe er hat

 können

können erkannt werden; er muß gewisse Folgen haben. Ist der Satz unstreitig wahr, so müssen alle die, welche ihm entgegen stehen, falsch seyn; alle die aber, welche er voraussetzet, wahr.

Wenn also die deutlichen Begriffe von dem Subjekt oder Prädikat des Hauptsatzes entweder fehlen, oder nicht ausführlich genug sind, die Sache zu beweisen; oder wenn in einer geschehenen Sache nichts widersprechendes ist, wenn sie nicht kann geläugnet werden, um einen Beklagten zu retten; wenn sein Charakter nichts zu seiner Vertheidigung an die Hand giebt, so muß man alsdenn auf alle Dinge achthaben, die mit der Hauptsache in irgend einer Verbindung stehen, oder eine Beziehung auf sie haben.

Wir wollen demnach in einer Frage, die von Vernunftschlüssen abhängt, setzen, man wolle erweisen, daß eine begangene That nicht gegen die Gesetze streite, und man habe sich vergeblich bemüht, in der Natur der Handlung, und in dem Sinn der Gesetze etwas zur Entschuldigung zu entdecken, so wird man auf andere Sachen, worauf die Gesetze oder die Handlung sich beziehen, denken müssen. Man beweißt z. B. daß die Handlung einerley ist, mit einer andern bekannten, welche jedermann für unschuldig und rechtmäßig gehalten hat. Oder man beweißt aus Beyspielen, daß das Gesetz auf eine gewisse Weise müsse verstanden werden, und zeiget daraus, daß es auf den Fall, wovon geredet wird, nicht gehe. Man kann bisweilen auch aus den offenbar schlimmen Folgen, die

ein Gesetz haben müßte, wenn es auf gewisse Weise verstanden würde, zeigen, daß es auf den vorhabenden Fall nicht gehe.

Eben so geht es mit Begebenheiten. Man beweißt, daß der Beklagte damals, als sie geschehen, an einem entlegenen Ort gewesen; daß er unmittelbar vorher, oder nachher, Sachen gethan, wodurch diejenige, der man ihn beschuldiget, unmöglich, oder höchst unwahrscheinlich wird (*).

Besondere Erläuterung einiger rednerischen Erfindungsquellen.

§. 11.

Von der Erklärung.

Erklären ist so viel, als klar oder verständlich machen; so daß die Erklärung überhaupt ein solcher Theil der Rede ist, wodurch etwas klar gemacht wird. Man braucht aber das Wort besonders von den Fällen, wo der genaue Sinn eines Worts klar, oder wo der Begriff, den das Wort ausdrückt, deutlich gemacht wird. Im ersten Fall, wie schon oben gesagt worden, erklärt man das Wort oder den Namen der Sache, im andern Fall den Begriff.

(*) In diesem §. sind kurz die allgemeinen Begriffe von der rednerischen Beweiserfindung vorgekommen; nun gehen wir zu den besondern.

Die Redner brauchen beyde Arten der Erklärungen, wie die Philosophen, aber nicht so oft; weil sie nicht in dem Fall sind, die ersten Begriffe aller Sachen, wovon sie reden, festzusetzen, wie diejenigen Philosophen, welche für Personen schreiben, die Wissenschaften erlernen wollen. Der Redner spricht selten, oder vielleicht gar nie, von Materien, die seinen Zuhörern ganz unbekannt sind, und davon er ihnen die Begriffe erklären müßte. Er würde sich daher sehr lächerlich machen, wenn er den steifen Vortrag des Philosophen, jede Materie durch Vorausschickung der Erklärung der dabey vorkommenden Begriffe anzufangen, nachahmen wollte; wie ehedem einige unverständige Redner und Schriftsteller in Deutschland, als die Wolfische Methode zu philosophiren noch neu war, gethan haben.

Doch muß man auch auf der andern Seite nicht denken, daß der Redner nie erklären dürfe: es kommen Fälle vor, wo die Erklärungen ihm höchst wichtig sind. Die Betrachtung dieser Fälle, und wie der Redner mit der Erklärung verfahren soll, gehören also in die Rhetorik.

Die Erklärungen gehören unter die Beweisgründe (*). Sie werden dem Redner nothwendig, wenn das, was er zu beweisen hat, aus genauer Entwicklung und Gegeneinanderhaltung der Begriffe kann erhärtet werden. In den beweisenden Reden kömmt es meistentheils darauf

an,

(*) Vorgehend. §. 10.

, daß gezeiget werde, ob ein gewisser allgemeiner Be-
iff auf eine besondere Sache, auf eine Person, eine
hat, ein Unternehmen, angewendet werden könne oder
cht (*). Dieses kann selten geschehen, ohne daß der
lgemeine Begriff durch die Erklärung bestimmt und ent-
ickelt werde. Der Redner muß also, wie der Philosoph,
ne Fertigkeit im Erklären besitzen. Was hiezu gehöre,
nd wie man dazu gelange, wird in der Vernunftlehre
ezeiget.

Nicht nur in den Hauptbeweisen, sondern auch gar
ft in Nebensachen, hat der Redner Erklärungen nöthig,
m zu zeigen, daß das, worauf er dringt, schon wirk-
ich in den Begriffen seiner Zuhörer liege, und also ohne
Widerspruch nicht könne verworfen werden. Er hat tau-
end Gelegenheiten auf Namenerklärungen zurückzuführen,
ie ihm weit größere Dienste thun, als dem Philosophen.
Dieser braucht sie blos um verständlich zu seyn; der
Redner aber wendet sie zur Ueberredung an. Diese ent-
teht meistentheils aus der Klarheit sinnlicher Begriffe,
ie gar oft blos der Erfolg einer etymologischen Erklärung
st. Die meisten Wörter aller Sprachen sind Metaphern,
uf deren Ursprung man seltest zurücke denkt. Man
braucht sie also meistentheils als bloße Töne, die abge-
zogene Begriffe bezeichnen, da sie doch im Grunde Bil-
der sind, die dem anschauenden Erkenntniß richtige Be-

 griffe

(*) Wie in der Rede für den Mark Marzell, von dem wahren Ruhm.

griffe der Sachen geben. Wer weiß, daß das Wort Eh ursprünglich ein Gesetz bedeutet, der kann blos durch ein etymologische Erklärung gewisse Vorurtheile bestreiten. Er kann blos dadurch begreiflich machen, daß diese Verbindung gesetzmäßig seyn müsse. Diese Erklärungen sind in der Beredsamkeit um so viel wichtiger, weil sie durch ihre Neuigkeit überraschen, und weil sie abgezogene Begriffe plötzlich in sinnliche verwandeln.

Bey dem Vortrag der Erklärung verfährt der Redner insgemein ganz anders, als der Philosoph. Denn so wie dieser einen Vernunftschluß in sehr wenig Worten vorträgt, da der Redner oft eine große Rede daraus macht; so wendet dieser auch bisweilen einen Haupttheil der Rede dazu an, daß er die Erklärung des Begriffs, worauf die Hauptsache ankömmt, weitläuftig ausführet und bestätiget. Andre male hingegen ist er darinn kürzer als der Philosoph, weil er mit einem einzigen Wort, und wie im Vorbeygang, den Zuhörer mehr an die wahre Bedeutung des Worts erinnert, als durch eine förmliche Erklärung davon unterrichtet.

§. 12.

Von der Beschreibung.

Die Beschreibung — als ein Beweisgrund — kömmt in solchen Reden vor, wo man aus allgemeinen Begriffen beweisen, oder den Zuhörer durch Schlüsse überzeugen will. Jeder Beweis über die Beschaffenheit einer

Sache

Sache muß nothwendig aus allgemeinen Begriffen herge-
leitet werden. Wer von einer Handlung beweisen will,
daß sie gerecht oder ungerecht sey, muß den Beweis aus
der Natur der Gerechtigkeit hernehmen. Der Philosoph
bestimmt die allgemeine Natur der Sachen durch Erklä-
rungen. Diese schicken sich selten für den Redner, er
giebt sie durch Beschreibungen zu erkennen. Die Er-
klärung giebt das Wesen der Sache zu erkennen, die
Beschreibung aber legt von dem Wesen der Sache nur so
viel an den Tag, als in dem Falle, wo sie gebraucht
wird, nöthig ist. Daher sagt Cicero: Vocabuli senten-
tia, breuiter & ad vtilitatem causae accommodate,
describetur. (*).

§. 13.

Von der Vergleichung.

Das Wort hat zweyerley Bedeutung; aber beyde drü-
cken die Neben- oder Gegeneinanderstellung zweyer
Dinge aus, in der Absicht, eines durch das andere zu
erläutern. Was bey den römischen Lehrern der Redner
insgemein Comparatio genannt wird, ist die Vergleichung
zweyer Dinge von einerley Art, wodurch die Größe oder
die Wichtigkeit des einen gegen das andere abgewogen
wird: man könnte sie die logische Vergleichung nennen.
Eine andere Art, die eigentlich Similitudo heißt, setzet
Dinge von ungleicher Art, in der Absicht, die Beschaf-
fenheit

(*) Von dieser Art der Beschreibung ist schon §. 10. ge-
sprochen worden.

fenheit der einen aus der Beschaffenheit der andern anschauend zu erkennen, neben einander: sie kann die ästhetische Vergleichung genennt werden.

Die logische Vergleichung gehört unter die Beweisgründe; denn sie dienet, uns anschauend von der Wahrheit eines Satzes zu überzeugen; wie folgendes: „Es ist ein Verbrechen, einen römischen Bürger binden zu lassen, ein noch größers, ihn zu geißeln — — — Was denn, wenn er gar gekreuziget wird?“ (*)

Ueberhaupt sind drey Arten aus Vergleichung zu beweisen, die Cicero so bestimmt: „Ex comparatione — valent, quae eiusmodi sunt: quod in re majore valet, valeat in minore: quod in minore valet, valeat in majore: quod in re pari valet, valeat in hac, quae par est (**). Wenn es nämlich darum zu thun ist, andere zu überzeugen, daß etwas gut oder böse, erlaubt oder unerlaubt sey, so führet man bey dieser Vergleichung einen Fall an, dessen Beurtheilung keinem Zweifel unterworfen ist, wobey zugleich in die Augen fällt, daß der andere Fall, über den wir urtheilen sollen, jenem völlig gleich, geringer oder wichtiger sey. Wenn gezweifelt wird, ob jemand fähig sey, eine gewisse böse That zu begehen, und man kann eine unstreitig eben so böse, oder noch bösere, die er wirklich begangen hat, anführen; so ist der Zweifel gehoben.

Diese

(*) Cic. Orat. in Verrem V.
(**) Cic. in Topic.

Diese Vergleichung ist im Grunde nichts anders, als die Anführung eines Beyspiels, oder eines ähnlichen Falles, und hat die größte Kraft, überzeugend zu beweisen. Oft fällt es in die Augen, daß die verglichenen Fälle ähnlich sind, und das Urtheil über den einen ist völlig entschieden; alsdenn bedarf die Sache keiner weitern Ausführung; es ist da genug, daß die Vergleichung kurz angeführt wird. Wo es aber nicht in die Augen fällt, daß die Fälle völlig ähnlich sind, da muß der Redner die Aehnlichkeit der Fälle beweisen.

Die ästhetische Vergleichung (*) ist ein kurzes, und gleichsam im Vorbeygehen angeführtes Gleichniß, als wenn man sagt: **Schönheit verblühet wie die Rose**; oder etwas ausführlicher, wie wenn **Haller** von der Ewigkeit sagt:

Wie Rosen, die am Mittag jung
Und welk sind vor der Dämmerung;
So sind vor dir der Angelstern und Wagen.

Zur ästhetischen Vergleichung wird also ein Bild genommen, das nur genennt, oder in dem, was den eigentlichen Punkt der Vergleichung betrifft, kurz beschrieben wird, in der Absicht, daß aus dem Anschauen desselben die

(*) Cic. ad Heren. L. IV. N. 6. Quintil. L. V. C. X. Nach deren Beyspiel nenne ich diese Vergleichung eine rednerische Quelle, weil sie, wie die Beschreibung und logische Vergleichung, zur Aufklärung eines Gegenstandes dient.

die Beschaffenheit des Gegenbildes richtiger, oder sinnlicher, oder lebhafter erkannt oder empfunden wird.

Die ästhetische Vergleichung ist in Absicht auf ihre Wirkung von dreyerley Art: sie dienet zum klaren richtigen Sehen, als eine **Aufklärung**, und ist alsdenn ein Werk des Verstandes; — oder zum angenehmern Sehen, als eine **Verschönerung**, und hat ihren Grund in der Phantasie; — oder endlich zum lebhaftern Sehen, als eine **Verstärkung**, und rühret von lebhafter Empfindung her. In allen Fällen muß das Bild sehr bekannt und geläufig seyn, damit es seine Wirkung schnell thue.

Für die aufklärende Vergleichung muß die Beschaffenheit des Bildes, aus der wir das Gegenbild, *wie in einem Spiegel* sehen sollen, völlige Aehnlichkeit mit diesem haben, und sehr hell in die Augen fallen. **Haller** sagt von den ehemaligen rauhen Skandinaviern, daß sie die friedlichen Einwohner des südlichen Europa als eine Beute ansähen, die von der Natur für sie geschaffen wäre, wie für den Sperber die Taube geschaffen sey (*). Diese Vergleichung ist überaus geschickt, die Begriffe, die er uns geben wollte, in vollkommener Klarheit darzustellen (**).

Diese Vergleichung hat überall statt, wo man auf eine populäre Art zu lehren hat. Die umständliche Entwicklung

(*) Alfred I. B.
(**) S. Art. **Vergleichung**.

wicklung der Begriffe durch den eigentlichen Ausdruck hat immer etwas schwerfälliges, und ist, wo man nicht mit Personen, die im abstrakten Denken geübt sind, spricht, dunkel. Darum ist es, wo man für viele schreibt, sehr nothwendig, die Begriffe durch Vergleichungen aufzuklären.

Man muß aber dabey den Grad der Aufklärung, oder die Kenntniß und die Fähigkeiten derer, mit denen man spricht, vor Augen haben. Sehr geübte Denker lieben nicht, daß ihnen das, was sie ohne Bild bestimmt und genau genug gesehen, durch Vergleichungen aufgeklärt werde. Für diese kann man nicht schnell genug denken; sie wollen alles gerade zu und auf das kürzeste vernehmen.

Sobald man aber mit Menschen zu thun hat, die mehr des anschauenden, als des entwickelten Denkens gewohnt sind, muß man sich der aufklärenden Vergleichungen öfters bedienen. Doch ist in so fern darinn Maaß und Ziel zu halten, daß man sie nur bey etwas schwerern Hauptbegriffen zu Hülfe nehme. Wenn sie zu oft, ohne Noth vorkommen, so denkt der Zuhörer, man traue seiner Fähigkeit zu begreifen gar zu wenig; deßwegen werden sie ihm anstößig.

Diese Vergleichung erfodert auch noch die genaue Sorgfalt, von dem Bilde nichts zu zeichnen, als was wesentlich zu dem eigentlichen Punkt der Vergleichung gehöret. Bey der Wahl und Erfindung der zu dieser Vergleichung dienenden Bilder, kömmt es hauptsächlich

darauf

darauf an, daß ihre Aehnlichkeit mit dem Gegenbild vollständig sey, oder daß sie uns dieses ganz mit allen dazu gehörigen wesentlichen Begriffen abzeichnen. Man siehet bisweilen, daß zu Aufklärung eines einzigen Begriffes mehr Vergleichungen gebraucht werden, wo eine einzige besser gewählte hinlänglich gewesen wäre.

Die verschönernde Vergleichung ist das Werk der Einbildungskraft, an dem der Verstand keinen Antheil hat. Bild und Gegenbild sind mehr in Ansehung ihrer Wirkung, als in ihrer Beschaffenheit einander ähnlich (*).

Wo man eine Vorstellung oder Empfindung nicht blos schildern, sondern nachdrücklicher sagen will, da fällt man auf Vergleichungen der dritten Art. Man braucht Bilder, die stärker rühren, als das Gegenbild. So vergleichet man einen in Widerwärtigkeiten standhaften Mann mit einem Felsen, der gegen die tobenden Wellen des Meeres unbeweglich steht; von einem Menschen, der heftig erschrickt, sagt man, er sey wie vom Gewitter getroffen; und so sagt Horaz von dem rechtschaffenen Mann, er fürchte sich mehr vor einer schändlichen Handlung, als vor dem Tode. Die Vergleichungen dieser Art können bis zum Erhabenen steigen. Sie müssen aber etwas sparsamer gebraucht werden, es sey denn, daß durchaus in der Rede, wo sie gebraucht werden, ein ganz heftiger Affekt herrsche. Denn dieser vergrößert alles.

§. 14.

(*) Art. Vergleichung. — Diese Vergleichungsart scheint vielmehr dem Dichter, als dem Redner anzugehören.

§. 14.

Vom Gegensatz.

Wir drücken mit diesem Wort aus, was man sonst mit dem französischen Wort Contrast bezeichnet, nämlich die Erhebung oder lebhaftere Wirkung eines Gegenstandes, in so fern sie aus der Vergleichung desselben, mit einem Gegenstand, der ihm unähnlich ist, entsteht.

Der Gegensatz ist also einigermaßen das Gegentheil der Vergleichung. Diese bewirkt die Lebhaftigkeit der Vorstellung durch Aehnlichkeit; der Contrast bewirkt dieselbe durch **Unähnlichkeit.** Wenn man einen brutalen Menschen neben einen kaltsinnigen und gelassenen zugleich sieht, so wird unsre Vorstellung von der Heftigkeit des einen durch das gelassene Wesen des andern lebhafter.

Es ist eine bekannte Regel, daß entgegengesetzte Dinge, neben einander gestellt, sich wechselsweise heben (*). Denn durch die Gegeneinanderhaltung bekömmt man nicht allein ein Maaß, wonach man die Größe der Gegenstände schätzet, sondern man bekömmt zugleich auch einen Begriff von den nicht vorhandenen oder negativen Eigenschaften der Dinge. In dem vorher angeführten Fall des Gegensatzes würde man nicht nur die Größe der Heftigkeit des einen Menschen aus dem grossen Abstand von dem Kalt-

sinn-

(*) Opposita juxta se posita magis elucescunt.

sinn des andern, lebhafter fühlen, sondern auch das, was dem heftigen Menschen mangelt, läßt sich aus dem Betragen des sanftmüthigen erkennen.

Hieraus läßt sich überhaupt abnehmen, daß der Gegensatz eines von den besten Mitteln sey, gewisse Vorstellungen lebhafter zu machen.

§. 15.

Von dem Beyspiel.

Jede Vorstellung des Allgemeinen durch das Besondere kann in weitläuftigem Sinn ein Beyspiel genennet werden. In der engern Bedeutung aber ist es ein besonderer Fall, in der Absicht angeführt, daß das Allgemeine der Art oder der Gattung, wozu er gehört, mit Vortheil daraus erkannt werde.

Das Beyspiel kann dienen, die allgemeine Wahrheit, zu deren Behuf es angeführt worden ist, auf eine ästhetische Art zu beweisen, indem es uns Fälle zu Gemüthe führt, die uns die Wahrheit fühlbar machen. Diese Art, Wahrheiten, die jeder aus besondern Fällen unmittelbar abnehmen kann, durch Anführung solcher Fälle, als Beyspiele, einzuprägen, ist durch die ganze Beredsamkeit von sehr großem Nutzen.

Im Grunde ist es eine Beweisart durch **Induktion**, und die beste Art zu überzeugen. Dergleichen Beyspiele kann man **beweisende Beyspiele** nennen. Insgemein

werden

werden viele nacheinander angeführt. Man kann sie hinter dem Satz, dessen Beweis sie sind, anführen, oder demselben vorhergehen lassen.

Bisweilen dienen solche Beyspiele, wenn mehrere hinter einander kommen, blos dazu, daß man Zeit habe, sich die allgemeine Wahrheit, durch die Wiederholung derselben, desto sicherer einzuprägen, damit sie unvergeßlich bleibe. Man könnte sie **verweilende Beyspiele** nennen (*).

Bisweilen dient das Beyspiel, der Wahrheit, die es enthält, einen Schmuck zu geben, wodurch sie reizender wird. Diese Art des Beyspiels hat wieder gar vielerley Formen, die sich nicht alle entwickeln lassen. So hat folgende Art des Beyspiels eine ungemeine Kraft. Horaz will die allgemeine Lehre anbringen, daß Ueppigkeit und großer Aufwand sich nicht einmal durch großen Reichthum entschuldigen lassen. Anstatt blos allgemein zu sagen: **das Geld könnte besser angewendet werden**, sagt er dieses in Beyspielen, die er noch dazu in dringenden Fragen vorträgt:

Cur eget indignus quisquam, te diuite? quare
Templa ruunt antiqua Deum? Cur, improbe, carae
Non aliquid patriae tanto emetiris aceruo? (**)

Die Beyspiele können nach der besondern Absicht, die man dabey hat, allgemeiner seyn, oder aus ganz einzelen

(*) Horat. Od. L. IV. 7.
(**) Serm. II. 2. 103.

Fällen genommen werden; sie können erdichtet oder w
seyn. Darüber lassen sich keine Regeln geben; der R
ner muß selbst fühlen, was sich zu seiner Absicht am
sten schicket.

Eine besondere Kraft haben die Fälle, da man a
allgemeine Beyspiele anführt, und dieselbe dennoch a
einem einzelen, dem Zuhörer gegenwärtig vor Augen li
genden Fall bestätiget. So kann ein Redner, der vo
Unglücksfällen gesprochen hat, und denn sich selbst no
als ein besonders Beyspiel anführt, gewiß seyn, Mitle
den zu erwecken (*).

Je näher vor unsern Augen die Fälle liegen, die als
Beyspiele angeführt werden, desto größer ist ihre Kraft,
vornehmlich aber ist dieses von rührenden und patheti-
schen

(*) Ein Beyspiel aus der Rede des Cicero für den Mu
räna verdient hier vorzüglich angeführt zu werden:

Cum saepe antea, Judices, ex aliorum mi-
seriis & ex meis curis laboribusque quotidianis
fortunatos eos homines judicarim, qui remoti
studiis ambitionis otium ac tranquillitatem vita
secuti sunt; tum vero in his L. Muraenae tanti
tamque improuisis periculis, ita sum animo affe
ctus, vt non queam satis, neque communem om
nium nostrum conditionem, neque huius euentum
fortunamque miserari: qui primum, dum ex ho
noribus continuis familiae majorumque suorum
vnum adscendere gradum dignitatis conatus est
venit in periculum, ne & ea quae relicta, & hae
quae ab ipso parata sunt, amittat. Deinde propte
studium nouae laudis, etiam in veteris discrimen
adducitur.

chen Beyspielen zu verstehen. So wie ein Unglücksfall, der in einem entfernten Lande sich zugetragen hat, uns weniger rührt, als der in unserm Vaterlande geschehen, und der am allermeisten, der sich in unsrer Nachbarschaft und vor unsern Augen ereignet; so ist es auch mit den Beyspielen.

Anmerkung. Herr Sulzer hat zwar in dem 10. und folgenden §§. von der Topik alles gesagt, was einem Redner zur Beweiserfindung nothwendig ist; indeß weil er, vermöge seiner Absicht, keine ausführliche Topik hat liefern wollen, so mag man über diese Materie die Unterrichte des Aristoteles, Cicero, Quintilian, — Priestley, Steinbart u. m. a. nachlesen. — Und eben da wird man die Quellen der Bewegungsgründe, die in unsrer Theorie nur kurz unter dem Artikel Affekte angezeigt sind, antreffen.



Rednerische Anordnung.

§. 16.

Allgemeine Grundsätze der Anordnung.

Anordnen heißt jedem Dinge seinen Ort anweisen, und daher versteht man, was in einem Werk der Kunst die Anordnung sey. Diese macht nächst der Erfindung ohne Zweifel den wichtigsten Theil der Kunst aus. Ist der Künstler in diesen beyden Stücken glücklich gewesen,

so wird es ihm bey Ausarbeitung seines Werks niemals an dem gehörigen Feuer der Einbildungskraft fehlen, ohne welche kein Werk erträglich wird. Der gute Einfluß, den die Schönheit des Plans auf seinen Geist macht, erleichtert ihm alle Arbeit. Dieß erfuhr der griechische **Komikus Menander.** Als er einsmals, kurz vor dem Feste des Bacchus, von einem Freund gefragt wurde, warum er noch kein Lustspiel verfertiget habe, da doch das Fest so nahe sey, antwortete er: Ich bin fertig; denn beyde, die Erfindung und Anordnung, habe ich bereits im Kopfe (*).

Es ist begreiflich, daß ein Künstler, der die Haupttheile seines Werks, wegen ihrer guten Anordnung, sich mit Vergnügen vorstellt, und das Ganze in seinen Theilen immer übersehen kann, mit der Freyheit und Lust arbeitet, ohne welche kein Werk einen glücklichen Fortgang haben kann. Hingegen muß auch das ängstliche Wesen, das er bey der Ungewißheit oder bey der Unsicherheit seines Plans nothwendig empfindet, einen übeln Einfluß auf seine Arbeit haben. Wir rathen daher dem Künstler, daß er die glücklichsten Augenblicke, wo er seinen Geist durch das himmlische Feuer der Musen am meisten erhitzt fühlt, auf die Anordnung und Verfertigung seines Plans anwende. Die glücklich erhitzte Einbildungskraft thut dabey unendlich mehr Vortheil, als die Regeln. Denn insgemein

(*) Plutarch in der Abhandlung: ob die Athenienser im Krieg oder in den Künsten größer gewesen.

gemein. sieht sie in Werken des Geschmacks mehr und besser, als die Vernunft selbst.

Die Anordnung eines jeden Werks muß durch seine Absicht, oder durch die Wirkung, welche es thun soll, bestimmt werden. Dieses haben alle mit einander gemein, daß sie, im Ganzen betrachtet, unsre Aufmerksamkeit reizen, und daß die Theile in der Ordnung erscheinen müssen, die jedem seine bestimmte Wirkung giebt. Denn nur aus dieser Absicht werden einzele Gegenstände in ein Ganzes verbunden. Jedes Werk des Geschmacks, so weitläuftig es auch ist, muß eine einzige Hauptvorstellung erwecken: seine Theile müssen diese Hauptvorstellung ausführlich und lebhaft machen. Denn ohne dieses ist das Werk kein Ganzes, sondern eine Zusammenhäufung mehrerer Werke. Macht der Künstler sich an die Arbeit, ehe er eine bestimmte Hauptvorstellung des Ganzen hat, oder ehe sie ihm deutlich genug ist, so wird er in der Anordnung niemals glücklich seyn.

Die Kunst der rednerischen Anordnung besteht darinn, sagt Batteux (*), „daß man alle Stücke, die die Erfindung geliefert hat, nach der Beschaffenheit und zum „Vortheil der Sache, die man abhandelt, in Ordnung „stelle. Die Fruchtbarkeit des Geistes, setzt er hinzu, „pranget am meisten in der Erfindung; Klugheit und Ur„theilskraft in der Anordnung.“

 Der

(*) IV. Th. S. 52. nach der Ramlerischen Uebersetzung.

Der Endzweck einer Rede ist allemal, entweder unsre Vorstellungskraft, oder unsre Neigungen, einer gewissen Absicht gemäß, zu lenken. Ihr Inhalt ist also allemal ein Gegenstand unsrer Erkenntniß, oder unsrer Neigungen. Diesen Gegenstand muß uns der Redner so vorstellen, daß er natürlicher Weise hoffen kann, wir werden am Ende seiner Rede so davon denken, oder so dagegen gesinnet seyn, wie er selbst ist, oder zu seyn scheinet. Dieß ist die Hauptsumme der Kunst des Redners.

Nun kömmt allerdings sehr viel darauf an, daß der Redner das, was er zu sagen hat, in der besten Ordnung vortrage. In der unterrichtenden Rede muß die Ordnung den Hauptgegenstand deutlich und einleuchtend machen, und in der rührenden Rede muß sie seine Wirkung auf unsre Neigungen vermehren.

Wir wollen hier nichts von der Ordnung der Haupttheile der Rede sagen; davon haben wir in dem §. 8. gesprochen, und es kann ohnedem keinem nachdenkenden Redner entgehen. „Denn daß man eins und das andre „von der Hauptsache voraus schicke, daß man darauf die„selbe selbst vortrage; ferner, sie theils durch eigene Be„weise, theils durch Widerlegung der Gegengründe ge„hörig ausführe: endlich auf eine geschickte und nach„drückliche Art beschließe, diese Ordnung lehret die Natur „selbst.“ (*)

Ueber=

(*) Cicero in dem III. Gespräche von dem Redner.

Ueberhaupt muß die Anordnung einer Rede so natürlich und ungezwungen seyn, daß jeder Zuhörer dabey denken muß, man könne sich die Sachen nicht wohl anders vorstellen. Jedes folgende muß so aus dem vorhergehenden entstehen, daß keinem Zuhörer einfallen kann, es könnte die Reihe der Vorstellungen anders seyn. Sobald man irgendwo einen Zwang oder etwas gesuchtes in der Folge der Sätze wahrnimmt; so wird man zerstreut, und denkt, die Sache hätte sich auf eine gewisse andre Art entwickeln sollen. Eine für den Lehrer höchst schädliche Wirkung in seinem Zuhörer!

Diese vollkommen freye und nothwendig scheinende Folge der Vorstellungen kann der Redner unmöglich anders erreichen, als wenn er seine Materie sehr oft durchgedacht, und von allen Seiten betrachtet hat. Es muß ihm alles mögliche, was dabey kann gesagt werden, vor Augen liegen; alsdenn wählt er in Absicht auf die Ordnung das beste. Er macht verschiedene Entwürfe oder Skitzen, die nur das Gerippe der Rede auf verschiedene Weise angeordnet enthalten, und wenn er sie alle genugsam betrachtet, so kann er erst alsdenn wählen.

Es giebt aber zwey einander entgegengesetzte Arten der Anordnung, die man die Analytische und die Synthetische nennen kann. Diese setzet gleich im Anfang der Abhandlung, oder in dem Vortrage, die Hauptvorstellung, worauf der ganze Zweck der Rede geht, voraus, und bestätiget sie durch die Abhandlung so, daß sie am

Ende in den Gemüthern der Zuhörer die nöthige Gewiß-
heit und Lebhaftigkeit behält. Jene, oder die analytisch
Art, kehrt diese Ordnung um. Sie stellt die Theile de
Ganzen erst vor, und vereinigt sie am Ende in eine, sei-
ner Absicht gemäße Hauptvorstellung.

Jede Art hat ihre Vortheile. Die erste greift un
offenbar an; wir sehen, wohin man uns führen will, und
in jeder Periode der Rede, wie weit man uns geführt
hat: die andre geht verdeckt; wir wissen nicht, wohin ma
mit uns will. Wir können nicht sehen, was man übe
uns gewonnen hat, bis wir ans Ende kommen, da alle
vorhergehende auf einmal in einen einzigen Angriff ge-
sammelt wird, und seine Wirkung auf einmal thut.

Man muß es dem Urtheil des Redners überlassen,
welche von diesen Arten der Anordnung er in jedem be-
sondern Fall zu wählen hat. So viel scheinet allema
sicher zu seyn, daß in berathschlagenden Reden, wo die
Zuhörer mit starken Vorurtheilen gegen einen Entschluß,
den der Redner durchtreiben will, eingenommen sind, die
analytische Methode die beste sey.

In beyden Fällen aber besteht die ganze Abhandlung
der Rede aus einigen Hauptvorstellungen, deren jede ins
besondere gut ausgeführt werden muß. Von diesen mu
man die zuerst stellen, die am unmittelbarsten aus de
Vortrag der Hauptsache fließt, damit der Zuhörer merk
daß man geradezu mit ihm verfährt, und ihn nicht hinte
gehen will.

§. 17

§. 17.

Von dem Eingang der Rede.

Der Eingang der Rede ist dasjenige, was der Redner gleich im Anfang der Rede zur Vorbereitung des Zuhörers und zu Erweckung der Aufmerksamkeit und eines geneigten Gehörs vorträgt. Es ist eine so natürliche Sache, der Rede einen Eingang vorzusetzen, daß auch diejenigen, welche niemal über die Beredsamkeit nachgedacht haben, einen Eingang machen, so oft sie etwas vor Gerichte vorbringen.

In der That hat es etwas widersinnisches, wenn man ohne alle Vorbereitung gleich die Hauptsache vorträgt, und man läuft dabey Gefahr, daß der, mit welchem man zu reden hat, nicht sogleich Achtung gebe, und also den Vortrag der Hauptsache überhöre. Daher kömmt es, daß jedermann, aus einem dunkeln Gefühl der Nothwendigkeit einer Vorbereitung, so oft die Unterredung auf einen neuen Gegenstand gelenkt wird, etwas zur Erweckung der Aufmerksamkeit sagt, als: **Aber nun auf etwas anders zu kommen: bey dieser Gelegenheit fällt mir ein;** oder etwas dergleichen.

Es giebt aber dennoch Fälle, wo der Redner sich eines förmlichen Einganges überheben kann. Dieses hat allemal statt, wo er weiß, daß der Zuhörer schon hinlänglich vorbereitet ist, ihn anzuhören; wo er der Aufmerksamkeit schon vorher gewiß ist.

Nach der Absicht des Einganges muß der Redner also dadurch den Zuhörer für seine Person und für seine Sache vortheilhaft einnehmen. Dieses kann auf unzählige Arten geschehen.

Quintilian (*) setzet dreyerley verschiedene Wirkungen, die durch den Eingang können erhalten werden, daß der Zuhörer dem Redner **gewogen**, daß er **aufmerksam**, daß er für die Sache **eingenommen** werde.

Die Alten haben die Erfindung eines guten Einganges für so wichtig gehalten, daß die Lehrer der Redner insgemein hierüber sehr weitläuftig sind. Man sehe, um nur ein Beyspiel anzuführen, wie genau **Hermogenes** in diesem Stück ist (**). Aber die Regeln helfen hier wenig; es kömmt alles auf eine gesunde Urtheilskraft des Redners an, und auf eine genaue Kenntniß der Sinnesart seiner Zuhörer in Ansehung der Sache, die er vorzutragen hat. Daß ein Redner Gehör finde, oder nicht; daß er seine Zuhörer überzeuge, oder nicht, hängt gar oft von einer kaum merklichen Kleinigkeit ab. Es erfodert einen großen Kenner des menschlichen Herzens, und in jedem besondern Fall der Personen und der Umstände, um diese Kleinigkeiten, die der Sache helfen, oder sie verderben, zu entdecken.

Die

(*) L. IV. C. I.

(**) Περὶ εὑρέσεων. L. I.

Die Urtheile der Menschen sind gar selten Erfolge der Ueberlegung oder der richtigen Bemerkung der Dinge, von denen die Wahrheit des Urtheils abhängt: in den meisten Fällen entstehen sie aus einem dunkeln Gefühl, auf welches Nebensachen den stärksten Einfluß haben; so daß die meisten Urtheile wirkliche Vorurtheile sind. Man hat sehr oft Gelegenheit sich zu verwundern, wie das, was uns so gar einleuchtend vorkömmt, andern unbegreiflich ist; wie das, was wir für so offenbar recht halten, andern ganz unrecht scheinet. Wer nicht zu kurz kommen will, muß sich nicht leicht auf Wahrheit oder Gerechtigkeit verlassen, weil eine Kleinigkeit, ein Gefühl, diese verkennen macht.

Da es die Absicht des Einganges ist, solche im dunkeln Gefühl des Zuhörers liegende Hindernisse aus dem Wege zu räumen, oder etwas vortheilhaftes für die Sache des Redners in dasselbe zu legen, so ist offenbar, daß es beym Eingange mehr darauf ankömmt, das Gefühl, als den Verstand des Zuhörers anzugreifen. — Es ist deßwegen eine vergebliche Sache, dem Redner Regeln für den Eingang vorzuschreiben. Bisweilen kömmt es vielmehr auf den Ton an, worinn er anfängt, als auf die Sachen, die er sagt.

Einige Kunstrichter halten den Beschluß für den wichtigsten Theil der Rede; oft aber ist es der Eingang, weil die gründlichste oder rührendste Rede nur dann etwas hilft, wenn der Zuhörer Verstand und Gefühl für dieselbe offen behält, welches vornehmlich der Eingang bewirken muß.

Es ist also kaum ein Theil der Rede, an dem man die Größe des Redners besser erkennen kann, als der Eingang. Das große Genie des Cicero zeiget sich vornehmlich in seinen Eingängen, die fast immer sehr glücklich sind.

§. 18.

Von dem Stoff oder Hauptsatz der Rede.

Es ist zu einem vollkommenen Redner nicht genug, daß er alle Talente und Fertigkeiten besitze, den Gegenstand, den er sich zu bearbeiten vorgenommen hat, auf das genaueste darzustellen; er muß auch den Werth des Gegenstandes und seine Tüchtigkeit in Rücksicht auf den Geschmack zu beurtheilen wissen. Es giebt Gegenstände, die der Bearbeitung der Kunst nicht werth sind; und andere, die zwar nach dem innern Werth schätzbar, aber so beschaffen sind, daß sie durch keine Bearbeitung zu Werken des Geschmacks werden können.

Was man für alle Künste zur Hauptmaxime des Stoffs machen soll, und was Vitruvius von Gemälden sagt (*): sie seyen nichts werth, wenn sie nur durch Kunst gefallen; dieß dient auch für den Redner, den wir noch zum Ueberfluß auf die gute Lehre verweisen, die Cicero dem Redner giebt: Sumendae res erunt aut magnitudine praestabiles, aut nouitate primae, aut genere ipso

(*) Neque enim picturae probari debent — si factae sunt elegantes ab arte. Vitr. L. VII. C. 5.

so singulares. Neque enim paruae, nec vsitatae, ne-
ue vulgares admiratione, aut omnino laudis dignae
deri solent (*).

Der Redner muß also nirgend leichtsinnig oder unbe-
ichtsam, das erste, was sich seiner Vorstellungskraft
rbietet, nehmen; sondern allemal mit Sorgfalt unter-
chen, ob es das ist, was es seyn soll, ob es schon in
iner natürlichen Beschaffenheit hinlängliche ästhetische
raft hat, und ob es so ist, wie der gute Geschmack es
fodert. Je mehr Beurtheilung und Geschmack er hat,
: besser wird er in beyden Absichten wählen (**).

Ob man aber den Hauptsatz der Rede deutlich
ach dem Eingange zeigen oder verbergen soll, entdeckt sich
nem Mann von gutem Urtheil gar bald. Einiges Nach-
enken über die verschiedenen Ankündigungen, wie sie vom
Demosthenes oder Cicero behandelt worden, wird wenig
Ungewißheit in der Sache lassen.

§. 19.

Von der Eintheilung der Rede.

Wenn in einer förmlichen Rede die Abhandlung aus verschiedenen Haupttheilen besteht, so thut der Redner wohl, im Anfang derselben den Inhalt eines jeden Haupt-

(*) Cic. de Orat. L. II. C. 85.

(**) Was zur guten Wahl des Stoffs gehört, darf man nur §§. 4. 5. 6. nachlesen, wo von den Absichten und Endzweck der Beredsamkeit geredet wird.

Haupttheils anzuzeigen, damit der Zuhörer die Folge der Vorstellungen desto leichter fasse. Diese Anzeige der Haupttheile der Abhandlung wird die **Eintheilung** der Rede genannt. In der Rede für den Vorschlag des Manilius fand Cicero drey Dinge nöthig zu beweisen, um diesen Vorschlag annehmen zu machen; 1) daß der Krieg gegen den Mithridates nothwendig, 2) daß er wichtig sey, und 3) daß man den Pompejus zum Heerführer desselben machen müsse; daher theilte er seine Abhandlung in diese drey Theile ein.

Ehe die Eintheilung kann gemacht werden, muß der Redner alle Haupttheile seiner Rede erfunden haben, und sich dieselbe in der Ordnung, wie sie folgen sollen, vorstellen. Die verschiedenen Punkte der Eintheilung sind eigentlich die Vorstellungen, aus welchen das, was der Redner durch seine Rede erhalten will, natürlicher Weise folget; also enthält die Eintheilung den Inhalt der ganzen Rede in wenig Worten, und kann zum voraus das Genie und die Gründlichkeit des Redners anzeigen. Denn die Hauptsache kömmt allemal darauf an, daß er die wahren Quellen, woraus das, was er zu erhalten sucht, natürlicher Weise herfließt, entdecke, und diese Quellen zeiget er in der Eintheilung an.

Zum Vortrag der Eintheilung wird **Kürze, Einfalt,** und die größte **Deutlichkeit** erfodert, damit der Zuhörer den Inhalt der Hauptpunkte der Rede sehr leicht und bestimmt fasse; welches Cicero für so wichtig hielt, daß er bisweilen

die

werden viele nacheinander angeführt. Man kann sie hinter dem Satz, dessen Beweis sie sind, anführen, oder demselben vorhergehen lassen.

Bisweilen dienen solche Beyspiele, wenn mehrere hinter einander kommen, blos dazu, daß man Zeit habe, sich die allgemeine Wahrheit, durch die Wiederholung derselben, desto sicherer einzuprägen, damit sie unvergeßlich bleibe. Man könnte sie **verweilende** Beyspiele nennen (*).

Bisweilen dient das Beyspiel, der Wahrheit, die es enthält, einen Schmuck zu geben, wodurch sie reizender wird. Diese Art des Beyspiels hat wieder gar vielerley Formen, die sich nicht alle entwickeln lassen. So hat folgende Art des Beyspiels eine ungemeine Kraft. Horaz will die allgemeine Lehre anbringen, daß Ueppigkeit und großer Aufwand sich nicht einmal durch großen Reichthum entschuldigen lassen. Anstatt blos allgemein zu sagen: **das Geld könnte besser angewendet werden**, sagt er dieses in Beyspielen, die er noch dazu in dringenden Fragen vorträgt:

Cur eget indignus quisquam, te diuite? quare
Templa ruunt antiqua Deum? Cur, improbe, carae
Non aliquid patriae tanto emetiris aceruo? (**)

Die Beyspiele können nach der besondern Absicht, die man dabey hat, allgemeiner seyn, oder aus ganz einzelen

 Fällen

(*) Horat. Od. L. IV. 7.
(**) Serm. II. 2. 103.

ner geschehenen Sache ankömmt. Der Zweck der Erzählung ist, dem Zuhörer den Verlauf der Sachen so vorzustellen, daß sein Urtheil darüber gelenkt werde. Die alten Lehrer der Redner sind, wie man beym **Hermogenes**, **Cicero** und **Quintilian** sehen kann, sehr weitläuftig hierüber.

Da hier die Absicht gar nicht ist, den Advokaten Anleitung zu geben, wie durch eine schlaue Erzählung eine böse Sache als gut, oder eine gute als bös vorzustellen sey, sondern vorausgesetzt wird, der Redner wolle das, was er selbst gesehen, oder erzählen gehört hat, so wie er die Sachen wirklich faßt, wieder erzählen; so werden wir uns nur bey Betrachtung einiger allgemeinen *Eigenschaften* einer guten Erzählung aufhalten. Die Kunst zu erzählen erfodert eigene Gaben, die man nicht durch Regeln bekömmt; alles, was die Kritik hier thun kann, ist, daß sie einige Winke und Warnungen giebt.

Die Erzählung ist in der Beredsamkeit gerade das, was das historische Gemälde in der Malerey ist: beyde werden durch einerley Eigenschaften gut oder schlecht. Jede Erzählung muß die geschehene Sache **klar** und **wahrhaft**, oder **wahrscheinlich** vorstellen, damit der Zuhörer über keinen zur Sache gehörigen Umstand in Ungewißheit oder Zweifel bleibe.

Zur **Klarheit** gehört außer dem guten und richtigen Ausdruck, wodurch die Begriffe auf das genaueste bestimmt

stimmt werden, die Ordnung und die Vermeidung alles dessen, was eigentlich zur Sache nicht gehört, was keinen Einfluß, weder auf den Ausgang der Sache, noch auf das Urtheil, das man von der Sache fällt, haben kann. Bey jeder Erzählung hat man eine gewisse Absicht, aus welcher beurtheilt werden muß, was zur Sache gehört, oder nicht. Der Erzähler muß den Zweck der Erzählung, die Vorstellung, die durch dieselbe in völlige Klarheit kommen soll, auf das deutlichste fassen, um zu beurtheilen, was jeder einzele Umstand dazu beytragen könne. Er muß sich auf das genaueste in die Stelle seiner Zuhörer setzen, um zu erkennen, was sie eigentlich durch seinen Vortrag erfahren wollen oder müssen.

Eine nothwendige Eigenschaft der Erzählung in Absicht auf die Klarheit ist die Gruppirung der Sachen, das ist, die genaue Unterscheidung der Haupttheile. Die Erzählung muß nicht so unabgesetzt in einem fortgehen, daß der Zuhörer gar nichts begreife, bis man fertig ist. Sie muß in ihre Hauptperioden abgetheilt seyn, deren jede besonders kann gefaßt werden (*).

Zur **Wahrheit** oder Wahrscheinlichkeit ist vor allen Dingen nothwendig, daß keine Lücke in der Erzählung gelassen, daß nichts übergangen werde, daraus das, was hernach folget, begreiflich wird. Aber dieses ist noch nicht allemal hinlänglich.

(*) S. die Erzählung für Archias, oder den manilischen Vorschlag.

Gewisse Theile der Erzählung müssen genau, umständlich und durch solche Kleinigkeiten ausgezeichnet seyn, daß der Zuhörer bey der Sache gegenwärtig zu seyn glaubet. Dadurch wird die Erzählung um so mehr wahrscheinlich, da der Zuhörer sich nicht vorstellen kann, daß alles so umständlich würde können bezeichnet werden, wenn sich die Sachen nicht wirklich so verhielten (*).

Da bey jeder Erzählung etwas die Hauptsache ist, das, wornach alles andre beurtheilt wird, diese Hauptsache aber, wie die Hauptgruppe des Malers in dem Gemälde, voranstehen, und am deutlichsten ins Gesicht fallen muß; so muß der Redner durch Bezeichnung kleiner Umstände die Hauptsache nahe vor das Gesicht bringen. Darinn ist Homer ein großer Meister der Kunst. Die Hauptsachen heben sich in seinen Gemälden vom Grund heraus, und kommen ganz nahe.

Es erhellet hieraus, daß es eine höchst schwere Sache ist, gut zu erzählen, und vielleicht erfodert kein Theil der Beredsamkeit fleißigere Uebung, als dieser.

Hermogenes unterscheidet drey Hauptgattungen, die Erzählung zu behandeln: die einfache, die ausgeführte, die zierliche. — Die erste erzählt die Sache schlechtweg, wie sie geschehen ist, ohne sich in irgend eine Art der Ausschweifung einzulassen. Sie wird da gebraucht, wo die geschehene Sache an sich selbst mit den dabey vor-

kommen-

(*) Quintilian giebt davon ein Beyspiel L. IV. C. §. 41.

kommenden Umständen hinreichend ist, dem Zuhörer die Begriffe zu geben, die unsrer Absicht gemäß sind. Von dieser Art ist die Erzählung in des Demosthenes Rede gegen den Konon. Die Sache war an sich so klar, daß der natürlichste Vortrag derselben am geschicktesten war, den Zuhörer gegen den Beklagten einzunehmen.

Die ausgeführte Art besteht darinn, daß der Redner verschiedenes beybringt, das in der geschehenen Sache nicht offenbar liegt, indem er Ursachen davon angiebt, Absichten aufdeckt, und etwa Umstände ergänzt, alles in der Absicht, die Sache gut oder schlecht vorzustellen. Er hilft also dem Urtheil des Zuhörers dabey, da er im erstern Fall es ihm gänzlich frey gelassen hat. Diese Art ist nöthig, wo die vorzutragende Sache etwas zweydeutig ist, so daß der Zuhörer, wenn ihm die Sache einfach erzählt würde, auch wohl ein ander Urtheil davon fällen, oder sie anders fassen könnte, als es die Absicht des Redners erfodert.

Die zierliche Art trägt die Sache mit Zusätzen vor, welche die Einbildungskraft des Zuhörers einnehmen. Er mischt Bilder und Nebenumstände in die Sache, welche ihn für oder gegen die Begebenheit einnehmen, welche er entweder auf eine vortheilhafte oder verhaßte Weise vorstellt, so daß er das Urtheil des Zuhörers schon in der Erzählung selbst lenkt. Er braucht die Farben der Beredsamkeit, sein Gemälde desto kräftiger zu machen. Dieses ist bey gerichtlichen Erzählungen ein Kunstgriff, der

den Sachen den Ausschlag geben kann; und darinn war Cicero ein großer Meister. Man überlege folgende Stelle. Anstatt blos zu sagen: Quinctius trauete dem Versprechen des Nävius, trägt er die Sache so vor: Quia, quod virum bonum *facere* oportebat, id *loquebatur* Naeuius; credit Quinctius eum, qui *orationem* bonorum imitaretur, *facta* quoque imitaturum. Dergleichen Wendungen sind um so viel wirksamer zur Ueberredung, weil der Zuhörer kaum merkt, daß der Redner seinem Urtheil vorgreift.

Es kann zwar geschehen, daß ein Redner seine Erzählung nur nach einer dieser drey Arten vorträgt. Wenn die Sache sehr klar und jedem hinlänglich einleuchtend *ist*, so thut die erste Art die allerbeste Wirkung. Denn so wie ein Grundsatz durch den Beweis, den man davon geben wollte, nicht nur keine Stärke gewinnt, sondern von seiner Kraft verlieret; so geht es einer offenbar guten oder schlechten Sache, durch eine ausgeführte oder zierliche Erzählung. Die andere Art schicket sich für Begebenheiten, die zwar wenigem Zweifel unterworfen, aber doch durch Erläuterung verschiedener Umstände klärer können gemacht werden. Die dritte Art ist für zweifelhafte Fälle. Indessen geschieht es oft, daß ein Redner alle drey Arten in einer einzigen Erzählung anbringt; nachdem die besondern Theile der Sache mehr oder weniger klar sind.

§. 21.

§. 21.

Abhandlung.

Die Abhandlung ist der Haupttheil oder der eigentliche Körper einer förmlichen Rede, in welchem die ganze Materie der Rede vorgetragen wird. **Beweise, Beweisarten, Beweg-, Widerlegungsgründe** ꝛc. — Dieß alles gehört zur Abhandlung.

§. 22.

Von den Beweisen.

Die Kunst, einen Beweis zu führen, scheinet der wichtigste Theil der Beredsamkeit zu seyn. In gerichtlichen Reden kömmt auf die Beweise alles an; in berathschlagenden sehr vieles: aber auch außer diesen Hauptgelegenheiten hat man fast überall nöthig, das Urtheil anderer zu lenken, oder sein eigenes zu rechtfertigen. Eigentlich besteht die ganze Beredsamkeit darinn, daß man sich sowohl des Urtheils, als der Empfindungen der Menschen durch die Rede bemächtige.

Das erste geschieht durch überführende Beweise. Hiebey kömmt es auf zwey Hauptstücke an, nämlich auf die **Erfindung der Beweisgründe**, und auf die richtige **Anwendung und Ausführung derselben. — Von dem ersten haben wir gehandelt; und von dem zweyten im folgenden §.**

Hier bleibet übrig von dem zu sprechen, was der Redner überhaupt bey den Beweisen zu bedenken hat. Zu jedem Beweis werden zwey Eigenschaften erfodert, Wahrheit, oder doch Wahrscheinlichkeit, und Deutlichkeit, oder wenigstens große Klarheit.

Die Wahrheit der Sache hängt zwar nicht von dem Redner ab, sie muß in der Sache selbst liegen; aber bey ihm steht es, sie zu erforschen und andern fühlbar zu machen. So lang er die Wahrheit der Sache, die er behaupten will, nicht selbst einsieht, so ist es vergeblich, den Beweis zu unternehmen; und wenn er sogar vom Gegentheil überzeuget ist, so muß er sich dieses nicht einfallen lassen.

Wenn also der Redner sich in vorkommenden Fällen nicht blos stellen will, so muß er überhaupt bey Erlernung der Kunst und in seinen Bemühungen, in derselben vollkommener zu werden, sich eine große Gründlichkeit angewöhnen, und sich vor aller Spitzfündigkeit, der falschen Gründlichkeit kleiner Geister, mit äußerster Sorgfalt hüten.

Zu dem Ende muß er sich in gründlichen Wissenschaften fleißig üben, damit er sich ein scharfes Nachdenken angewöhne, und aus seinem eignen Gefühl wisse, was wahre Ueberzeugung sey. Hiernächst befleiße er sich auch überhaupt durch beständiges Nachdenken die Gründlichkeit des Geschmacks zu bekommen, wodurch in jeder Sache das Große und Wichtige von dem Kleinen und Unerheb=

rheblichen richtig unterschieden wird. Er gewöhne sich, jede Vorstellung auf die Waage der gesunden Vernunft zu legen, um zu sehen, ob sie ein merkliches Gewicht habe. Das, was wirklich wichtig ist, halte er allein werth, überdacht, und dem Gedächtniß anvertraut zu werden; alles andre lasse er fahren.

Am allermeisten hüte er sich für Spitzfindigkeit, wodurch irgend ein Schein für das Ansehen einer Sache erzwungen wird, dessen Richtigkeit eher durch die gesunde Vernunft zu fühlen, als durch den Verstand deutlich auseinander zu setzen ist. Es ist besser, daß man die Sachen, die nicht einen überwiegenden, sehr fühlbaren Grad der Wahrheit haben, für unausgemacht halte, wenn man sich gleich darinn betröge, als daß man von leichtem Geiste regiert, alles Scheinbare annehme, aus Furcht sich etwas gutes entgehen zu lassen.

Unumgänglich nothwendig ist es, um ein gründlicher Redner zu seyn, daß man keine falsche Sache zu beweisen übernehme, auch keine, zu deren Erhärtung man nicht offenbare Gründe vor sich hat. Denn in diesen Fällen muß man Beweise erzwingen oder erschleichen. Erkennt man die Sache mit überlegender Vernunft für wahr, so wird man durch genugsames Nachdenken allemal auch einen richtigen Beweis dafür finden.

Diesen Geschmack der Gründlichkeit muß man durch fleißiges Lesen der vorzüglich gründlichen Reden der besten griechischen und römischen Redner und Philosophen er-

 höhen.

Hier bleibet übrig von dem zu sprechen, was der Redner überhaupt bey den Beweisen zu bedenken hat. Zu jedem Beweis werden zwey Eigenschaften erfodert, Wahrheit, oder doch Wahrscheinlichkeit, und Deutlichkeit, oder wenigstens große Klarheit.

Die Wahrheit der Sache hängt zwar nicht von dem Redner ab, sie muß in der Sache selbst liegen; aber bey ihm steht es, sie zu erforschen und andern fühlbar zu machen. So lang er die Wahrheit der Sache, die er behaupten will, nicht selbst einsieht, so ist es vergeblich, den Beweis zu unternehmen; und wenn er sogar vom Gegentheil überzeuget ist, so muß er sich dieses nicht einfallen lassen.

Wenn also der Redner sich in vorkommenden Fällen nicht blos stellen will, so muß er überhaupt bey Erlernung der Kunst und in seinen Bemühungen, in derselben vollkommener zu werden, sich eine große Gründlichkeit angewöhnen, und sich vor aller Spitzfindigkeit, der falschen Gründlichkeit kleiner Geister, mit äusserster Sorgfalt hüten.

Zu dem Ende muß er sich in gründlichen Wissenschaften fleißig üben, damit er sich ein scharfes Nachdenken angewöhne, und aus seinem eignen Gefühl wisse, was wahre Ueberzeugung sey. Hiernächst befleiße er sich auch überhaupt durch beständiges Nachdenken die Gründlichkeit des Geschmacks zu bekommen, wodurch in jeder Sache das Große und Wichtige von dem Kleinen und Un-

erheblichen richtig unterschieden wird. Er gewöhne sich, jede Vorstellung auf die Waage der gesunden Vernunft zu legen, um zu sehen, ob sie ein merkliches Gewicht habe. Das, was wirklich wichtig ist, halte er allein werth, überdacht, und dem Gedächtniß anvertraut zu werden; alles andre lasse er fahren.

Am allermeisten hüte er sich für Spitzfindigkeit, wodurch irgend ein Schein für das Ansehen einer Sache erzwungen wird, dessen Richtigkeit eher durch die gesunde Vernunft zu fühlen, als durch den Verstand deutlich auseinander zu setzen ist. Es ist besser, daß man die Sachen, die nicht einen überwiegenden, sehr fühlbaren Grad der Wahrheit haben, für unausgemacht halte, wenn man sich gleich darinn betröge, als daß man von leichtem Geiste regiert, alles Scheinbare annehme, aus Furcht sich etwas gutes entgehen zu lassen.

Unumgänglich nothwendig ist es, um ein gründlicher Redner zu seyn, daß man keine falsche Sache zu beweisen übernehme, auch keine, zu deren Erhärtung man nicht offenbare Gründe vor sich hat. Denn in diesen Fällen muß man Beweise erzwingen oder erschleichen. Erkennt man die Sache mit überlegender Vernunft für wahr, so wird man durch genugsames Nachdenken allemal auch einen richtigen Beweis dafür finden.

Diesen Geschmack der Gründlichkeit muß man durch fleißiges Lesen der vorzüglich gründlichen Reden der besten griechischen und römischen Redner und Philosophen erhöhen.

Hier bleibet übrig von dem zu sprechen, was der Redner überhaupt bey den Beweisen zu bedenken hat. Zu jedem Beweis werden zwey Eigenschaften erfodert, **Wahrheit**, oder doch **Wahrscheinlichkeit**, und **Deutlichkeit**, oder wenigstens große **Klarheit**.

Die **Wahrheit** der Sache hängt zwar nicht von dem Redner ab, sie muß in der Sache selbst liegen; aber bey ihm steht es, sie zu erforschen und andern fühlbar zu machen. So lang er die Wahrheit der Sache, die er behaupten will, nicht selbst einsieht, so ist es vergeblich, den Beweis zu unternehmen; und wenn er sogar vom Gegentheil überzeuget ist, so muß er sich dieses nicht einfallen lassen.

Wenn also der Redner sich in vorkommenden Fällen nicht blos stellen will, so muß er überhaupt bey Erlernung der Kunst und in seinen Bemühungen, in derselben vollkommener zu werden, sich eine große Gründlichkeit angewöhnen, und sich vor aller Spitzfündigkeit, der falschen Gründlichkeit kleiner Geister, mit äußerster Sorgfalt hüten.

Zu dem Ende muß er sich in gründlichen Wissenschaften fleißig üben, damit er sich ein scharfes Nachdenken angewöhne, und aus seinem eignen Gefühl wisse, was wahre Ueberzeugung sey. Hiernächst befleiße er sich auch überhaupt durch beständiges Nachdenken die Gründlichkeit des Geschmacks zu bekommen, wodurch in jeder Sache das Große und Wichtige von dem Kleinen und Unerheb-

die Eintheilung wiederholt hat, wie in der Rede für den P. Quinctius, wo er sie also vorträgt: „Ich will zuerst zeigen, daß kein Grund vorhanden sey, warum du von dem Prätor hättest verlangen können, in den Besitz der Güter des P. Quinctius gesetzt zu werden; hernach, daß du sie durch kein Edikt habest besitzen können; und zuletzt, daß du sie wirklich nicht besessen habest. Ich bitte euch (setzt er hinzu) dich C. Aquilius, und euch, die ihr eure Meynung hierüber zu geben habt, euch dieser Punkte wohl zu erinnern; denn wenn ihr sie vor Augen habet, so werdet ihr die ganze Sache leichter fassen, und mich, falls ich aus den Schranken, die ich mir selbst setze, heraustreten sollte, durch euer Ansehen zurückhalten können. Ich leugne also, 1) daß er die Güter hat fodern können, 2) daß er sie ediktmäßig habe besitzen können, und 3) daß er sie wirklich besessen habe. Habe ich diese drey Punkte bewiesen, so werde ich den Schluß machen." (*)

§. 20.

Von der rednerischen Erzählung.

Die Erzählung ist ein Hauptheil derjenigen gerichtlichen Reden, in denen es auf die Beurtheilung einer

(*) Bey den Vorlesungen selbst wird noch manches sowohl von der Erfindung, als von den verschiedenen Arten der Eintheilung erklärt werden.

höhen. Vornehmlich müssen die besten Reden des Demosthenes und Cicero vielfältig gelesen werden (*).

Zu der Gründlichkeit in dem Beweisen muß auch die Deutlichkeit hinzukommen. Zwar nicht die philosophische Deutlichkeit, die jede Vorstellung bis auf die einfachen Begriffe zergliedert, sondern die ästhetische Deutlichkeit, die bey dem klaren Gefühl der Sachen stehen bleibt. Der Redner bleibet in einzeln Begriffen bey der anschauenden Erkenntniß stehen, sucht aber denselben einen hohen Grad der Klarheit und Lebhaftigkeit zu geben. Diese Fertigkeit deutlich zu seyn, bekömmt man nicht ohne große Bemühung und lange Uebung.

Die meisten Menschen haben aus einer angebohrnen Trägheit des Geistes sich angewöhnt, mit klaren und dabey verworrenen Begriffen und Vorstellungen zufrieden zu seyn. Diese unglückliche Trägheit muß der gute Redner schlechterdings überwunden haben. Er muß niemal zufrieden seyn, bis er jeder Vorstellung, die seinen Geist zu beschäfftigen würdig genug ist, den höchsten Grad der Deutlichkeit, der er fähig ist, gegeben hat. Zu dem Ende muß er sich unnachläßig in den Versuchen üben, alles deutlich zu sehen, und das, was er selbst so sieht, mit der höchsten Klarheit auszudrücken.

Eine

(*) Diese mehrere durch Vernunft und Erfahrung geprüfte Grundsätze, die der Philosoph dem jungen Redner giebt, sind mehr werth, dann hundert alltägliche Präcepta der Oratorie.

Eine wichtige Sache bey den Beweisen ist auch der Ton, in welchem sie vorgetragen werden. Man bemerkt bisweilen einen gewissen Ton der Wahrheit und der Ueberzeugung von Seiten des Redners, der uns sanft, aber unwiderstehlich, zum Beyfall nöthiget, wenn wir auch sonst die Stärke des Beweises nicht einsehen, ja selbst da, wo gar kein Beweis angegeben wird. Denn so wie wir geneigt sind, mit dem Traurigen zu trauren, und mit dem Lachenden zu lachen, so fühlen wir auch einen Hang, demjenigen Beyfall zu geben, wovon wir andere überzeuget sehen (*).

Wenn dieser Ton der Wahrheit zugleich durch den wirklichen Ton der Stimme, durch die Stellung und Gebehrden des Redners unterstützt wird, daß der Zuhörer fühlt, er rede aus innerster Ueberzeugung, so wird sein Beweis die volle Wirkung thun. So lange der Zuhörer ohne Vorurtheil ist, wird man ihn sehr geneigt finden, dem Beyfall zu geben, der etwas, auch ohne Beweis, in dem Ton der Wahrheit versichert. Läßt aber der Redner das geringste merken, daß er unsern Beyfall erzwingen will, so widersteht die Neigung der Ueberzeugung. Gar oft schadet er seinem Beweis, wenn er sich bey klaren Sachen zu lange aufhält, um sie noch deutlicher zu machen. Die wahre Gründlichkeit ist einfach und kurz. Gewisse

(*) Ein herrliches Beyspiel davon haben wir in der Andromache des Euripides, wo sich diese wider die Hermione vertheidigt. VI. 190 - 292.

wisse Gründe sprechen durch die Sache selbst am lautesten, und ihre Stimme wird durch übertriebenes Bemühen des Redners geschwächt.

Durch die Art des Vortrages kann der Redner einem Beweis sehr aufhelfen oder schaden. Der stärkste Beweis kann durch einen schlechten und schwachen Vortrag seine Kraft verlieren. Das Klare kann durch die Aussprache und den Ton dunkel, das Kurze langweilig, und das Lebhafte schwach werden (*). Vornehmlich hat der Redner genau zu überlegen, wo eigentlich in seiner Rede der Ort ist, da natürlicher Weise verschiedene vorgetragene Gründe ihre Wirkung nun auf einmal thun sollen. Da muß er alle Kunst anwenden, sie gut zu vereinigen, den Verstand, die Einbildungskraft und das Herz des Zuhörers auf einmal lebhaft anzugreifen.

§. 23.

Von der Setzungsart der Beweise.

Bey der Bestätigung des Satzes, wozu mehrerley Beweise angeführt werden, kömmt auch oft viel auf die Ordnung an, darinn sie einander folgen. Die Frage ist oft untersucht worden, ob die starken oder die schwächern Gründe zuerst sollen aufgestellt werden.

Quin=

(*) Von dem äußerlichen Vortrag wird mehrers an seinem Orte gesagt werden.

Quintilian rathet von den schwächern den Anfang zu machen (*). Allein die Sache scheinet mir nicht außer allem Zweifel. Wann ein scharfsinniger Zuhörer einige schwache Beweise hinter einander anhört, so kann er leicht verdrießlich werden, und die Aufmerksamkeit auf stärkere verlieren. Auf der andern Seite kann man sagen, daß die letzten Eindrücke immer die wichtigsten sind. Man findet also bey großen Rednern Beyspiele von beyden entgegenstehenden Ordnungen.

Am sichersten scheinet es zu seyn, daß man die Hauptbeweise zuerst vorbringe. Hat man wahrscheinlicher Weise damit den Zuhörer nahe an die Ueberzeugung gebracht, so häufe man schnell noch verschiedene geringere Beweise zusammen, und lasse sie in geschlossenen Gliedern den Zuhörer angreifen, so wird die Wirkung nach Wunsch ausfallen.

Zur Erläuterung dieser Regel wollen wir setzen, man habe eine geschehene Sache durch Zeugnisse erhärtet, oder einen Satz durch andre Gründe so wahrscheinlich gemacht, daß dem Zuhörer nur noch wenige Zweifel übrig seyn können. Nun setze man gleich noch verschiedene kleinere Gründe nach, welche zeigen, daß die Sache der Natur der Personen, den Zeiten, den Umständen u. s. f. gemäß sey, so wird aller Zweifel verschwinden. Dieses will ohne Zweifel

(*) Prout ratio causae cuiusque postulabit, ordinabuntur; vno (vt ego censeo) excepto, ne a potentissimis ad leuissima decrescat oratio.

Zweifel Quintilian durch folgende Regel sagen: **Die stärksten Beweise muß man einzeln wol ausführen,** sagt er, **die schwächern kurz an einander drängen.** — **Wenn man einen beschuldiget, er habe einer Erbschaft halber einen Mord begangen,** (und hätte z. B. den Hauptbeweis durch wahrscheinliche Zeugnisse geführt; so kann man, wenn die Umstände so sind, folgende Gründe noch hinzufügen:) **Du hattest Anwartschaft darauf, du warst in Noth, und damals von deinen Gläubigern am stärksten getrieben; dazu hattest du deinen Erblasser damals beleidiget, und wußtest, daß er das Testament eben ändern wollte.** Man begreift leicht, daß solche geschlossene Gründe eine Sache außer Zweifel setzen müssen, von welcher man schon durch andre stärkere Anzeigen beynahe überzeuget worden.

Sind aber die Beweise so beschaffen, daß die schwächern den stärkern zur Grundlage dienen, daß sie erst dem Zuhörer vorläufig einige Zweifel benehmen, ihn in die Denkungsart setzen, die zur Wirkung der stärksten Beweise nöthig ist, so muß die erwähnte Ordnung nothwendig umgekehrt werden.

§. 24.

Von den Beweisarten.

Es ist nicht genug, daß der Redner die Gründe, aus welchen die Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit einer

Sache

Sache erkennet wird, gefunden und in die Ordnung gebracht habe; er muß diese Gründe so zu behandeln und so vorzutragen wissen, daß sie ihre völlige Wirkung thun; dieses ist eigentlich das vornehmste in der Kunst zu beweisen (*).

Die Beweisgründe hat der Redner mit dem Philosophen und mit dem gemeinen Mann gemein; aber ihre Behandlung, die Art sich ihrer zu bedienen, ist ihm eigen. Dadurch kann er sich als einen großen Redner zeigen, daß er so gründlich als der Weltweise, obgleich nicht so abstrakt und nicht so genau methodisch; so einfach, als der gemeine Mann, aber nicht so nachläßig und so wankend in seinen Beweisen ist.

Die Beweisarten sind für den Redner dieselben, die der Philosoph braucht; alle Arten der Vernunftschlüsse nach ihren mannigfaltigen Formen und Gestalten. Jede Rede oder ein Theil derselben, darinn der Beweis einer Sache ausgeführt wird, muß sich in einen Vernunftschluß auflösen lassen, der, wenn der Redner gründlich gewesen ist, sowol in der Materie, als in der Form seine völlige Richtigkeit hat. Nun giebt es, wie bekannt, ungemein viel Arten solcher Vernunftschlüsse, deren jeder seine eigene Form und Gestalt hat. Der Redner muß diejenige zu wählen

(*) Est prudentiae paene mediocris, quid dicendum sit videre; alterum est, in quo Oratoris vis illa diuina virtusque cernitur, ea quae dicenda sunt, copiose, ornate, varieque posse dicere. *Cicero.*

wählen wissen, die der besondern Beschaffenheit seiner Materie am gemäßesten und zugleich für seine Zuhörer die einleuchtendste ist. Der Philosoph sieht in der Wahl der Beweisart auf Kürze und Deutlichkeit, der Redner aber auf Klarheit und Sinnlichkeit.

Also ist der Grundriß einer jeden Abhandlung der beweisenden Rede, oder eines Haupttheils desselben, allemal ein Vernunftschluß von drey oder von zwey Sätzen. Diesen zu erfinden ist die erste Arbeit des Redners. — Wenn Cicero gegen den Cecilius beweisen will, daß er und nicht dieser zum Ankläger des Verres müsse bestellt werden, so macht er diesen Vernunftschluß: „Wen der „Beleidigte zum Ankläger seines Feindes haben will, der „muß ihm auch gegeben werden. Nun verlangen die Einwohner Siciliens mich und keinen andern; also muß ich „die Klage gegen den Verres führen." Der erste Theil der Rede ist eine Ausführung dieses Vernunftschlusses, und so verhält es sich mit jeder beweisenden Rede.

Da es unendlich weitläuftig seyn würde, Regeln für die Wahl jeder besondern Form der Vernunftschlüsse zu suchen, so begnügen wir uns, die zwey Hauptarten der Beweise näher zu betrachten, und das wesentlichste, was der Redner dabey zu bedenken hat, anzuführen.

Die zwey Hauptarten der Beweise sind die, welche Cicero mit dem Namen *Inductio* und *Ratiocinatio* bezeichnet

zeichnet (*). Die erstere besteht darinn, daß man aus ähnlichen Fällen schließt; die andere schließt aus der nothwendigen Verbindung der Begriffe.

Erste Beweisart, durch die Induktion.

Die Induktion besteht also darinn, daß man für die Wahrheit, welche man beweisen will, Fälle aussucht, in welchen dieselbe ganz unzweifelhaft und offenbar ist, hernach aus diesen besondern Fällen entweder einen allgemeinen, oder auf einen andern besondern, jenen ähnlichen Fall, passenden Schluß macht. Dergleichen ist dieses:

„Wenn ein junger Mensch von einem Flötenspieler „in seiner Kunst so unterrichtet worden ist, daß er schon „sehr gut gespielet hat, hernach aber von einem schlechten „Spieler wieder verdorben worden ist; kann man denn „die Schuld, daß er schlecht spielt, auf den ersten Mei„ster legen? — Keineswegs. Oder wenn ein Hofmeister „seinem Untergebenen gute und bescheidene Sitten ange„wöhnt hat, dieser aber sich hernach durch andere wieder „zu schlechten und groben Sitten hat verführen lassen; „wird man dieser Sitten halber den ersten Hofmeister be„schuldigen? — Gewiß nicht. So wird man auch dem

„So-

(*) Omnis igitur ratiocinatio aut per *inductionem* tractanda est, aut per *ratiocinationem*. De Inuent. L. I.

„Sokrates die Schuld nicht beymessen können, daß die „Jünglinge, denen er Lust zur Tugend gemacht hat, nach- „her von andern verführt worden" (*). Dieses ist die Beweisart, deren sich Sokrates mit so glücklichem Erfolg bedient hat.

Ihr größter Vortheil besteht darinn, daß sie die Erkenntniß der Wahrheit in ein Gefühl derselben verwandelt. Sie schickt sich sowohl für einfältige als gelehrte Zuhörer: jenen wird sie durch ihre Faßlichkeit angenehm, diesen durch das lebhafte Gefühl der Wahrheit und durch den Reiz der Aehnlichkeit.

Die Induktion kann verschiedene Gestalten annehmen. Sokrates kleidete sie fast allezeit in Fragen ein, so wie es sich zur Beredsamkeit des Umganges am besten schicket. Die Moralisten geben ihr auch eine andere Form, indem sie einen oder mehr ähnliche Fälle, an denen die Wahrheit leicht zu fühlen ist, als Beschreibungen, Gemälde oder Erzählungen, anbringen und so zeichnen, daß der Zuhörer alles vor sich zu sehen glaubt.

Bey Behandlung dieser Beweisart hat der Redner vornehmlich auf folgende Dinge zu sehen: 1) daß die Wahrheit, wovon er überzeugen will, in den ähnlichen Fällen, die er anführt, völlig offenbar sey. 2) Daß diese Fälle eine vollkommene Aehnlichkeit mit dem Falle haben, über welchen eigentlich das Urtheil des Zuhörers soll fest-

gesetzt

(*) Xenophons Memor. Socr. L. I.

gesetzt werden. 3) Daß dieser nicht gleich merke, wohin die angeführten ähnlichen Fälle zielen, damit er desto freyer von allem Vorurtheil, sich dem Gefühl des Wahren überlasse.

Dazu gehören besondere rednerische Gaben, die vielleicht seltener sind, als irgend ein anders Talent des Redners. So wenig glänzendes die vollkommene Induktion hat, so schwer ist es, dieselbe zu erreichen. Wer nicht vorzüglich die Gabe hat, von den gemeinesten Dingen, nicht nur ohne Niedrigkeit, sondern interessant zu sprechen, muß sich nicht daran wagen; denn die ähnlichen Fälle müssen nothwendig von Dingen hergenommen werden, die täglich vorkommen, die also nicht den geringsten Reiz haben, als den sie durch die Kunst des Redners bekommen.

Zweyte Beweisart, durch den Syllogism.

Die zweyte Hauptart der Beweise ist die, welche durch Entwicklung der Begriffe zum Zweck kömmt. *Ratiocinatio* — Diese hat die Gestalt eines förmlichen und vollständigen Vernunftschlusses — *Syllogismus* — der aus zwey Vordersätzen und dem daraus fließenden Schlußsatz besteht. Diese Beweisart ist demnach nicht so populär, als die erstere; sie ist mehr philosophisch, als rednerisch.

Die ganze Abhandlung der Rede, in der ein solcher Beweis geführt wird, muß sich auf drey Sätze bringen

 lassen.

lassen. Die beyden Vordersätze müssen, wie aus der Vernunftlehre bekannt ist, unläugbar seyn, wenn die Ueberzeugung folgen soll. Daher entstehen bey dieser Beweisart die fünf Theile der Abhandlung, deren Nothwendigkeit Cicero gegen einige Lehrer der Redner behauptet (*).

Der erste Theil enthält den deutlichen Vortrag des Obersatzes. Der zweyte Theil enthält die vollkommene Bestätigung dieses Satzes. Wenn diese so vollendet ist, daß kein Zweifel übrig bleiben kann, so folget der Untersatz, als der dritte Theil; hierauf dessen Bestätigung, die den vierten Theil ausmacht, und endlich der Schluß, als der fünfte Theil. Der zweyte und vierte Theil sind die wichtigsten; deßwegen auch die Redner allemal den größten Fleiß auf dieselben wenden.

Diese Beweisart behandelt der Redner anders als der Philosoph, indem er die Begriffe nie bis auf ihre einfachesten Theile entwickelt. — Hauptsächlich aber unterscheidet er sich durch die Erweiterung seiner Sätze und durch die Art, die Begriffe festzusetzen. Der Philosoph begnügt sich, jeden der drey Sätze seiner Vernunftschlüsse kurz und bestimmt durch das Subjekt und Prädikat auszudrücken. Der Redner druckt den Satz auf mehrere Arten, durch Umschreibung und durch Erweiterung aus; er wiederholt ihn mit andern Worten und in andern Wen-

dun-

(*) De Inuent. L. I.

dungen; er sucht ihn nicht nur dem Verstand, sondern so viel möglich auch der Einbildungskraft und dem Gefühl einzuprägen. In Entwicklung der Begriffe bleibt der Redner bey dem Zusammengesetzten stehen, wo der Philosoph alles, bis auf das Einfache, zergliedert: eine Beschreibung, ein Gemälde, ein Beyspiel, oder ein Bild dienet ihm statt einer Erklärung, wenn nur der Begriff dadurch einen großen Grad der Klarheit bekömmt.

Der Philosoph begnüget sich mit einem Beweisgrund zur Bestätigung eines Satzes, er scheinet gegen seine Zuhörer ganz gleichgültig zu seyn; der Redner führet mehrere an, um das ganze Gemüth von der Wahrheit der Sache einzunehmen; ihm ist daran gelegen, daß seine Zuhörer so lange bey jeder Sache verweilen, bis sie sich mit aller möglichen Kraft dem Gemüthe eingeprägt hat. Er läßt kein Mittel unversucht, der Wahrheit neue Kraft zu geben, und füget einen pathetischen Beweis hinzu. Dieser besteht darinn, daß in dem Zuhörer solche Leidenschaften erweckt werden, die für den Schluß sprechen; Mitleiden mit dem Beklagten, Zorn gegen den Ankläger und dergleichen. So macht er aus einem Vernunftschluß, den der Philosoph in einem Athem vorbringt, eine lange Rede, in welcher wechselsweise Verstand, Einbildungskraft und Empfindung für die Wahrheit der Sachen interessirt werden.

§. 25.

Von der rednerischen Erweiterung (*).

Longinus giebt von der rednerischen Erweiterung folgende Erklärung: sie sey eine vollständige Zusammentragung aller, einer Sache zugehörigen Umstände und Eigenschaften, wodurch die Hauptvorstellung ihre wahre Grösse und Stärke erhält. Man kann nämlich eine Sache entweder blos nennen, oder auf die kürzeste Weise nach dem, was ihr wesentlich oder zufällig zukömmt, anzeigen; oder man kann sie weitläuftiger nach ihren Eigenschaften, Wirkungen und verschiedenen Verhältnissen beschreiben.

Wenn also der Redner, nachdem er das, was wesentlich zu seinem Gegenstande gehört, gesagt hat, noch etwas hinzu thut, um die Vorstellung zu verstärken, sie lebhafter zu machen, oder ihr eine weitere Ausdehnung zu geben, so gehört dieses zur Erweiterung. Man setze, daß ein geistlicher Redner an einer Stelle seiner Rede nöthig habe, die Vorstellung von Gottes Allwissenheit zu erwecken. Der Satz: **Gott ist allwissend**, wäre hier das wesentliche, was er zu sagen hat; thut er hinzu: **Alles Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, was wirklich geschieht oder blos möglich ist, stellt sich ihm deutlich dar**; so ist dieser Zusatz eine Erweiterung.

Der

(*) Bey allem Vorrathe der Beweise ermangelt es oft dem jungen Redner in der Ausführung. Mir scheinet es also nicht nur gut, sondern auch nothwendig, hier von der rednerischen Erweiterung zu reden.

Der Vortrag des Redners unterscheidet sich von dem Vortrag des forschenden und lehrenden Philosophen hauptsächlich durch die Erweiterungen, die jenem vorzüglich eigen sind. Bisweilen ist eine ganze Rede nichts anders, als ein einziger Gedanke, der durch mancherley Erweiterungen lebhafter und einleuchtender gemacht worden (*).

Ein wichtiger Theil der Kunst des Redners besteht demnach in der Geschicklichkeit zu erweitern; — ja sie ist beynahe die Hauptsache. Wenn man von bekannten Dingen zu reden hat; wenn in einer lehrenden Rede alles, was man anzubringen hat, klar und verständlich ist; so sind die Erweiterungen das einzige Mittel der Rede aufzuhelfen, die Aufmerksamkeit des Zuhörers zu reizen, und dem Vortrag ästhetische Kraft zu geben.

Die Erweiterung hat sowohl bey einzelen Gedanken, oder bey besondern Theilen einer Rede, als bey der ganzen Rede überhaupt statt, deren Wirkung beym Schluß dadurch verstärkt werden kann.

Wenn man das, was wesentlich zu Erweckung gewisser Vorstellungen, zur Ueberzeugung oder zur Rührung gehört, vorgetragen hat; so können wegen der völligen Wirkung des Vorgetragenen noch zweyerley Zweifel entstehen. Entweder hat der Zuhörer noch nicht Zeit genug

 gehabt,

(*) Man sehe nur z. B. die 1. Rede wider den Katilina. — Er ist ein Bösewicht: also muß er aus der Stadt.

gehabt, sich den Vorstellungen so zu überlassen, daß er ihre völlige Wirkung schon gefühlt hätte; denn dazu gehört allemal, nach den Fähigkeiten des Zuhörers, mehr oder weniger Zeit: oder die Vorstellungen haben ihrer Gründlichkeit und Richtigkeit ungeachtet nicht genug ästhetische Kraft, weil sie zu abgezogen, zu einfach, zu spekulativ sind. In diesen beyden Fällen muß der Redner seine Zuflucht zur Erweiterung nehmen.

Sie verursachet im erstern Fall eine Verweilung auf den Vorstellungen, von denen man die Wirkung erwartet. Der Zuhörer bekömmt dadurch Zeit, sich den Eindrücken zu überlassen. Es geht bey den offenbarsten Wahrheiten nicht an, daß der Redner die Sätze so unaufgehalten nach einander vortrage, wie man es bey einem geometrischen Beweis thut. Jeder Satz muß nothwendig eine Zeitlang der Vorstellungskraft gegenwärtig seyn, wenn man seine Wahrheit recht einleuchtend empfinden soll. Diese Verweilung kann nicht durch Unterbrechung des Vortrages, durch ein Verweilen des Redners erhalten werden; er muß fortreden. Also bleibet ihm nur das Mittel übrig, das, was er gesagt hat, noch einmal auf eine andre Art zu sagen; etwas hinzuzusetzen, das die Aufmerksamkeit des Zuhörers auf denselben Begriffen unterhält; dieselbe Hauptsache in einem andern und noch andern Lichte zu zeigen. Dieses heißt aber den Satz erweitern.

Man kann deßwegen bey der Beweisart, die man Induktion nennt, diese Erweiterung am leichtesten anbringen,

ringen, wenn man mehrere Fälle zum deutlichen Begriff er Sachen aussucht, wovon das, was oben (*) aus dem Xenophon angeführt worden, zum Beyspiel dienen kann. Die Geschicklichkeit, die Zuhörer durch geschickte Erweiterungen eine hinlängliche Weile bey gewissen Hauptvorstellungen aufzuhalten, bis sie ihre Wirkung gethan haben, ist ohne Zweifel eines der wichtigsten Talente des Redners, ohne welches die höchste Gründlichkeit und Scharfsinnigkeit ihm sehr wenig hilft.

Eben so nothwendig ist auch die Erweiterung in dem andern Fall, wo das Wesentliche der Vorstellungen gar zu einfach ist. Denn dadurch verliert es seine ästhetische Kraft; es beschäfftiget blos den Verstand, und hat keine Wirkung auf das Gemüth. Was also abstrakt und einfach gesagt worden, weil die Natur der Sachen dieses erfodert, das muß durch die Erweiterung der Einbildungskraft und dem anschauenden Erkenntniß nun auch noch lebhafter, sinnlicher, mit mehrern verstärkenden Nebenbegriffen gesagt werden. So wie Haller, nachdem er gesagt hat:

Unendlichkeit, wer misset dich?

durch Erweiterung hinzu thut:

Vor dir sind Welten Tag' und Menschen Augenblicke!

(*) §. 24. von der ersten Beweisart.

Es ist überhaupt offenbar, daß die Kraft der Beredsamkeit großen Theils von geschickten Erweiterungen abhange, ohne welche die gründlichste Rede trocken und ohne Kraft ist.

Vielleicht hat der an sich gründliche, aber alle Erweiterungen verschmähende Vortrag der größten Philosophen, die seit einem halben Jahrhundert in Deutschland ein Licht angezündet, worauf es sonst stolz seyn kann, gar viel dazu beygetragen, daß wir in der Beredsamkeit noch so weit hinter andern Völkern zurücke geblieben sind.

Denen, welchen aufgetragen ist, die Jugend zur Beredsamkeit anzuführen, kann man nicht genug wiederholen, daß sie dieselbe fleißig, aber auch mit hinlänglicher Gründlichkeit in allen Arten der Erweiterungen üben müssen. — Aber weh ihnen, wenn sie die wahre Kraft der Erweiterungen nicht fühlen; wenn sie sich einbilden, es komme nur auf die Menge der Wörter, auf bloße Wiederholung derselben Sache in andern Ausdrücken, oder Aufhäufung einer Menge nichtsbedeutender Nebenumstände an.

Wir wünschten zur Aufnahme der wahren Beredsamkeit, daß ein der Sache gewachsener Mann die Arbeit auf sich nehmen möge, diesen wichtigen Theil der Redekunst in seinem ganzen Umfang abzuhandeln. Woher kömmt es doch, daß wir eine so große Menge kritischer Schriften über alles, was zur Dichtkunst gehört, haben, und so sehr wenig, was der noch in der Zeugung liegenden Beredsamkeit aufhelfen könnte?

§. 26.

§. 26.

Von der Widerlegung.

Man widerlegt einen andern, wenn man die Falschheit dessen, was er gesagt oder behauptet, zeiget. Eigentlich ist jeder Beweis und jede Vertheidigung eine Widerlegung.

Wir betrachten aber hier die Sache nicht in diesem allgemeinen Gesichtspunkt, noch ist unsre Absicht hier ausführlich zu zeigen, wie eine förmliche Vertheidigungsrede beschaffen seyn müsse. Wir nehmen das Wort in dem eigentlichern Sinn, und sprechen von der Widerlegung, als einem besondern Theil einer Rede, der gegen einen besondern Theil einer andern Rede gerichtet ist. Diese Bedeutung geben die Lehrer der Redner dem Worte (*).

Es wird durchgehends für schwerer gehalten, etwas zu widerlegen, als einen Satz geradezu zu beweisen. Quintilian sagt, es sey eben so viel leichter, einen anzuklagen, denn zu vertheidigen, als es leichter ist, zu verwunden, denn zu heilen. Man kann, ohne sich in tiefe psychologische Betrachtungen einzulassen, aus der Erfahrung annehmen, daß die Menschen sich von jeder Sache, gegen die sie kein Vorurtheil haben, sehr leicht überreden lassen.

(*) Refutatio dupliciter accipi poteſt. Nam & *pars deſenſoris tota* eſt poſita in refutatione; & *quae dicta ſunt ex diuerſo, debent vtrimque diſſolui: & haec eſt proprie*, cui in cauſis quartus aſſignatur locus. Quint. Inſt. L. V. C. 13.

lassen. Wer in Absicht auf die Wahrheit oder Falschheit einer Sache ganz ohne Vorurtheil ist, kann, wie eine im Gleichgewicht stehende Waage, durch jeden scheinbaren Grund überredet werden. Hingegen ist auch der, der durch Vorurtheile gegen eine Sache eingenommen ist, kaum zu überreden (*), es sey denn, daß die Vorurtheile ihm vorher benommen werden. Bey der Widerlegung aber wird immer vorausgesetzt, daß man schon ein Vorurtheil gegen sich habe. Dieses muß durch die Widerlegung völlig zernichtet werden, ehe der Zweck der Widerlegung kann erreicht werden.

Es ist aber unsre Absicht hier gar nicht, den sophistischen Rednern zu zeigen, wie eine wirkliche Wahrheit könne verdächtig gemacht, oder so verdreht werden, daß der Beyfall, den andre ihr gegeben, ihr genommen werde. Nichts macht einen Redner bey Verständigen verächtlicher, als wenn er offenbaren Wahrheiten falsche Vernunftschlüsse entgegensetzt, oder sie durch ein schimmerndes Wortgepränge verdächtig zu machen sucht. Wir setzen voraus, daß blos der Irrthum widerlegt, und das ungegründete Vorurtheil soll gehoben werden.

Cicero setzet drey Arten der Widerlegung. 1) Entweder, sagt er, verwirft man das Fundament, worauf der zu widerlegende Satz gegründet ist; 2) oder man zeiget,

(*) Nihil facile persuadetur inuitis. Quint. Inst. L. IV. C. IV.

get, daß das, was daraus geschlossen worden, nicht daraus folge; 3) oder man setzet dem Vorgeben oder dem Satz etwas entgegen, das noch mehr, oder doch eben so viel Schein hat. Hernach merkt er an, daß oft der Scherz ungemein viel zur Widerlegung beytrage (*).

Die beyden ersten Fälle der Widerlegung haben statt, wenn das, was man widerlegen will, den wirklichen Schein der Wahrheit, oder einen scheinbaren Beweis für sich hat. In diesem Fall ist entweder das Fundament, worauf der vermeynte Beweis sich gründet, oder der Schluß, der daraus gezogen wird, unrichtig; folglich muß die Widerlegung auf eine der zwey ersten Arten geschehen.

Ist aber das, was man widerlegen soll, ein bloßes Vorgeben, eine Behauptung, die durch keinen Beweis unterstützt ist; so kann es auch nicht wohl anders, als auf die dritte Art widerlegt werden. So widerlegt **Hektor** den **Polydamas**, der wegen eines bösen Zeichens die Fortsetzung des Streits abrathet, durch zwey Worte: **Das beste Zeichen für uns ist, daß wir für das Vaterland streiten** (**). Zu dieser Art der Widerlegung sind die

(*) Resistendum — aut iis, quae comprobandi eius causa sumuntur, reprehendendis; aut demonstrando id, quod concludere illi velint, non effici ex propositis, nec esse consequens; aut afferendum in contrariam partem, quod sit aut grauius, aut aeque graue. — Vehementer saepe vtilis jocus, & facetiae. In Orat.

(**) Εις οιωνος αριστος, αμυνεσθαι περι πατρης. Il. XII. 243.

die Machtsprüche fürtrefflich, die mehr wirken als weitläuftige Gegenbeweise (*).

Was Cicero von der guten Wirkung des Scherzes anmerkt, bezieht sich hauptsächlich auf diese Art der Widerlegung. Denn wenn man eine Meynung lächerlich machen kann, so getraut sich nicht leicht jemand, ihr beyzupflichten. Als ein gutes Beyspiel hievon kann die Antwort angeführt werden, die Hannibal dem Gisko gegeben, der eine fürchterliche Beschreibung von dem römischen Heere gemacht hatte. „Das ist freylich merkwürdig, sagte der Heerführer; aber das sonderbarste dabey ist dieses, daß unter so viel tausend Römern keiner Gisko heißt." Freylich macht der Spott oder Scherz allein keine Widerlegung, und muß auch nirgend gebraucht werden, als wo völlig ungegründete zugleich ungereimte Meynungen oder Behauptungen, die schädliche Wirkungen haben könnten, abzuweisen sind.

Bey jeder Widerlegung hat man sorgfältig zu bedenken, worauf eigentlich die Wahrscheinlichkeit oder Glaubwürdigkeit dessen, was man widerlegen will, beruhe. Denn dieses ist der eigentliche Punkt, worauf es bey der Widerlegung ankömmt. Man ist geneigt, etwas falsches für wahr, oder etwas unwichtiges für wichtig zu halten, entweder weil scheinbare Gründe dafür vorhanden sind; oder weil die Sache mit unsern Vorurtheilen oder Neigungen

(*) S. Art. Machtspruch.

Der Vortrag des Redners unterscheidet sich von dem Vortrag des forschenden und lehrenden Philosophen hauptsächlich durch die Erweiterungen, die jenem vorzüglich eigen sind. Bisweilen ist eine ganze Rede nichts anders, als ein einziger Gedanke, der durch mancherley Erweiterungen lebhafter und einleuchtender gemacht worden (*).

Ein wichtiger Theil der Kunst des Redners besteht demnach in der Geschicklichkeit zu erweitern; — ja sie ist beynahe die Hauptsache. Wenn man von bekannten Dingen zu reden hat; wenn in einer lehrenden Rede alles, was man anzubringen hat, klar und verständlich ist; so sind die Erweiterungen das einzige Mittel der Rede aufzuhelfen, die Aufmerksamkeit des Zuhörers zu reizen, und dem Vortrag ästhetische Kraft zu geben.

Die Erweiterung hat sowohl bey einzelen Gedanken, oder bey besondern Theilen einer Rede, als bey der ganzen Rede überhaupt statt, deren Wirkung beym Schluß dadurch verstärkt werden kann.

Wenn man das, was wesentlich zu Erweckung gewisser Vorstellungen, zur Ueberzeugung oder zur Rührung gehört, vorgetragen hat; so können wegen der völligen Wirkung des Vorgetragenen noch zweyerley Zweifel entstehen. Entweder hat der Zuhörer noch nicht Zeit genug

 gehabt,

(*) Man sehe nur z. B. die 1. Rede wider den Katilina. — Er ist ein Bösewicht: also muß er aus der Stadt.

der fühlt nichts dabey; sollen wir fühlen, so muß die Aufmerksamkeit nicht auf die Betrachtung der Sache, oder auf ihre Zergliederung, sondern auf die Wirkung, die sie auf uns hat, gerichtet seyn. Die leidenschaftlichen Gegenstände gleichen jenem von einem scythischen König seinen Söhnen zum Denkbild vorgestellten Bündel von Stäben; ihre Stärke liegt in der Vereinigung des Einzelen, und sie sind leicht zu zerbrechen, wenn man jeden besonders herausnimmt.

Darum muß die Einbildungskraft das meiste zur Leidenschaft beytragen. Denn von ihr kömmt es, daß bey jeder gegenwärtigen etwas lebhaften Empfindung eine große Menge andrer damit verbundener Vorstellungen zugleich rege werden. Ihr ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß ein Mensch, der gegen einen andern Feindschaft im Herzen heget, durch eine sehr geringe aufs neue von ihm erlittene Beleidigung in heftigen Zorn geräth. Bey dieser Gelegenheit bringt seine Einbildungskraft ihm alle vorhergegangene Beleidigungen, allen ihm bisher von seinem Feinde verursachten Verdruß, auf einmal wieder in das Gedächtniß; und insgemein stellt er sich auch, da eine lebhafte Einbildungskraft erfindrisch, leichtgläubig und ausschweifend ist, alles, was er etwa noch künftig von diesem Feind möchte zu leiden haben, als schon gegenwärtig vor. Auf eine ähnliche Weise entstehen alle Leidenschaften. Dieß geschieht nämlich durch eine lebhafte Schilderung leidenschaftlicher Gegenstände, besonders, wenn

wenn die Phantasie dabey erhitzt wird. Wer uns in Furcht setzen will, muß wissen die Gefahr eines uns drohenden Uebels dergestalt abzubilden, daß wir sie als gegenwärtig, und uns von allen Seiten drohend fühlen; und so muß für jede zu erweckende Leidenschaft der Gegenstand, der sie verursachet, geschildert werden.

Dieses Mittel hat die Redekunst vollkommen in ihrer Gewalt, weil sie alle mögliche Arten der Vorstellungen erwecken kann; aber der Redner muß dabey auf eine hohe Sinnlichkeit der Vorstellungen bedacht seyn; muß das Abwesende als gegenwärtig, das Ferne als nahe, das Abstrakte als sinnlich vorstellen können. Es giebt keine Leidenschaft, deren Gegenstand die Beredsamkeit nicht völlig in ihrer Gewalt hat.

Aber die Gegenstände, in denen wir in Rücksicht auf uns selbst gutes oder böses sinnlich erkennen, sind nicht die einzigen Mittel, den Menschen in Leidenschaft zu setzen; sie werden noch schneller rege, wenn wir ihre Aeußerungen an andern wahrnehmen. Menschen, die wir leiden sehen, erwecken unser Mitleiden, und freudige Menschen machen auch uns fröhlich, so wie der Schrecken, den wir in andern wahrnehmen, auch uns erschreckt, ob uns gleich die Ursache desselben unbekannt ist. Darum sind lebhafte Schilderungen der Leidenschaften in ihren verschiedenen Aeußerungen auch sehr kräftige Mittel, dieselben Aufwallungen in uns hervorzubringen (*).

Die

(*) S. Ausdruck der Leidenschaft.

der fühlt nichts dabey; sollen wir fühlen, so muß die Aufmerksamkeit nicht auf die Betrachtung der Sache, oder auf ihre Zergliederung, sondern auf die Wirkung, die sie auf uns hat, gerichtet seyn. Die leidenschaftlichen Gegenstände gleichen jenem von einem scythischen König seinen Söhnen zum Denkbild vorgestellten Bündel von Stäben; ihre Stärke liegt in der Vereinigung des Einzelen, und sie sind leicht zu zerbrechen, wenn man jeden besonders herausnimmt.

Darum muß die Einbildungskraft das meiste zur Leidenschaft beytragen. Denn von ihr kömmt es, daß bey jeder gegenwärtigen etwas lebhaften Empfindung eine große Menge andrer damit verbundener Vorstellungen zugleich rege werden. Ihr ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß ein Mensch, der gegen einen andern Feindschaft im Herzen heget, durch eine sehr geringe aufs neue von ihm erlittene Beleidigung in heftigen Zorn geräth. Bey dieser Gelegenheit bringt seine Einbildungskraft ihm alle vorhergegangene Beleidigungen, allen ihm bisher von seinem Feinde verursachten Verdruß, auf einmal wieder in das Gedächtniß; und insgemein stellt er sich auch, da eine lebhafte Einbildungskraft erfindrisch, leichtgläubig und ausschweifend ist, alles, was er etwa noch künftig von diesem Feind möchte zu leiden haben, als schon gegenwärtig vor. Auf eine ähnliche Weise entstehen alle Leidenschaften. Dieß geschieht nämlich durch eine lebhafte Schilderung leidenschaftlicher Gegenstände, besonders,

wenn

wenn die Phantasie dabey erhitzt wird. Wer uns in Furcht setzen will, muß wissen die Gefahr eines uns drohenden Uebels dergestalt abzubilden, daß wir sie als gegenwärtig, und uns von allen Seiten drohend fühlen: und so muß für jede zu erweckende Leidenschaft der Gegenstand, der sie verursachet, geschildert werden.

Dieses Mittel hat die Redekunst vollkommen in ihrer Gewalt, weil sie alle mögliche Arten der Vorstellungen erwecken kann; aber der Redner muß dabey auf eine hohe Sinnlichkeit der Vorstellungen bedacht seyn; muß das Abwesende als gegenwärtig, das Ferne als nahe, das Abstrakte als sinnlich vorstellen können. Es giebt keine Leidenschaft, deren Gegenstand die Beredsamkeit nicht völlig in ihrer Gewalt hat.

Aber die Gegenstände, in denen wir in Rücksicht auf uns selbst gutes oder böses sinnlich erkennen, sind nicht die einzigen Mittel, den Menschen in Leidenschaft zu setzen; sie werden noch schneller rege, wenn wir ihre Aeußerungen an andern wahrnehmen. Menschen, die wir leiden sehen, erwecken unser Mitleiden, und freudige Menschen machen auch uns fröhlich, so wie der Schrecken, den wir in andern wahrnehmen, auch uns erschreckt, ob uns gleich die Ursache desselben unbekannt ist. Darum sind lebhafte Schilderungen der Leidenschaften in ihren verschiedenen Aeußerungen auch sehr kräftige Mittel, dieselben Aufwallungen in uns hervorzubringen (*).

Die

(*) S. Ausdruck der Leidenschaft.

Die beyden Mittel, die Leidenschaften zu erwecken, können durch Nebenumstände, wodurch die Einbildungskraft recht erhitzt wird, einen besondern Nachdruck bekommen. Es kömmt, wie bereits angemerkt worden, zu Verstärkung der Leidenschaften sehr viel hierauf an; denn auch ein an sich schwacher Gegenstand bekömmt durch die Mitwirkung einer lebhaften Phantasie oft eine bewunderungswürdige Stärke (*). Der Redner muß ein Kenner der Menschen seyn, und bey jeder Gelegenheit dessen schwache Seite zu finden wissen.

Dieses ist sowohl bey der Bearbeitung der Reden, als bey der Gelegenheit, wo sie vorgetragen werden, in Betrachtung zu ziehen. Der Redner muß nicht nur darauf sehen, daß seine Materie zu Erweckung der Leidenschaften richtig gewählt sey, das Besondere des Ausdrucks, die Figuren der Rede, ihr Ton, und der mündliche Vortrag, dieß alles muß durchgehends leidenschaftlich seyn: kann nun mit diesem noch bey Haltung der Rede jeder Umstand mit Feyerlichkeit verbunden, und die Menge der Zuhörer zum voraus in besondere Erwartung gesetzt werden; so hat der Redner sich eine völlige Wirkung von seiner Rede zu versprechen.

In Absicht auf das Leidenschaftliche im Ton, im Ausdruck und in den Figuren der Rede, kann Cicero als ein vollkommenes Muster vorgestellt werden. Will er Mit

leiden

(*) S. Art. Leidenschaft.

leiden erwecken, so stimmt in seinem Vortrag alles auf Rührung überein; er weiß allemal die zärtlichsten und kläglichsten Ausdrücke zu wählen, und braucht sehr rührende Figuren; — will er Zorn erregen, so ist gleich alles dieses umgekehrt; er spricht mit Entrüstung, weiß den Personen und Sachen, gegen die er den Zuhörer aufbringen will, die verhaßtesten Namen zu geben, und Figuren der Rede, die geschickt sind, die Gemüther aufzubringen, am rechten Ort aufzuhäufen.

Am wichtigsten aber sind zur Unterstützung des leidenschaftlichen Inhalts die äußern Veranstaltungen, unter welchen ein Werk dieser Kunst seine Wirkung thun soll. Diese Veranstaltungen aber sind insgemein so, daß sie die Wirkung eher hemmen, als befördern. Es ist augenscheinlich, um nur eines einzigen Beyspiels zur Erläuterung dieser Anmerkungen zu erwähnen, daß an gewissen Orten, wo es Mode geworden, daß die Vornehmsten im schlechtesten Anzug und beynahe mit Nachtmützen in die Kirche kommen, unendlich weniger Aufmerksamkeit auf den Vortrag des geistlichen Redners gewendet wird, als da, wo alles bis auf die Kleidung feyerlich ist. So viel sey hier von Erweckung und Verstärkung der Leidenschaft überhaupt gesagt (*).

(*) Ebenderselbe. Art.

§. 28.

Von Besänftigung und Stillung des Affekts.

Da die Leidenschaft aus einer schnellen Vereinigung des vielfältigen Guten oder Bösen entsteht, das die etwas erhitzte Einbildungskraft in dem Gegenstand derselben sieht; so ist der unmittelbarste Weg zu verhindern, daß ein Mensch nicht in Leidenschaft gerathe, oder von derselben ausruhe; die deutliche Entwickelung des Einzelen, das in dem leidenschaftlichen Gegenstand liegt (*).

Dieses Mittel ist vornehmlich unter den redenden Künsten der Beredsamkeit vorbehalten. Denn sie kann den leidenschaftlichen Gegenstand so vorstellen, in solche Theile auflösen, daß er nichts reizendes mehr zeiget; sie kann die Sachen, die ihrem äußern Scheine nach liebens- oder hassenswürdig, erfreulich oder fürchterlich sind, nach ihrer innern Beschaffenheit so entwickeln, daß alles Leidenschaftliche darinn verschwindet. So hat **Cyneas** dem **Pyrrhus** gezeiget, wie die Vorstellung von der Herrlichkeit der Eroberungen verschwindet, wenn man die Sachen näher betrachtet (**), und so hat auch **Sokrates** dem

Alki-

(*) Dieses war der Hauptkunstgriff der stoischen Philosophen, wie aus unzähligen Stellen der Betrachtungen des vortrefflichen Kaisers **Markus Aurelius** zu sehen ist. Denn da es die Hauptbeschäfftigung dieser philosophischen Schule war, die Leidenschaften, wo möglich, zu vertilgen, so ist leicht zu erachten, daß sie die besten Mittel, zu diesem Zweck zu gelangen, werden entdeckt haben.

(**) Ein schönes Beyspiel unter dem Art. **Lächerlich.**

Alkibiades den Stolz, den ihm die vermeynte Wichtigkeit seiner Güter eingeflößt hatte, gezähmet.

Aber man muß dieses Mittel mit Vorsichtigkeit gebrauchen; denn es ist selten rathsam, sich einer vorhandenen Leidenschaft geradezu zu widersetzen. Man gießet dadurch insgemein nur Oel ins Feuer. Besser ist es, daß man, auf Sokratische Art, sich anstelle, als ob man ihr nachgebe, indem man auf eine schlaue Art, durch allmählige Entwickelung der phantastischen Vorstellungen, ihr Fundament untergräbt.

Was vorher von der überlegten Wahl des Tones, des Ausdrucks und der Nebenumstände, zur Erhitzung der Einbildungskraft, angemerkt worden, davon gilt hier das Gegentheil. Ein kalter, gleichgültiger Ton, lindernde Ausdrücke und alles, was besänftigend ist, wird hier von dem Redner angewandt.

Ueberhaupt muß man mit einem in Leidenschaft gesetzten Gemüth nicht geradezu streiten. Allenfalls muß man, wenn dieses nöthig scheinet, sehr kurz und nachdrücklich sprechen. — Es giebt allerdings auch Fälle, wo die Leidenschaften geradezu durch Machtsprüche völlig gehemmt werden. Aber dazu gehört ein völlig überwiegendes Ansehen des Redners (*).

Ein anderes Mittel, die Leidenschaften zu stillen, besteht darinn, daß man gerad entgegengesetzte Bewegungen in

(*) S. Art. Leidenschaft.

in dem Gemüth rege mache; die Kühnheit und den Zorn durch Furcht, die Zaghaftigkeit durch Muth hemme. Hier über brauchen wir uns nicht weiter einzulassen, da von Erweckung der Leidenschaften hinlänglich gesprochen worden. — Was man über diese Sache dem Redner empfehlen kann, beruhet blos auf einer genauen und äußerst aufmerksamen Beobachtung der Menschen, und einem anhaltenden ganz besondern Studium der Charaktere und Leidenschaften, welches er in dem täglichen Umgange und in der Geschichte der Völker treiben kann.

Was dem Redner über den Ausdruck der Leidenschaften zu sagen ist, dieß wollen wir in eine einzige Regel zusammenfassen: Er übe sich mit dem hartnäckigsten Fleiß, alles, was er auszudrücken hat, selbst wohl zu empfinden, und wage sich an keine Schilderung der Leidenschaft, bis es ihm gelungen ist, sich selbst in dieselbe zu setzen. Denn es ist unmöglich, Empfindungen auszudrücken, die man selbst nicht hat (*).

Anmerkung. Es wäre sehr gut, wenn auch einige Erklärungen und Unterrichte von den Affekten insbesondere beygesezt würden. Indessen da es dießfalls der Sulzerischen allgemeinen Theorie, die sich immer nahe an den bestimmten Endzweck der Aesthetik hält, ermangelt, so hat der Lehrer (oder Leser) die Grundsäze darüber anderswo herzuholen. Man kann doch die Artikel: Liebe, Freude, Furcht, u. m. a. mit Nutzen nachlesen.

Genauere

(*) Horat. Art. poet.

Genauere Anwendung der vorgehenden allgemeinen Grundsätze für die besondern Arten der Rede.

§. 29.

Für die lehrende Rede.

Die lehrende Rede ist eine der drey Hauptgattungen der Rede (*), bey welcher es darauf ankömmt, daß gewisse Begriffe, Urtheile oder Meynungen in dem Verstande des Zuhörers festgesetzt und wirksam werden. Der Philosoph könnte denselben Stoff bearbeiten, den der Redner gewählt hat; beyde würden die Absicht haben, ihre Begriffe, Urtheile oder Schlüsse dem Zuhörer beyzubringen; aber in ihrer Art zu verfahren, würde sich ein merklicher Unterschied zeigen, den wir hier näher zu betrachten haben (**).

Der große Beyfall, den die Wolfische Philosophie mit Recht in Deutschland gefunden, hat der Beredsamkeit in Absicht auf den lehrenden Vortrag merklichen Schaden gethan; indem verschiedene Redner und Schriftsteller den genauen philosophischen Vortrag auch in die Beredsamkeit haben einführen wollen, die ihn gar nicht verträgt. Man hörte Reden, darinn alles beynahe mit Euklidischer Tro-

 ckenheit

(*) §. 8. von der Rede. — Wie auch Theorie, Art. Rede von den verschiedenen Gattungen.

(**) S. §. 24. von den Beweisarten.

Feinheit erkläret oder bewiesen wurde; und es gewann das Ansehen, daß die wahre Beredsamkeit, in Absicht auf den Vortrag, völlig würde verlohren gehen. Seit zwanzig Jahren ist man zwar von diesem verkehrten Geschmack ziemlich zurückgekommen; indessen wird es nicht ohne Nutzen seyn, wenn wir hier den eigentlichen Unterschied zwischen dem philosophischen und rednerischen Vortrag mit einiger Genauigkeit bestimmen.

Der Philosoph arbeitet auf deutliche Erkenntniß und so ungezweifelte Gewißheit, daß der Geist die völlige Unmöglichkeit, sich das Gegentheil der erwiesenen Sätze vorzustellen, empfindet. Zu dieser Gewißheit gelanget er dadurch, daß er alle Begriffe, die in den Urtheilen zum Grunde gelegt werden, deutlich und vollständig entwickelt, und bis auf das Einfache derselben, das nur durch ein unmittelbares Gefühl gefaßt wird, herabsteiget. Auf diese Weise erkennet man zuverläßig, was wahr oder falsch ist, und damit hat der Philosoph seinen Endzweck, der auf das bloße Erkennen der Sache geht, erreicht.

Man hat vielfältig angemerkt, daß dieses bloße Erkennen weiter nichts wirket. Die wichtigsten und nützlichsten Wahrheiten können auf das deutlichste in dem Verstande liegen, ohne aus demselben in das Gemüth herüber zu wirken, um daselbst in Beweggründe zu Handlungen verwandelt zu werden. Der Philosoph richtet weiter nichts aus, als daß er, wenn wir bereits den Vorsatz haben etwas zu thun, uns lehret, wie wir es thun sollen, um

die Absicht zu erreichen; er zeiget uns den geradesten richtigsten Weg, dahin zu gelangen, wohin wir zu gehen uns schon vorher vorgesetzt haben; aber weder den Vorsatz dahin zu gehen, noch die Kraft die nöthigen Schritte zu thun, können wir von ihm bekommen. Ihm haben wir blos das deutliche Sehen des Weges zu danken.

Der Redner hat andere Absichten, und muß daher sich auch andrer Mittel bedienen, sie zu erreichen. Sein letzter Endzweck ist, die Begriffe und Wahrheiten nicht deutlich oder gewiß, sondern kräftig und wirksam zu machen. Er bemühet sich, denselben die höchste Klarheit, einen Glanz zu geben, der auf die Empfindung wirket. Was der Philosoph bis auf die kleinsten Theile zergliedert, und stückweise betrachtet, sucht der Redner im Ganzen vorzustellen, damit alle einzele Theile zugleich wirken; weil nur diese Art der Kenntniß das ganze Gemüth angreift, und wirksam macht (*).

Der Philosoph muß seine Schritte nach der strengsten Logik abmessen; der Redner verfährt nach einer gemeinern Dialektik, oder nach der Aesthetik, welche nichts anders, als die Logik der klaren, wie jene die Logik der deutlichen Vorstellungen ist.

Es würde viel zu weitläuftig seyn, die Methode, die der Redner zu befolgen hat, hier völlig zu entwickeln; wir wollen also nur die Hauptsachen davon anzeigen.

(*) Art. lehrende Rede.

deuheit erkläret oder bewiesen wurde; und es gewann das Ansehen, daß die wahre Beredsamkeit, in Absicht auf den Vortrag, völlig würde verlohren gehen. Seit zwanzig Jahren ist man zwar von diesem verkehrten Geschmack ziemlich zurückgekommen; indessen wird es nicht ohne Nutzen seyn, wenn wir hier den eigentlichen Unterschied zwischen dem philosophischen und rednerischen Vortrag mit einiger Genauigkeit bestimmen.

Der Philosoph arbeitet auf deutliche Erkenntniß und so ungezweifelte Gewißheit, daß der Geist die völlige Unmöglichkeit, sich das Gegentheil der erwiesenen Sätze vorzustellen, empfindet. Zu dieser Gewißheit gelanget er dadurch, daß er alle Begriffe, die in den Urtheilen zum Grunde gelegt werden, deutlich und vollständig entwickelt, und bis auf das Einfache derselben, das nur durch ein unmittelbares Gefühl gefaßt wird, herabsteiget. Auf diese Weise erkennet man zuverläßig, was wahr oder falsch ist, und damit hat der Philosoph seinen Endzweck, der auf das bloße Erkennen der Sache geht, erreicht.

Man hat vielfältig angemerkt, daß dieses bloße Erkennen weiter nichts wirket. Die wichtigsten und nützlichsten Wahrheiten können auf das deutlichste in dem Verstande liegen, ohne aus demselben in das Gemüth herüber zu wirken, um daselbst in Beweggründe zu Handlungen verwandelt zu werden. Der Philosoph richtet weiter nichts aus, als daß er, wenn wir bereits den Vorsatz haben etwas zu thun, uns lehret, wie wir es thun sollen, um

die

die Absicht zu erreichen; er zeiget uns den geradesten richtigsten Weg, dahin zu gelangen, wohin wir zu gehen uns schon vorher vorgesetzt haben; aber weder den Vorsatz dahin zu gehen, noch die Kraft die nöthigen Schritte zu thun, können wir von ihm bekommen. Ihm haben wir blos das deutliche Sehen des Weges zu danken.

Der Redner hat andere Absichten, und muß daher sich auch andrer Mittel bedienen, sie zu erreichen. Sein letzter Endzweck ist, die Begriffe und Wahrheiten nicht deutlich oder gewiß, sondern kräftig und wirksam zu machen. Er bemühet sich, denselben die höchste Klarheit, einen Glanz zu geben, der auf die Empfindung wirket. Was der Philosoph bis auf die kleinsten Theile zergliedert, und stückweise betrachtet, sucht der Redner im Ganzen vorzustellen, damit alle einzele Theile zugleich wirken; weil nur diese Art der Kenntniß das ganze Gemüth angreift, und wirksam macht (*).

Der Philosoph muß seine Schritte nach der strengsten Logik abmessen; der Redner verfährt nach einer gemeinern Dialektik, oder nach der Aesthetik, welche nichts anders, als die Logik der klaren, wie jene die Logik der deutlichen Vorstellungen ist.

Es würde viel zu weitläuftig seyn, die Methode, die der Redner zu befolgen hat, hier völlig zu entwickeln; wir wollen also nur die Hauptsachen davon anzeigen.

(*) Art. lehrende Rede.

deutheit erkläret oder bewiesen wurde; und es gewann da
Ansehen, daß die wahre Beredsamkeit, in Absicht auf de
Vortrag, völlig würde verlohren gehen. Seit zwanzi
Jahren ist man zwar von diesem verkehrten Geschma
ziemlich zurückgekommen; indessen wird es nicht oh
Nutzen seyn, wenn wir hier den eigentlichen Untersch
zwischen dem philosophischen und rednerischen Vortrag m
einiger Genauigkeit bestimmen.

Der Philosoph arbeitet auf deutliche Erkenntniß
so ungezweifelte Gewißheit, daß der Geist die völlige
möglichkeit, sich das Gegentheil der erwiesenen Sätze
zustellen, empfindet. Zu dieser Gewißheit gelanget er
durch, daß er alle Begriffe, die in den Urtheilen
Grunde gelegt werden, deutlich und vollständig ent
und bis auf das Einfache derselben, das nur dur
unmittelbares Gefühl gefaßt wird, herabsteiget. Auf
Weise erkennet man zuverläßig, was wahr oder falsch
und damit hat der Philosoph seinen Endzweck, der
das bloße Erkennen der Sache geht, erreicht.

Man hat vielfältig angemerkt, daß dieses bloße
kennen weiter nichts wirket. Die wichtigsten und nütz
sten Wahrheiten können auf das deutlichste in dem
stande liegen, ohne aus demselben in das Gemüth her
zu wirken, um daselbst in Beweggründe zu Handlun
verwandelt zu werden. Der Philosoph richtet weiter ni
aus, als daß er, wenn wir bereits den Vorsatz haben
was zu thun, uns lehret, wie wir es thun sollen.

[illegible]ie Absicht zu erreichen [illegible] richtigsten Weg, dahin zu gelangen, [illegible] schon vorher [illegible] zu geben, [illegible] können [illegible] das deutliche [illegible]

Der Redner [illegible] auch andrer [illegible] Endzweck [illegible] oder gewiß [illegible] bemühet sich, [illegible] Glanz zu geben, [illegible] der Philosoph bis auf [illegible] stückweise betrachtet, [illegible] stellen, damit alle [illegible] diese Art der Kenntniß [illegible] einsam macht (*).

Der Philosoph muß [illegible] sten Logik abmessen; der Redner [illegible] gemeinern Dialektik, oder nach [illegible] anders, als die Logik der [illegible] deutlichen Vorstellungen ist.

Es würde viel zu weitläuftig seyn, [illegible] der Redner zu befolgen hat, [illegible] wir wollen also nur die Hauptsachen [illegible]

(*) Art. lehrende Rede.

Die Anstrengung unsrer Vorstellungskraft hat allezeit eine von diesen drey Wirkungen zur Absicht: entweder einen Begriff zu fassen; oder ein Urtheil zu fällen; oder einen Schluß zu bestätigen. Der lehrende Redner thut demnach auch nichts anders, als daß er nach seiner Art diese Verrichtungen erleichtert.

Von den Begriffen.

Der Philosoph zergliedert die Begriffe durch Erklärungen, die uns das, was wesentlich dazu gehört, einzeln angeben, und gleichsam vorzählen: der Redner giebt uns eine sinnliche Vorstellung davon, er malt uns gleichsam den Gegenstand vor, damit wir ihn anschauen können, und durch das Anschauen desselben gerührt werden, und ohne mühsames Nachdenken die Beziehung der Sache auf uns empfinden. Spricht er von bekannten Dingen, so bemühet er sich, sie in dem hellsten Lichte zu zeigen, und von der Seite, die dem anschauenden Erkenntniß am meisten zu sehen giebt.

Indem der Philosoph unsere Begriffe z. B. von dem ersten und höchsten Wesen berichtigen, und für die Wissenschaft festsetzen will, sucht er aus allen Vorstellungen, die sein Nachdenken ihm davon gegeben hat, diejenigen aus, die die ersten sind, aus denen das übrige durch genaues Nachforschen des Verstandes sich herleiten läßt; er stellt uns das Wesen der Wesen als eine nothwendig wirkende und völlig uneingeschränkte Kraft vor.

Um

um seinen Vortrag zu begreifen, müssen wir uns beynahe von aller Sinnlichkeit losmachen, und blos den reinen Verstand in uns wirksam seyn lassen. Haben wir denn seine Grundbegriffe gefaßt, und uns von der Wirklichkeit derselben überzeuget, so können wir durch sehr kleine und auf das genaueste abgemessene Schritte mehrere Eigenschaften dieses Wesens, die aus den ersten Grundbegriffen nothwendig erfolgen, erkennen. Aber bey dieser Verrichtung müssen wir so genau auf jeden kleinsten Schritt unserer Vorstellungskraft Achtung geben, daß wir uns selbst und unsern Zustand, und die Beziehung der Dinge auf denselben, dabey völlig aus dem Gesichte verlieren (*).

Der Redner sucht aus dem ganzen Umfange der uns bekannten und geläufigen Begriffe, die eine Aehnlichkeit mit dem grossen Begriff, den er uns geben will, haben, diejenigen aus, die wir am schnellesten und hellesten fassen, und hilft unsrer Einbildungskraft, dieselben bis auf den hohen Grad zu erheben, in welchem sie einigermaßen tüchtig werden, uns das höchste Wesen anschauend zu erkennen zu geben.

Vornehmlich sucht er die auf, die schon mit unsern Empfindungen zusammenhangen, damit auch der erhabene Begriff des unendlichen Wesens die empfindende Seele unwiderstehlich ergreife. Die Begriffe eines Vaters, der mit Zärtlichkeit und Klugheit sein Haus zum Besten sei-
nes

(*) S. §. 11. von der Definition oder logischen Erklärung.

Die Anstrengung unsrer Vorstellungskraft hat allezeit eine von diesen drey Wirkungen zur Absicht: entweder einen Begriff zu fassen; oder ein Urtheil zu fällen; oder einen Schluß zu bestätigen. Der lehrende Redner thut demnach auch nichts anders, als daß er nach seiner Art diese Verrichtungen erleichtert.

Von den Begriffen.

Der Philosoph zergliedert die Begriffe durch Erklärungen, die uns das, was wesentlich dazu gehört, einzeln angeben, und gleichsam verzählen: der Redner giebt uns eine sinnliche Vorstellung davon, er malt uns gleichsam den Gegenstand vor, damit wir ihn anschauen können, und durch das Anschauen desselben gerührt werden, und ohne mühsames Nachdenken die Beziehung der Sache auf uns empfinden. Spricht er von bekannten Dingen, so bemühet er sich, sie in dem hellsten Lichte zu zeigen, und von der Seite, die dem anschauenden Erkenntniß am meisten zu sehen giebt.

Indem der Philosoph unsere Begriffe z. B. von dem ersten und höchsten Wesen berichtigen, und für die Wissenschaft festsetzen will, sucht er aus allen Vorstellungen, die sein Nachdenken ihm davon gegeben hat, diejenigen aus, die die ersten sind, aus denen das übrige durch genaues Nachforschen des Verstandes sich herleiten läßt; er stellt uns das Wesen der Wesen als eine nothwendig wirkende und völlig uneingeschränkte Kraft vor.

Um seinen Vortrag zu begreifen, müssen wir uns beynahe von aller Sinnlichkeit losmachen, und blos den reinen Verstand in uns wirksam seyn lassen. Haben wir denn seine Grundbegriffe gefaßt, und uns von der Wirklichkeit derselben überzeuget, so können wir durch sehr kleine und auf das genaueste abgemessene Schritte mehrere Eigenschaften dieses Wesens, die aus den ersten Grundbegriffen nothwendig erfolgen, erkennen. Aber bey dieser Verrichtung müssen wir so genau auf jeden kleinsten Schritt unserer Vorstellungskraft Achtung geben, daß wir uns selbst und unsern Zustand, und die Beziehung der Dinge auf denselben, dabey völlig aus dem Gesichte verlieren (*).

Der Redner sucht aus dem ganzen Umfange der uns bekannten und geläufigen Begriffe, die eine Aehnlichkeit mit dem großen Begriff, den er uns geben will, haben, diejenigen aus, die wir am schnellesten und hellesten fassen, und hilft unsrer Einbildungskraft, dieselben bis auf den hohen Grad zu erheben, in welchem sie einigermaßen tüchtig werden, uns das höchste Wesen anschauend zu erkennen zu geben.

Vornehmlich sucht er die auf, die schon mit unsern Empfindungen zusammenhangen, damit auch der erhabene Begriff des unendlichen Wesens die empfindende Seele unwiderstehlich ergreife. Die Begriffe eines Vaters, der mit Zärtlichkeit und Klugheit sein Haus zum Besten sei-

ner

(*) S. §. 11. von der Definition oder logischen Erklärung.

ner Kinder verwaltet; — eines weisen Regenten, der mi einem Blick alle Theile des Regierungsystems übersieht und darinn alles anordnet, und die Wirksamkeit aller Glie der des Staates unwiderstehlich, doch ohne Zwang, zum allgemeinen Besten leitet, und andere faßliche Begriffe dieser Art wählet der Redner; dann erhöhet und erweitert er den Begriff einer Familie, um den Begriff eines gan zen Staates faßlicher zu machen; diesen aber erhöhet er allmählig, aber immer durch leichte Schritte, bis zum Begriff der unendlich ausgebreiteten Haushaltung des ganzen Weltsystems, dem er jenes erhabene Wesen, als den obersten, aber blos väterliche Gewalt ausübenden Regenten vorstellt. Die einzelen Begriffe, aus deren Ver bindung der Redner seinen Hauptbegriff bildet, sind Be griffe, die aus einer Menge sinnlicher Vorstellungen, die wir schnell zusammen verbinden, und auf einmal über sehen, zusammengesetzt sind. Dabey weiß er solche Vor stellungen zu wählen, die mit hellen Farben der Einbil dungskraft einleuchten, und von ihr noch vergrößert wer den. Aus eben dem Grunde ist schon sein lehrender Vor trag zugleich rührend, da schon seine eigene lebhafte Ein bildungskraft sein Herz erwärmet: da hingegen der Philo soph nothwendig kalt bleiben muß; damit er auf jeden Schritt, den sein Verstand thut, genau Achtung geben könne.

Am sorgfältigsten ist der Redner, daß er solche sinn liche Bilder zur Erläuterung wähle, die auf das Herz eben die Beziehung haben, die er in dem Hauptbegriff

entdecket hat. Also kann man mit wenig Worten sagen: daß der Redner die Begriffe, die er uns beybringen will, allemal auf ähnliche, aber uns sehr bekannte, und völlig sinnliche Begriffe zurückführe, und uns durch eben so sinnliche Erweiterung und Ausdehnung derselben allmählig helfe, jene Hauptbegriffe durch helle Bilder und Gemälde anschauend zu erkennen.

Diese rednerische Art, Begriffe richtig und zugleich lebhaft und wirksam der Vorstellungskraft gleichsam einzuverleiben, setzet bey dem Redner großen Verstand und eine höchstlebhafte Einbildungskraft voraus; er muß Philosoph und Dichter zugleich seyn. Wenn er sicher seyn will, daß die Begriffe, die er einzuprägen hat, in den Gemüthern dauerhaft bleiben, so müssen sie die strengste Untersuchung aushalten; denn gegen die Zeit hält kein Irrthum und keine falsche Vorstellung aus. Erst dann, wenn er sich selbst durch die strengste philosophische Methode von der Richtigkeit seiner Begriffe versichert hat, kann er die Person des Redners annehmen, um eine sinnliche und populäre Einkleidung derselben zu suchen. Auch ist er alsdenn sicher, daß ihn seine Phantasie nicht in die Irre führet.

Von Urtheilen und Schlüssen.

Auf eine völlig ähnliche Weise verfährt der Redner, wenn er Urtheile zu fällen, oder Schlüsse zu machen hat; dieses bedarf keiner besondern Ausführung. Die Analogie

oder

ner Kinder verwaltet; — eines weisen Regenten, der mit einem Blick alle Theile des Regierungsystems übersieht und darinn alles anordnet, und die Wirksamkeit aller Glieder des Staates unwiderstehlich, doch ohne Zwang, zum allgemeinen Besten leitet, und andere faßliche Begriffe dieser Art wählet der Redner; dann erhöhet und erweitert er den Begriff einer Familie, um den Begriff eines ganzen Staates faßlicher zu machen; diesen aber erhöhet er allmählig, aber immer durch leichte Schritte, bis zum Begriff der unendlich ausgebreiteten Haushaltung des ganzen Weltsystems, dem er jenes erhabene Wesen, als den obersten, aber blos väterliche Gewalt ausübenden Regenten vorstellt. Die einzelen Begriffe, aus deren Verbindung der Redner seinen Hauptbegriff bildet, sind Begriffe, die aus einer Menge sinnlicher Vorstellungen, die wir schnell zusammen verbinden, und auf einmal übersehen, zusammengesetzt sind. Dabey weiß er solche Vorstellungen zu wählen, die mit hellen Farben der Einbildungskraft einleuchten, und von ihr noch vergrößert werden. Aus eben dem Grunde ist schon sein lehrender Vortrag zugleich rührend, da schon seine eigene lebhafte Einbildungskraft sein Herz erwärmet: da hingegen der Philosoph nothwendig kalt bleiben muß; damit er auf jeden Schritt, den sein Verstand thut, genau Achtung geben könne.

Am sorgfältigsten ist der Redner, daß er solche sinnliche Bilder zur Erläuterung wähle, die auf das Herz eben die Beziehung haben, die er in dem Hauptbegriff

ent-

entdecket hat. Also kann man mit wenig Worten sagen: daß der Redner die Begriffe, die er uns beybringen will, allemal auf ähnliche, aber uns sehr bekannte, und völlig sinnliche Begriffe zurückführe, und uns durch eben so sinnliche Erweiterung und Ausdehnung derselben allmählig helfe, jene Hauptbegriffe durch helle Bilder und Gemälde anschauend zu erkennen.

Diese rednerische Art, Begriffe richtig und zugleich lebhaft und wirksam der Vorstellungskraft gleichsam einzuverleiben, setzet bey dem Redner großen Verstand und eine höchstlebhafte Einbildungskraft voraus; er muß Philosoph und Dichter zugleich seyn. Wenn er sicher seyn will, daß die Begriffe, die er einzuprägen hat, in den Gemüthern dauerhaft bleiben, so müssen sie die strengste Untersuchung aushalten; denn gegen die Zeit hält kein Irrthum und keine falsche Vorstellung aus. Erst dann, wenn er sich selbst durch die strengste philosophische Methode von der Richtigkeit seiner Begriffe versichert hat, kann er die Person des Redners annehmen, um eine sinnliche und populäre Einkleidung derselben zu suchen. Auch ist er alsdenn sicher, daß ihn seine Phantasie nicht in die Irre führet.

Von Urtheilen und Schlüssen.

Auf eine völlig ähnliche Weise verfährt der Redner, wenn er Urtheile zu fällen, oder Schlüsse zu machen hat; dieses bedarf keiner besondern Ausführung. Die Analogie

oder

oder die Aehnlichkeit der Fälle ist überall sein Haupta genmerk. Nur zeiget sich hierinn ein neuer Unterschi zwischen seiner und des Philosophen Art zu verfahren.

Dieser darf nur einmal richtig urtheilen oder schließe alsdenn hat er seinen Zweck erreicht; der Redner kann se Urtheil und seinen Schluß, weil sie allemal aus besonde ähnlichen Fällen folgen, mehrmal wiederholen; weil e mehrere ähnliche Fälle, deren jeder seine besondere sinnlich Kraft hat, wählen kann. Dieses giebt ihm den Vortheil auf derselben Wahrheit zu verweilen, sie von mehrern Seiten zu zeigen, und dadurch desto unauslöschlicher zu machen. Hat er hiezu Urtheilskraft genug, so kann er aus den gemeinesten Vorstellungen seiner Zuhörer eine Anzahl solcher aussuchen, die ihnen am öftersten wieder zu Sinne kommen; und dadurch hänget er die Wahrheiten, die er vorträgt, an eine Menge gemeiner Vorstellungen, die beynahe täglich sich in uns erneuern, und eben dadurch auch das Gefühl der damit durch den Redner verbundenen Wahrheiten wieder erwecken.

Hiebey aber hat er wohl zu überlegen, was für eine Art Menschen er zu Zuhörern hat. Sind es gemeine Menschen, so kann er die ähnlichen Fälle und Beyspiele mehr anhäufen, und sich länger dabey verweilen, als wenn er stärkere Denker vor sich hat. Zum Beyspiel einer gemeinen lehrenden Rede kann die angeführt werden, welche die Tugend dem Herkules hält, die Xenophon aus dem Prodikus uns aufbehalten hat. Eigentlich ist ein

Volk

Volk erst denn völlig unterrichtet, wenn ihm die nothwendigsten Grundbegriffe und Grundwahrheiten, die einen unmittelbaren Einfluß auf sein Betragen haben sollen, so geläufig und einleuchtend sind, daß jeder sich derselben beynahe stündlich erinnert. Dieses aber kann nur dadurch erhalten werden, daß jene Grundbegriffe durch Aehnlichkeit an alle täglich vorkommende sinnliche Begriffe angehänget werden; und daß auf diese Art unsere tägliche Bemerkungen gemeiner Dinge uns durch eine geläufige Analogie auf jene Grundwahrheiten führen.

Auf diese Weise müssen die wichtigsten Kenntnisse, die der Philosoph an den Tag gebracht hat, durch den lehrenden Vortrag des Redners allgemein ausgebreitet und zum Gebrauch wirksam gemacht werden. Und hier öffnet sich für einen philosophischen Redner ein weites Feld zu einer sehr reichen Aerndte von Verdienst. — Die Begriffe von bürgerlicher Gesellschaft, von Gesetz, von Obrigkeit, von Regent und Unterthan, von Magistratswürde und Bürger, und viele andre sind von der höchsten Wichtigkeit; sie haben sogar, da die Sachen selbst, die dadurch ausgedrückt werden, so unmittelbar mit der Glückseligkeit des Menschen verbunden sind, etwas Erhabenes. Aber ich getraue mir zu sagen, daß kein Volk in der Welt ist, unter dem sie in ihrer Hoheit und zugleich in wahrer Faßlichkeit, auch nur dem hundertsten Theil der Nation geläufig wären.

§. 30.

§. 30.

Einige allgemeine Anmerkungen über die lehrend Rede.

Die sinnlichen Vorstellungen müssen denen, für die der Redner arbeitet, schlechterdings sehr bekannt und geläufig seyn, damit sie schnell sich über die ganze Vorstellungskraft ausbreiten. Sie müssen also von gemeinen Gegenständen hergenommen werden; und doch müssen sie eine nicht gemeine Aufmerksamkeit erwecken. Dieses ist ein schwerer Punkt, der einen Redner von Genie erfodert, der dem völlig Bekannten den Reiz des Neuen zu geben, und das Alltägliche als merkwürdig vorzustellen wisse. Wer sich nicht sehr weit über die gemeine Art zu denken erhoben hat, wird hierinn nicht glücklich seyn. In den gemeinesten Kenntnissen der Menschen, so wie in den gemeinesten Künsten und Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft kommen unzählige Dinge vor, die groß und zum Theil bewunderungswürdig sind, und nur deßwegen unter der Menge unsrer Vorstellung unbemerkt liegen bleiben, weil man ihrer gewohnt ist. Nur der, welcher auf die ersten Gründe der Dinge zurückgehen kann, sieht sie in ihrer Größe. Ein solcher Mann muß der Redner seyn, dessen lehrender Vortrag einfach, allgemein, verständlich, und doch von großer Kraft seyn soll.

Auch ist dieses ein Hauptkunststück des lehrenden Vortrages, daß man die wichtigsten Vorstellungen der Einbildungskraft unvermerkt an die Empfindungen hänge,

n sie desto lebhafter zu machen. Eigentlich hängt alles, as in der Spekulation wichtig ist, irgendwo mit den mpfindungen zusammen. Denn es ist nichts groß, das cht einen Einfluß auf das Beste der Menschen habe; und bald man diese Seite gesehen hat, so wird bey einem dlichen Manne die Empfindung bald rege.

Ich habe es schon anderswo erinnert, daß mehr Wahrheit, als man insgemein denkt, in der Erklärung r Alten liege, daß der Redner ein beredter und abey redlicher Mann seyn müsse (*). In dem leh: nden Vortrag ist es beynahe unmöglich, die volle Kraft er Beredsamkeit zu erreichen, wo nicht das Herz des Redners von Eifer für das Wohlseyn der Menschen warm t. Denn nur in diesem Falle nehmen alle seine Vorstel: ngen etwas von dem leidenschaftlichen Ton an, der sie eindringend macht. Hauptsächlich deßwegen ist Rouss: au einer der beredtesten Menschen, die jemals in der Welt bekannt worden. Auf diese große Kraft, die das eidenschaftliche dem lehrenden Vortrag giebt, zielt Bod: ner in der schönen Stelle, wo er die Debora erzählen ißt, wie ihre Mutter sie und ihre Schwestern über die ichtigsten Wahrheiten unterrichtet habe.

Noch durchfließt mich ein heiliger Schauer, so oft
ich gedenke,

Wie

(*) §. 7. von den Eigenschaften des Redners.

Wie mit Entzückungen ringend, voll göttlicher Flammen ergriffen,
Sie uns die Botschaft sagte, — —
Daß wir erschaffen wären; daß uns ein Ewiger machte;
Einer, vor dessen Geist die noch nicht gewordene Schöpfung
Und das verschiedne Verhältniß der Dinge zugegen gewesen,
Als sie noch künftig waren. (*)

Hat der Redner wichtige Wahrheiten vorzutragen, so thut das Gefühl seiner eigenen Ueberzeugung, wenn er es seinen Zuhörern kann empfinden machen, beynahe so viel, als der offenbareste Beweis. Selbst starke Denker getrauen sich kaum an Sachen zu zweifeln, von denen sie andere, auch denkende Köpfe, innig überzeuget sehen. Gemeine Menschen aber unterstehen sich dieses gar nicht. Kommen also noch innere faßliche Gründe dazu, so kann der Redner gewiß seyn, seinen Zuhörer völlig überzeuget zu haben.

Sehr wichtig ist auch dieses für den Redner, daß er die schon einmal festgesetzten und dem Ansehen nach unveränderlichen Meynungen seiner Zuhörer genau kenne. Dieses giebt ihm oft den Vortheil, daß er, anstatt eine Wahrheit gerade zu beweisen, nur zeigen darf, daß sie

(*) S. Noachide IV. Ges.

les ein besonderer Fall in dem schon festgesetzten Urtheil
nthalten sey.

Ueber die Form und die Anordnung der lehrenden
Rede haben wir schon gesprochen (*).

§. 31.

Von der Art, wie die Alten die lehrende Rede betrachtet haben.

Die lehrende Rede war das Hauptaugenmerk der alten
Lehrer der Redner. Die andern Gattungen würden
nur in so fern in Betrachtung gezogen, als sie in man-
chen Fällen Theile der lehrenden Rede ausmachen. Ich
will zu einem Beyspiel, wie sorgfältig sie in Unterschei-
dung jeder Art des lehrenden Inhalts gewesen, das was
Cicero hievon sagt, in einer Tabelle vorstellen (**).

Die Rede hat zwey Hauptgattungen des Inhalts.
Der Gegenstand, über welchen man zu reden hat, ist

I. Allgemein: nämlich weder durch Zeit, noch Per-
sonen, noch besondere Umstände bestimmt, und betrifft eine
abzuhandelnde allgemeine Materie. Dieser Stoff wird von
Cicero *Propositum*, auch *Consultatio* genannt.

Diese betrifft

1. Eine theoretische Frage, und zwar

(*) §§. 22. 23. 24. ꝛc.
(**) S. Cicer. Topica.

A. Ob etwas sey oder nicht sey, ob es möglich oder wirklich sey.

a. Ob es überhaupt möglich sey.

b. Wie es möglich sey oder gemacht werde.

B. Was es sey.

a. Ob eine Sache von einer andern verschieden, oder mit ihr einerley sey.

b. Bestimmung der Sache, oder Beschreibung, Abbildung derselben.

C. Zu was für eine Klasse der Dinge es gehöre.

a. Ob es anständig oder unanständig.

b. Ob es nützlich.

c. Ob es billig.

Von jedem kann noch untersucht werden,

α. Ob es anständiger, nützlicher, billiger, als ein anderes Ding.

β. Ob es das allerunanständigste, allernützlichste u. s. w. sey.

2. Eine praktische Frage, welche abzielen kann

A. Etwas zu suchen oder zu vermeiden.

α. Wozu Lehren und Anweisungen oder Warnungen gegeben werden.

β. Wozu das Gemüth bewegt oder beruhiget wird.

B. Zu zeigen, wie gewisse Vortheile zu erhalten sind.

II. Besonders: nämlich auf gewisse Personen, Zeit und Umstände eingeschränkt, oder ein zu behandelnder besonderer Fall. Diesen Stoff nennt Cicero *Caussam*. Dieser kann seyn:

1. Eine

1. Eine Ausbildung; *Exornatio.*

A. Lobrede auf verdiente Männer.

B. Strafrede auf Böse.

2. Ein Gesuch; wo nämlich etwas zu erhalten oder zu beweisen ist. Dieses wird *Contentio* genannt.

A. Was etwas Zukünftiges betrifft.

B. Was etwas Vergangenes betrifft.

Von diesen zwey Gattungen der besondern Fälle 1. und 2. entstehen die drey Gattungen der auf besondere Fälle gehenden Reden, die Lobreden, die Staatsreden, die gerichtliche Reden. Genus demonstratiuum, deliberatiuum, judiciale. Man sieht hieraus, wie sehr diejenigen sich irren, die alle mögliche Reden blos in diese drey letzten Gattungen einschränken, da es nur die Gattungen einzeler Fälle sind (*).

§. 32.

Rührende Rede.

Ihr Zweck geht auf Erweckung der Leidenschaften, die nach der Absicht des Redners entweder Entschliessungen oder Unternehmungen befördern, oder hintertreiben sollen.

(*) Tous les discours imaginables que l'orateur peut faire se reduisent à trois genres qui sont: le *demonstratif*; le *deliberatif*; & le *Judiciaire.* L'Abbé Colin Traité de l'orateur Pref. p. 113.
Man sieht nämlich aus der Tabelle, daß diese drey Gattungen nur die *Causas* betreffen.

Die Leidenschaften sind die eigentlichen Triebfedern, wodurch diejenigen Handlungen vollbracht werden, dazu starke Anstrengung der Kräfte nöthig ist; nämlich wo die Handlung an sich sehr mühsam und voll Beschwerniß, wo sie mit Gefahr begleitet ist, oder wo ihr sonst in dem Gemüthe des handelnden Menschen starke Hindernisse im Wege stehen (*). Nicht nur die meisten und wichtigsten der öffentlichen Staatsunternehmungen sind in diesem Falle, sondern gar oft auch Privathandlungen von einiger Wichtigkeit.

Wenn also die Menschen zwar einsehen, was sie thun sollten, aber nicht stark genug sind, ihren Einsichten gemäß zu handeln; so müssen die Leidenschaften zu Hülfe gerufen werden, um ihnen die Kräfte zu geben. Bisweilen aber sind diese Triebfedern auch schon nöthig, um nur den Entschluß zu wichtigen Handlungen zu fassen. Denn gar oft sind die Einsichten der Vernunft dazu nicht hinlänglich, weil sie nicht mit Gefühl begleitet sind.

Es kömmt also bey dieser Rede allemal darauf an, daß lebhafte Empfindungen für oder gegen eine Sache in den Herzen der Zuhörer erweckt werden. Dieses kann, wie schon oben gezeiget worden, auf zweyerley Weise geschehen. Entweder schildert der Redner den Gegenstand, aus dessen Betrachtung die Leidenschaft, die er zu erwecken sucht, natürlicher Weise entsteht; oder er selbst äußert die

Leiden=

(*) S. §. 27. von den Affecten.

Leidenschaft auf eine lebhafte Weise, und entzündet da-
durch die Herzen seiner Zuhörer.

In dem erstern Fall hat die Rede zwar die Form der lehrenden Rede, weil sie unmittelbar auf den Verstand arbeitet. Sie ist aber nicht blos durch ihren Zweck, sondern auch durch die Art der Behandlung und des Tones von der eigentlich lehrenden Rede unterschieden. Bey der lehrenden Rede ist der Zweck völlig erreicht, wenn der Zuhörer am Ende wohl unterrichtet, oder völlig überzeuget ist. Hier aber ist der genaueste Unterricht und die gründlichste Ueberzeugung noch nicht hinlänglich; beydes muß mit Rührung verbunden werden, damit die fernere Absicht, nämlich die Erweckung der Leidenschaft, erreicht wird.

Der rührende Redner, der durch den Verstand ans Herz zu kommen sucht, hat mit dem lehrenden das gemein, daß er entweder einen Begriff entwickelt, oder ein Urtheil fällt, oder einen Schluß bestätiget (*), auch muß er, wie dieser, dabey nicht nach der strengen Methode des forschenden Philosophen, sondern nach einer sinnlichern Vernunftlehre verfahren. Ueber dieses aber hat er noch etwas nöthig, das der blos lehrende Redner nicht braucht, die unmittelbare Anwendung seiner Vorstellungen auf die Leidenschaft, die der Hauptzweck seiner Rede ist. Er muß seinem lehrenden Vortrag die besondere Kraft zu geben wissen, die diese Leidenschaft hervorbringet; da der blos

 lehrend

(*) S. §. 29. lehrende Rede.

lehrende Redner schon gefunden ist, wenn seine Rede über-
haupt wirksam und sinnlich ist. Dadurch wird die Wahl
seiner Gedanken, der Ausdruck derselben, der Ton und
der Vortrag viel genauer bestimmt.

Um den Unterschied der drey Arten des lehrenden Vortrages deutlicher zu machen, stelle man sich diesen besondern dreyfachen Fall vor; daß der Philosoph, der lehrende und der rührende Redner einerley Inhalt gewählt haben, als z. B. die Ungerechtigkeit einer gewissen Handlung darzuthun.

Hier sucht der Philosoph auf das deutlichste zu zeigen, daß sie das Recht andrer Menschen verletzt, und begnüget sich seinen Zuhörer so weit gebracht zu haben, daß er die Ungerechtigkeit der Sache eingesehen muß, und daß ihm kein Zweifel mehr dabey übrig ist. Ob übrigens diese Wahrheit in dem Gemüth ein Gefühl zurücklasse oder nicht, darum bekümmert sich der Philosoph, in so fern er sich genau in seinen Schranken hält, nicht.

Die Absicht des Moralisten, der eigentlich der lehrende Redner ist, erstreckt sich weiter; denn er sucht dieser Wahrheit eine wirksame Kraft zu geben, und sie seinem Zuhörer so einzuprägen, daß ein daurender Abscheu gegen eine Handlung dieser Art in ihm erweckt werde.

Der rührende Redner hat eine noch näher bestimmte Absicht; er will Scham oder Zorn erwecken; die Leidenschaft soll aus dem Anschauen der ungerechten Handlung

ent-

entschlossen und stark genug seyn, wenn es auch viel Anstrengung erfoderte, das Unrecht wieder gut zu machen, oder sich demselben kräftig zu widersetzen. Da müssen also die Vorstellungen weit lebhafter seyn, als in dem vorhergehenden Falle. Hierdurch ist überhaupt die Gattung des rührenden Unterrichts bestimmt.

§. 33.

Von den Mitteln dazu.

Die Mittel, welche der Redner dazu anwendet, können hier nicht ausführlich beschrieben, sondern nur überhaupt angezeiget werden.

Das erste und vornehmste ist, daß er selbst seinen Gegenstand von der Seite oder in dem Lichte gefaßt habe, wodurch die Leidenschaft in ihm lebhaft erweckt worden. Wenn er selbst von seinem Gegenstand so gerührt ist, wie er seine Zuhörer davon gerührt zu sehen wünschet, so wird es ihm leicht, ihn in der Nähe, mit dem Leben und in dem Lichte zu schildern, die zu der starken Rührung, die er zur Absicht hat, nothwendig ist. Man sieht täglich, wie Freude, Furcht, Verlangen und andere Leidenschaften, selbst in dem Munde sonst unberedter Menschen, alle Beschreibungen vergrößern, wie sie den Erzählungen ein Leben, und den Urtheilen das Gepräg der Unfehlbarkeit geben. Also ist der beste Rath, den man dem Redner geben kann, dieser: daß er seine Materie so lange überdenke, sie so von allen Seiten und in allen Verbindungen

mit kirchlichen oder politischen Angelegenheiten beschäftigt, wo er selbst den Gesichtspunkt gefunden hat, der ihm in die Leidenschaft setzt, die er erwecken will. Diese wird denn seine Suada, die ihm Gedanken, Ausdruck und Ton, die er sonst vergeblich gesucht hätte, eingebe.

Hiernächst ist nothwendig, daß er sich die Lage der Sachen nach den besondern Umständen in Rücksicht auf seine Zuhörer, auf deren Charakter und Interesse, so genau bestimmt, als ihm nur möglich ist, vorstelle. Denn dadurch erkennt er, was für eine besondere Wahl er unter den mancherley Vorstellungen, die sein Inhalt ihm darbietet, für jede Gattung der Zuhörer anzustellen habe.

Daß dem rührenden Redner zu der Wahl der Gedanken eine genaue Kenntniß des Menschen, aller Leidenschaften und der Tiefen des Herzens überhaupt nöthig sey, ist zu offenbar, als daß es einer besondern Ausführung bedürfe.

Ueberhaupt erhellet hier, daß die rührende Rede, wenn die Leidenschaft durch Entwicklung des Gegenstandes soll erregt werden, einen Mann von großen und seltenen Gaben erfodere. Verstand und Herz müssen bey ihm von vorzüglicher Größe, dabey aber mit ausgebreiteter Kenntniß der Menschen und Erfahrung in Geschäfften verbunden seyn. Man trifft deswegen viel angenehme, einschmeichelnde, gefällige Redner an, ehe man auf einen hinreissenden kommt. Die Wärme des Herzens muß bey einem solchen Redner nicht von dem Feuer der bloßen Einbildungs-

bildungskraft, sondern vornehmlich von der Stärke der Vernunft herkommen: Wahrheit und Recht, (das im Grunde auch nichts als praktische Wahrheit ist) müssen eine so große Kraft auf ihn haben, daß er schon dadurch allein in leidenschaftliche Empfindung gesetzt wird. Der alte Philosoph, der alles auf das genaueste sieht, und der subtile Dialektiker, der die feinsten Schattirungen der Begriffe bemerkt, als ob er durch ein Vergrößerungsglas sähe, schicken sich am wenigsten hiezu: man lernt von ihnen blos genau sehen, nicht empfinden. Der rührende Redner sieht zwar auch richtig, mit einem Blick entdecket er die wahre Beschaffenheit einer Sache ohne Zergliedern und ohne subtiles Forschen, und die Wahrheit giebt seiner Empfindung selbst einen Stoß.

Weniger gehört zu der rührenden Rede, wo der Redner die Leidenschaft selbst, ohne Entwicklung des Gegenstandes, der sie hervorbringt, äussert. Wenn wir an einem Menschen alle Zeichen eines tiefen Schmerzens sehen, so nehmen wir Theil daran, wenn uns die Ursache seines Leidens auch unbekannt ist. Ist nun ein Redner von der Leidenschaft, die er in andern erwecken will, ganz durchdrungen, und hat er eine lebhafte Einbildungskraft, den Gegenstand derselben, ohne ihn genau zu schildern, auf verschiedene Seiten zu wenden, wodurch die Leidenschaft immer neue Nahrung bekömmt; so braucht er eben nicht sehr methodisch zu verfahren, um das Feuer, das in ihm brennt, auch in andern anzuzünden.

Man

Man vergleiche, um diesen Unterschied zu fühlen, die Philippischen und Catilinarischen Reden des Cicero, die meistens blos Aeusserungen der in dem Redner aufwallenden Leidenschaften sind, mit der, die er gegen die Austheilung der Aecker vor dem Volke gehalten, wo er rührend unterrichtet. Es gehöret unendlich mehr dazu, eine Rede von dieser Art zu verfertigen, als zu einer der ersten Art.

Man hat Beyspiele genug, daß hitzige Köpfe, ohne Verstand und Einsicht, politische und religiöse Schwärmer, durch leidenschaftliche Reden, darinn man Verstand oder Gründlichkeit vergeblich sucht, unglaublich viel ausgerichtet haben. Freylich kömmt hier sehr viel auf die Umstände und auf den Charakter der Zuhörer an. Wo die Umstände selbst schon eine Gährung in den Gemüthern verursachet haben, wo die Einbildungskraft bereits erhitzt ist, und wo man es mit einer Versammlung zu thun hat, die gewohnt ist, sich mehr durch sinnliche Eindrücke, als durch Vorstellungen der Vernunft leiten zu lassen, da braucht es eben nicht viel, in den Gemüthern das heftigste Feuer anzuzünden. Rührende Reden für solche Gelegenheiten sind nicht mehr als Werke der Kunst anzusehen. Nur da, wo man es mit Männern zu thun hat, die nicht so, wie der Pöbel, leicht aufzubringen sind, erfodert auch diese Art wahre Beredsamkeit.

Sie hat aber nur da statt, wo die Gegenstände, die die Leidenschaft hervorbringen sollen, klar genug am Tage liegen, daß der Verstand nicht mehr nöthig hat, über die

ahre Beschaffenheit der Sache unterrichtet zu werden, son-
ern nur die Empfindung stärker zu reizen ist. Da geht der
Redner mit seinem Beyspiel dem Zuhörer vor; er äussert
uf mancherley Weise das, was er selbst fühlet; er sucht
as, was in seinem Gemüthe vorgeht, auf die lebhafteste,
ührendste Art an den Tag zu legen. Und hiebey thut
un der Vortrag selbst die grösseste Wirkung. (*)

§. 34.

Unterhaltende Rede.

Diese Rede hat keine höhere Absicht, als den Zuhörer über einen Gegenstand angenehm zu unterhalten; Unterricht und Rührung kommen nur beyläufig vor.

Ihr Stoff bestehet hauptsächlich in Schilderung interessanter Gegenstände, wo vorzüglich die Einbildungskraft unterhalten wird, es sey, daß man den Zuhörer blos ergötzen, oder ihn auch mit Bewunderung erfüllen wolle. Sie muß hauptsächlich Schönheit und reizenden Reichthum zur Unterhaltung der Einbildungskraft haben. Der Redner hat hier mehr nöthig, ein Maler, als ein Philosoph zu seyn; er braucht mehr Geschmack, als gründliche Kenntnisse.

Von dieser Art wären z. B. Lob des Landlebens oder einer andern Lebensart, Schilderungen der Jahreszeiten; verschiedene Arten der Lobreden auf Personen und Sachen. Was ein blos angenehmes Schauspiel, ein blos zum Vergnügen gemachtes Gedicht, eine Landschaft u. dgl. das ist

in

(*) Art. Rührende Rede.

in ihrer Art die unterhaltende Rede, wozu mehr Wohlredenheit, als eigentliche Beredsamkeit nöthig ist.

Wenn es aber bey dem allgemeinen und höhern Zweck der schönen Künste andern erlaubt ist, bisweilen blos zu ergötzen, so muß man auch der Beredsamkeit dieses nicht verbieten. Bey der öffentlichen Anwendung der Poesie und Musik wird gar oft blos auf angenehme Unterhaltung gesehen. Diese kann auch die Beredsamkeit verschaffen. Aber in unsern Zeiten sind wenig Länder, wo man für diese Kunst Geschmack genug hat, um sie zu dergleichen öffentlichen Unterhaltungen anzuwenden.

In Frankreich machen sich doch viele ein großes Fest daraus, eine blos unterhaltende akademische Rede zu hören. Es scheinet auch, daß ehedem in Athen und in Rom manche Rede, ob sie gleich einen andern Zweck zu haben schien, von einem großen Theile der Zuhörer blos unterhaltend angehört worden, und es läßt sich nicht zweifeln, daß nicht in den Odeen der Alten manche blos unterhaltende Rede vor großen Versammlungen gehalten worden.

In Deutschland giebt es noch verschiedene Feyerlichkeiten, bey denen eine unterhaltende Rede ein wesentlicher Theil der Feyer seyn sollte. Wären die Veranstaltungen dazu besser, als sie zu seyn pflegen, so könnten sie vortheilhaften Einfluß auf die Beredsamkeit haben. Man ist aber an viel Orten gegen diese Kunst überhaupt so kaltsinnig, daß ein schlechtes Koncert weit mehr Zuhörer anlockt, als die beste öffentliche Rede.

Redner

§. 36.

Von den Eigenschaften des Ausdrucks.

Die Richtigkeit, die erste nothwendige Eigenschaft des Ausdrucks, betrifft nicht blos Wörter, sondern die Sätze und die Wendungen derselben. Nur ein Wort unrecht gestellt, nur eine nicht genau überlegte Anwendung eines Vorworts, kann dem ganzen Satz etwas unrichtiges geben. Wenn die Karschin sagt:

— — — am Tage,
Den ein erschaffender Gott,
Nach der vollendeten Schöpfung,
Hochheilig machte der Ruh!

so giebt das Wörtchen ein, anstatt des Artikels, dem ganzen Satz etwas unbestimmtes, das der größten Richtigkeit des Ausdrucks entgegen ist. Es kömmt hiebey oft auf fast unmerkliche Kleinigkeiten an. Auch dem Scharfsinnigsten entschlüpft etwas unrichtiges, wie mit Beyspielen aus den besten neuern Dichtern zu beweisen wäre. Daß wir dieses an Alten weniger bemerken, kömmt vermuthlich daher, daß wir ihre Sprachen nicht genug verstehen, um von kleinen Unrichtigkeiten des Ausdrucks zu urtheilen. Nur eine genaue Ausarbeitung kann uns von dieser Seite her sicher stellen.

Die der erwähnten guten Eigenschaft des Ausdrucks entgegenstehenden Mängel machen, daß der Redner bisweilen seinen Zweck verfehlt, und etwas anders sagt, als

Also muß der Ausdruck in Absicht auf die Bedeutung richtig, bestimmt, klar, und von verhältnißmäßiger Kürze seyn; in der kunstmäßigen Rede müssen sich diese Eigenschaften in einem höhern Grad finden. Sogar der bloße Ton der Wörter muß diese Eigenschaften schon an sich haben. Dieses alles verdienet näher entwickelt zu werden.

Wörter, als bloße Töne betrachtet, müssen nichts Unbestimmtes, nichts Undeutliches, nichts allzugedrängtes noch schleppendes haben. Der Geist empfindet nur in dem Maaße, in welchem die Sinne gerührt werden. Was für das Auge undeutlich gezeichnet ist, erweckt in dem Geiste keine deutliche Vorstellung; also vernehmen wir auch die durch das Gehör kommenden Begriffe richtiger, klarer und bestimmter, wenn die Töne, die sie erwecken, diese Eigenschaften haben, als wenn sie ihnen fehlen. Eine zweydeutige Sylbe, über deren Elemente oder Buchstaben man ungewiß ist, wird nicht gut gefaßt; und so auch ganze Wörter nicht, die aus solchen Sylben bestehen; so geht es auch mit schweren Wörtern, die man kaum aussprechen kann; deßwegen gehört die Beobachtung des Wohlklanges zum vollkommenen Ausdruck (*).

Wenn der Ausdruck richtig, bestimmt und klar ist, so erweckt er nicht nur gerade die Begriffe, die er erwecken soll; sondern es geschieht, wenn diese Eigenschaften in einem gewissen Grad vorhanden sind, mit ästhetischer Kraft.

(*) S. Art. Wohlklang. — Sprache.

kraft, weil alles Vollkommene einen Reiz bey sich führet. Ohne Absicht auf die Wichtigkeit der Dinge, die man uns sagt, empfinden wir Vergnügen, wenn wir jedes Ding mit seinem Namen nennen hören. Selbst in dem Fall, da wir einen Gegenstand sehen, und eine richtige Vorstellung davon haben, ist es uns angenehm, wenn selbiger gut beschrieben wird. Um so viel mehr reizt es die Vorstellungskraft, wenn ein Redner das, was unbestimmt, verworren und zum Theil dunkel in unsern Vorstellungen liegt, durch einen guten Ausdruck entwickelt (*). Wer kann folgende in den wichtigsten und bestimmtesten Ausdrücken verfaßte Beschreibung von der Eitelkeit des menschlichen Lebens, ohne Vergnügen lesen?

Hier reißt ein schwach Geschlecht, mit immer vollem Herzen,
Von eingebildter Ruh und allzuwahrem Schmerzen;
Wo nagende Begierd und falsche Hoffnung wallt;
Zur ernsten Ewigkeit. Im kurzen Aufenthalt
Des nimmer ruhigen und ungefühlten Lebens
Schnappt ihr betrogner Geist nach ächtem Gut vergebens (**).

Diese Vollkommenheit des Ausdrucks ist vielleicht der wichtigste Theil der Kunst des Redners. Wer sie besitzt, ist sicher, daß er allemal sagen kann, was er sagen will. Die

(*) S. vorigen Art. Sprache.
(**) Haller im Gedichte vom Ursprung des Uebels.

Die Rede ist die größte Erfindung des menschlichen Verstandes, gegen die alle andre für nichts zu rechnen sind (*). Selbst die Vernunft, die Empfindungen und die Sitten, wodurch der Mensch sich aus der Klasse irdischer Wesen zu einem höhern Rang heraufschwingt, hangen davon ab. Wer die Sprache vollkommener macht, der hebt den Menschen einen Grad höher. Schon dadurch allein verdient die Beredsamkeit (und Dichtkunst) die höchste Achtung.

Es sind zwey Mittel, zum vollkommenen Ausdruck zu gelangen; die Kenntniß aller Wörter der Sprache und eine philosophische Kenntniß ihrer Bedeutung. Beyde müssen miteinander verbunden werden. Es hilft nichts, daß man bestimmt denke, wenn man die Wörter nicht findet, jeden Begriff auszudrücken; noch weniger hilft es, alle Wörter zu wissen, wenn man ihrer Bedeutung nicht gewiß ist. Das Studium der Sprache in dieser doppelten Absicht, ist von der größten Nothwendigkeit. Wer sich immer richtig ausdrücken will, der muß durch den Umgang oder durch das Lesen einen Reichthum an Wörtern und Redensarten gesammelt, und alle mit Scharfsinnigkeit beurtheilt haben. Dadurch haben sich alle große Redner hervorgethan.

§. 36.

(*) Darüber verdienen Hugo Blairs Vorlesungen, 7te, 8te, 9te gelesen zu werden. — S. Sulzers Theorie Artikel lebendiger Ausdruck: vom Ursprung der Sprache.

fachen Vorstellungen zur Deutlichkeit; aber wo die Begriffe sehr zusammengesetzt, und die Vorstellung etwas weitläuftig ist, da dienet ein metaphorischer und malerischer Ausdruck ungemein zur Deutlichkeit. Er überhebt uns der umständlichen Entwicklung, die wegen ihrer Länge der Deutlichkeit schadet. Denn viel auf einmal kann nur vermittelst eines Bildes klar gefaßt werden. Es ist eine Regel, die kaum eine Ausnahme leidet, daß Begriffe und Gedanken, die aus viel einzeln Vorstellungen zusammengesetzt sind, nur durch glückliche Bilder klar ausgedrückt werden (*). Welcher eigentliche Ausdruck könnte das, was Cicero nundinationem juris ac fortunarum nennt (**), eben so deutlich ausdrücken.

Das wichtigste in Quintilians Regel ist wohl dieses: daß sowohl der Mangel als der Ueberfluß im Ausdruck zu vermeiden sey. Nebenbegriffe, die in der Sache nichts bezeichnen, oder die jedem aufmerksamen Zuhörer ohnedem beyfallen, besonders ausdrücken, ist Ueberfluß; nothwendige Begriffe weglassen, ist Mangel.

Wörter, die neu, oder wenig bekannt, oder aus andern Sprachen geborget sind, können der Deutlichkeit des Ausdrucks schaden; wiewohl sie es nicht allezeit thun. Wenn die **Karschin** sagt:

Kein Menschenarm erhält das Glücke bändig,

so ist der Ausdruck ganz neu, aber nicht undeutlich.

(*) S. Art. von der **Metapher.**

(**) De lege Agr. Or. I.

er hat sagen wollen. Sollte auch der Leser durch meh Scharfsinn, als der Verfasser gehabt hat, ihn des un richtigen Ausdrucks ungeachtet verstehen, so wird er doch unangenehm. Wir können bey folgender Stelle:

— — — kaum spielt die Ranunkel
Auf der Rabatte mit solchen hellen abwechseln den Farben,
Als der durchsichtige Ton, von Meisterhänden beseelet.

so merken wir, daß er sagen will, sein Name sey nich bis auf uns gekommen; aber wir fühlen, daß der Aus druck dieses nicht sagt; deßwegen ist er uns anstößig.

Die Klarheit ist eine andere nothwendige, nach Quintilian die vornehmste (*), Eigenschaft des Ausdrucks. Der Redner muß den Geist der Zuhörer in einer bestän digen Aufmerksamkeit erhalten. Dazu ist die Klarheit des Ausdrucks allezeit nothwendig (**). Wo sie fehlt, da gehen nicht blos die Vorstellungen verlohren, die in Ne bel eingehüllt sind; auch die, welche gleich darauf folgen, werden wegen Mangel der Aufmerksamkeit schwächer.

Die Rede wird klar, wenn jedes Wort einen gena bekannten Sinn hat, und wenn die Wörter so gesetzt sind, daß die Verbindung der Begriffe leicht zu fassen ist. Bey des setzt die größte Klarheit in den Gedanken des Red

ne

(*) Nobis prima sit virtus *perspicuitas*. L. VIII. C.

(**) Man lese den Art. Klarheit darüber.

ers voraus. Es ist deßwegen eine wichtige Regel, daß
ian nichts eher auszudrücken suche, bis man es mit der
rößten Klarheit selbst gefaßt hat. Die Gedanken, die
vir andern mittheilen wollen, müssen, wie ein schönes
Gemälde, deutlich in unsrer Vorstellung liegen (*). So
hat Homer ohne Zweifel jeden Gegenstand, den er be-
schreibt, in dem hellesten Lichte vor seinen Augen gehabt.

Nur der, welcher hell denkt, kann sich deutlich aus-
drücken. Dieses lernt man nicht durch Regeln. Von der
Natur haben gewisse Geister die unschätzbare Eigenschaft,
sich nicht eher zu beruhigen, bis sie alles, was ihnen vor-
kömmt, deutlich erkannt haben. Wenn man solche Schrift-
steller liest, die die Gabe der Deutlichkeit in einem hohen
Grade haben, wenn man sieht, wie sie so viel Gedanken,
die wir auch schon gehabt, aber nicht so deutlich gefaßt
hatten, mit dem hellesten Lichte darstellen, so kömmt man
auf den Gedanken, daß solche Genie sich von andern blos
dadurch unterscheiden, daß sie jeder Sache so lange nach-
denken, sich bey jedem Gegenstande so lange verweilen,
bis sie alles auf das genaueste gefaßt haben. Diese Ga-
be des genauen Nachforschens, in Absicht auf allgemeine
Begriffe, macht vornehmlich das philosophische Genie
aus; in Absicht auf sinnliche Gegenstände aber, das Ge-
nie des Künstlers. In der Rede müssen zur Deutlich-
keit des Ausdrucks beyde zusammen kommen.

(*) Denn nach der Richtigkeit, Güte und Schönheit der
Gedanken müssen wir jedes Werk beurtheilen. S. Art.
Gedanken.

Ein gutes Mittel, das zum deutlichen Ausdruck n[illegible] thige Talent zu stärken, ist das fleißige Lesen der Schri[illegible] steller, die es selbst in einem hohen Grad besessen habe[illegible] Für den Ausdruck sinnlicher Gegenstände, **Homer** u[illegible] **Virgil**, **Sophokles** und **Euripides**; für den Ausdru[illegible] sittlicher und philosophischer Gegenstände, **Aristophanes**, **Plautus**, **Horaz**, **Cicero**, **Quintilian**, und unte[illegible] den Neuern, **Voltaire** und **Rousseau** aus Genf, und von den unsrigen **Wieland**.

Dem, der hell denkt, wird es selten am hellen Aus[illegible] druck fehlen. Doch ist hierüber noch verschiedenes zu erinnern.

Quintilian faßt die Eigenschaften des deutliche[illegible] Ausdrucks in diese wenige Worte zusammen: eigentlich[illegible] Wörter, gute Ordnung, einen nicht allzulange aufgescho[illegible] benen Schluß des Satzes, nichts mangelndes und nichts überflüßiges (*). Die eigentlichen Wörter sind doch nicht allemal ohne Ausnahme zum hellen Ausdruck nothwendig. Denn oft wird ein Begriff durch ein uneigentliches Wort deutlicher gezeichnet, und heller gemalt, als durch das eigentliche; wie wenn **Haller** sagt:

> Da ein verwöhnter Sinn auf alles **Wermuth**
> streut.

Der eigentliche Ausdruck dienet vornehmlich in ganz ein[illegible]

fachen

(*) Propria verba, rectus ordo, non in longum dilata conclusio; nihil neque desit, neque superfluat. Ita sermo & doctis probabilis & planus imperitis erit. Inst. L. VIII. C. 2. 22.

schen Vorstellungen zur Deutlichkeit; aber wo die Begriffe sehr zusammengesetzt, und die Vorstellung etwas weitläuftig ist, da dienet ein metaphorischer und malerischer Ausdruck ungemein zur Deutlichkeit. Er überhebt uns der umständlichen Entwicklung, die wegen ihrer Länge der Deutlichkeit schadet. Denn viel auf einmal kann nur vermittelst eines Bildes klar gefaßt werden. Es ist eine Regel, die kaum eine Ausnahme leidet, daß Begriffe und Gedanken, die aus viel einzeln Vorstellungen zusammengesetzt sind, nur durch glückliche Bilder klar ausgedrückt werden (*). Welcher eigentliche Ausdruck könnte das, was Cicero nundinationem juris ac fortunarum nennt (**), eben so deutlich ausdrücken.

Das wichtigste in Quintilians Regel ist wohl dieses: daß sowohl der Mangel als der Ueberfluß im Ausdruck zu vermeiden sey. Nebenbegriffe, die in der Sache nichts bezeichnen, oder die jedem aufmerksamen Zuhörer ohnedem beyfallen, besonders ausdrücken, ist Ueberfluß; nothwendige Begriffe weglassen, ist Mangel.

Wörter, die neu, oder wenig bekannt, oder aus andern Sprachen geborget sind, können der Deutlichkeit des Ausdrucks schaden; wiewohl sie es nicht allezeit thun. Wenn die **Karschin** sagt:

Kein Menschenarm erhält das Glücke bändig,

so ist der Ausdruck ganz neu, aber nicht undeutlich.

(*) S. Art. von der **Metapher.**
(**) De lege Agr. Or. I.

Da es nicht wohl möglich ist, auch vielleicht unnütz wäre, gar alle Arten der Fälle anzuführen, in welchen die Deutlichkeit Schaden leidet, so wollen wir hierüber nicht weitläuftiger seyn. Auf alle Fragen, die hierüber könnten gemacht werden, kann die einzige allgemeine Antwort dienen: **Hell denken.**

Die letzte nothwendige Eigenschaft des Ausdrucks ist **die Reinigkeit**, oder die grammatische Richtigkeit desselben. Was außer dem Gebrauch ist, kann wegen seiner Neuigkeit gute Wirkung thun; aber was gerade gegen den Gebrauch ist, hat allemal etwas anstößiges, weil es dem widerspricht, was wir schon für ausgemacht halten. Deßwegen muß der Ausdruck allemal rein seyn.

Dieses sind also die nothwendigen Eigenschaften, die jeder Ausdruck allemal haben muß. Richtig, bestimmt, klar und rein muß er immer seyn, sonst hat er etwas widriges. Allein deßwegen ist er nicht in allen Absichten vollkommen. Die griechischen Grammatiker zählen uns eine Menge Fehler vor, die den Ausdruck verstellen können. Die vornehmsten sind folgende:

Das κακόφατον, der häßliche Klang, der widrige Nebenbegriffe erwecken kann. Quintilian giebt den Ausdruck, ductare exercitum, zum Beyspiel hievon an; so wäre im Deutschen der Ausdruck, Strick, anstatt Ketten oder Banden, wenn man nicht mit Fleiß widrige Begriffe erwecken will.

Die Αἰσχρολογια, wenn der Ausdruck ungeziemende oder zu üppige Begriffe mit sich führet.

Ταπεινωσις, der niedrige Ausdruck, der der Würde und Größe einer Sache schadet; wie dieses: Saxea est *verruca* in summo montis vertice; eine steinerne Warze anstatt eines felsigten Hügels. So ist auch der Ausdruck:

Sieh! an seiner Ordnung goldnen Seilen
Muß der Frühling neu herunter eilen,

anstatt goldenen Ketten. Von dieser Art könnte man eine beträchtliche Sammlung aus deutschen Dichtern machen. — Auch das Gegentheil ist fehlerhaft, da kleine oder gemeine Dinge mit hohen Worten ausgedrückt werden. Nur im Lächerlichen thut dieses gute Wirkung.

Μειωσις ist der mangelhafte Ausdruck, in dem zu dem völligen Sinn etwas fehlet; dieses fällt ins Pöbelhafte.

Ταυτολογια, wenn dieselbe Sache mit mehrern, den Sinn nicht verstärkenden Ausdrücken, gesagt wird. Einen solchen Ausdruck legt Homer, vielleicht aus Ueberlegung, dem Pandarus in den Mund:

— — — — ἑνδεκα διφροι
Καλοι, πρωτοπαγεις, νεοτευχεες. (*)

(*) Ιλιαδ. E. 194. 195. — Vndecim currs *pulchri*, *noui*, *recens facti*.

Ομοιολογια, der einfärbige Ausdruck, der wegen seines immer gleichen Ganges verdrießlich wird. Dieses scheinet aber mehr ein Fehler der ganzen Schreibart, als einzeler Ausdrücke zu seyn.

Μακρολογια, der weitschweifende Ausdruck, wie dieser vom Livius: Legati non impetrata pace retro domum, vnde venerant, abierunt. — Kann nicht auch folgendes des Virgils hieher gerechnet werden?

Quem si fata virum seruant, si vescitur aura
Aetherea, nec adhuc crudelibus occupat vmbris.

Πλεονασμος, der unnütze Ueberfluß müßiger Beywörter, wie: Dieß hab ich mit meinen beyden Augen gesehen.

Περιεργια, was unnützer Weise mühsam ist, wie dieses:

Er, dem des ersten Menschen zweyten Sohnes,
Des Abels, fromme Muse ward.

Κακοζηλον, der gezierte Ausdruck.

Man würde zu weitläuftig seyn, wenn man alle Fehler des Ausdrucks bestimmen, und mit Beyspielen erläutern wollte. Das Angeführte ist blos in der Absicht hieher gesetzt worden, daß junge Redner sehen sollen, auf wie so gar mancherley Weise man im Ausdruck fehlen könne; wie nothwendig es sey, die äußerste Sorgfalt auf diesen Theil der Kunst zu wenden. Uns Deutschen ist dieses um so viel nöthiger, da wir in diesem Stück un-

gemein

gemein weit hinter unsern Zeitgenossen in Frankreich, Italien und England, zurücke sind. Sorgfältig haben sich insonderheit junge deutsche Redner vor dem übertriebenen Ausdruck in Acht zu nehmen, da auch einige sonst gute Schriftsteller sich dieses so angewöhnt haben, daß ihnen nichts **allerliebst**, nichts **unvergleichlich**, nichts **erstaunlich** genug ist.

§. 37.

Von den besondern Arten des Ausdrucks.

Es ist schon viel, wenn man die Fehler des Ausdrucks vermeidet; aber genug ist es für den Redner nicht: man muß ihm auch ästhetische Eigenschaften zu geben wissen, und solche, die sich zur Materie und zu den besondern Umständen schicken. Diese Eigenschaften sind überhaupt von dreyerley Art. Sie greifen den Verstand, oder die Einbildungskraft, oder das Herz an (*).

Der Verstand wird gerührt durch das, was in einem vorzüglichen Grad **wahr**, **angemessen**, **hell**, **neu**, **naiv**, **fein** ist. Jede dieser Eigenschaften giebt dem Ausdruck ästhetische Kraft.

Die Einbildungskraft ergötzet sich an dem Ausdruck, der **malerisch**, **witzig**, in allerhand starke oder liebliche Bilder eingekleidet ist. Eine besondere hieher gehörige Gattung angenehmer Ausdrücke sind die, welche durch fast unmerk-

(*) S. Art. Kraft.

unmerkliche Nebenbegriffe angenehm werden. Quintili sagt: er fühle, daß in dem Ausdruck:

— Caesa jungebant foedera porca. (*)

das Wort porca eine Annehmlichkeit habe, die das porc nicht hätte. Der Grund liegt ohne Zweifel darinn, da das weibliche Geschlecht der Wörter wegen einer uns an gebohrnen Galanterie auch etwas sanfteres in der Einbil dungskraft erweckt, als das männliche (**).

Das Herz findet den Ausdruck angenehm, der etwa Leidenschaftliches hat, der zärtlich, pathetisch, sanft, heftig, und jeder Leidenschaft angemessen ist.

In Ansehung des Charakters ist der Ausdruck ent weder niedrig, gemein, oder edel, oder groß, ode erhaben, ernsthaft oder komisch, und so kann au der Ton ganzer Redensarten seyn (***).

§. 38.

Von dem uneigentlichen Ausdruck, oder von de Tropen insgemein.

Tropen sind nichts anders, als Ableitungen der Wört und Redensarten auf andere Bedeutungen (†). E wir

(*) An. VIII. 641.

(**) S. Art. Ausdruck.

(***) Weil ich alle diese Artikel zur besondern Theorie d Aesthetik mir vorbehalten, habe ich sie hier nur an zeigen wollen.

(†) Verbi vel sermonis a propria significatione in a liam cum virtute mutatio. Quintil. VIII. 6.

Braucht man die Tropen in der zweyten Absicht, so hat man sich vornehmlich vor der Weichlichkeit und der Ueppigkeit in ihrem Gebrauch, die im Grunde eine blos kindische Ziererey ist, in Acht zu nehmen. Alles geradezu sagen, ist freylich oft grob, oft anstößig, und manchmal beleidigend: aber auch immer viel verblümt zu seyn, alles zu schmücken oder zu beräuchern, ist vielleicht noch widriger. Wenigstens können männliche, freye Seelen eher die erstere, als diese Ausschweifung vertragen. Es giebt Leute, die so übertrieben zärtlich sind, daß sie bald gar nichts mehr mit ihrem Namen nennen dürfen, kleinmüthige, kindische, aller Nerven beraubte Seelen, die überall etwas finden, das ihnen Scheu macht, Sybariten des Geschmacks. Solche Seelen verräth ein ausschweifender Gebrauch schonender Tropen.

Auch in der dritten Absicht muß man sich vor der Unmäßigkeit hüten, welche hier allzugroße Heftigkeit verräth, so wie die vorhergehende zu viel Weichlichkeit anzeiget. So wie ein Mensch, der nichts ohne Fechten mit Händen und Füßen sagen kann, und die Erzählung der gleichgültigsten Dinge mit den seltsamsten Verdrehungen begleitet, abgeschmackt wird, so wird es auch der, welcher beständig in verstärkenden Tropen spricht, und zum Theil auch der, welcher ohne überhäufte Menge derselben sie übertreibt. Man muß hier die besondere Absicht, in welcher man spricht oder schreibt, genau vor Augen haben, und die Lage, nebst dem Charakter der Personen,

 für

nicht unmittelbar, sondern vermittelst eines andern erweckt wird. Diese Verwechslung geschieht entweder aus Noth, oder aus Absichten.

Aus Noth nennt man unsichtbare Dinge mit Namen der sichtbaren. Sobald man aber dieser Tropen nur ein wenig gewohnt wird, so verlieren sie ihre Kraft, und sind wie eigentliche Ausdrücke. Bey den Ausdrücken: fassen, sehen, begreifen, sich vorstellen, erwägen, fällt uns gar selten ein, daß sie Tropen sind.

Man kann aus gar vielerley Absichten die Begriffe verwechseln. Entweder scheuet man sich die Sache geradezu zu sagen, weil sie etwas Anstößiges oder Beleidigendes, oder auch blos etwas zu Rohes hat. Daher entstehen mancherley Tropen. So hält man für anständiger von einem Menschen zu sagen: er habe etwas eilig gelebt; als geradezu zu sagen, er habe sich mancherley den Körper schwächenden Wollüsten ergeben. Durch dergleichen Tropen kann man manches sagen, das sich geradezu gar nicht sagen ließe. Diejenige Art Menschen, die ein besonders Studium daraus machen, in dem gesellschaftlichen Leben alles Rohe, Anstößige, Widrige zu vermeiden, die überall Gefälligkeit und Zierlichkeit anzubringen suchen, haben ungemein viel tropische Redensarten, die ihnen eigen sind. Sie fallen aber auch leicht in das Gezwungene und Gezierte.

Man braucht aber auch Tropen in Absichten, die jenen gerade entgegen gesetzt sind; nämlich weil der un-

mittel-

nittelbare Ausdruck nicht stark, nicht treffend, nicht malerisch genung ist; oder mit einem Worte, weil er die Sache nicht nahe und kräftig genug darstellt. Im vorhergehenden Fall werden alle Sachen mit einem Schleyer bedeckt, der das Unangenehme verbirgt, und nur das Artige darinn sehen läßt; in diesem aber werden sie in ihrer nackenden Gestalt gezeiget; und wo dieses noch nicht genug ist, wird ihnen sogar die Haut noch abgezogen, damit alles und jedes noch deutlicher und treffender möge gesehen werden. Der unmanierliche Mensch wird alsdenn zum Bären, der grausame zum Tieger.

Endlich hat man bey Verwechslung der Ausdrücke bisweilen auch blos die Absicht, die Vorstellung leichter und sinnlicher zu machen. So sagt man von einem Menschen, der vortheilhafte Verbesserungen seiner Glücksumstände zu hoffen hat: er habe schöne Aussichten.

Aus diesen verschiedenen Absichten entstehen so unzählige Arten der Verwechslung in den Vorstellungen und Ausdrücken, daß es ein kindisches Unternehmen wäre, sie alle herzählen und bestimmen zu wollen. Noch ungereimter würde es seyn, die Erfindung und den Gebrauch der Tropen durch Regeln lehren zu wollen. Alles, was hievon überhaupt mit einigem Nutzen kann gesagt werden, besteht in allgemeinen Anmerkungen, welche einige Kraft haben können, den Geschmack in dem Gebrauch der Tropen zu lenken.

Jeder

Jeder Tropus hat etwas ähnliches mit einem Zeiche. Denn aus der Vorstellung, die er unmittelbar erweckt, muß eine andere hervorgebracht werden, so daß die erste einigermaßen das Zeichen der andern ist. Aus dieser Vorstellung lassen sich verschiedene nützliche Anmerkungen herleiten.

Die Zeichen müssen verständlich, auch nicht gar zu weit hergesucht werden; sie müssen von Dingen hergenommen seyn, die allgemein bekannt sind, nicht aus Gegenständen einer besondern Lebensart, am allerwenigsten aus solchen, womit allein die geringste Klasse der Menschen sich beschäfftiget, sondern aus solchen, die etwas Schätzbares, etwas Edles haben; aus den Wirkungen der Natur, aus Nationalgeschäfften, aus allgemeinen menschlichen Verrichtungen, aus Künsten und Wissenschaften, die etwas Allgemeines und Edles haben.

In Ansehung ihres Gebrauchs muß man auf die Ursache, die sie hervorbringt, sehen. Wie die Noth nirgend ein Gesetz erkennt, so ist es auch hier. Wo sie aus Noth gebraucht werden, da sind sie unvermeidlich, und in diesen Fällen dienen allein die vorhergehenden Anmerkungen. Nur muß man diese Noth nicht zur Tugend machen wollen. Immer Zeichen, anstatt der Sache selbst gebrauchen, erweckt in die Länge Eckel, und macht Ermüdung. Man würde abgeschmackt werden, wenn man allezeit in Tropen reden wollte.

Brau-

Braucht man die Tropen in der zweyten Absicht, so
t man sich vornehmlich vor der Weichlichkeit und der
ppigkeit in ihrem Gebrauch, die im Grunde eine blos
ndische Ziererey ist, in Acht zu nehmen. Alles geradezu
gen, ist freylich oft grob, oft anstößig, und manchmal
leidigend: aber auch immer viel verblümt zu seyn, als
s zu schmücken oder zu beräuchern, ist vielleicht noch
idriger. Wenigstens können männliche, freye Seelen
er die erstere, als diese Ausschweifung vertragen. Es
ebt Leute, die so übertrieben zärtlich sind, daß sie bald
ar nichts mehr mit ihrem Namen nennen dürfen, klein-
müthige, kindische, aller Nerven beraubte Seelen, die
berall etwas finden, das ihnen Scheu macht, Sybariten
es Geschmacks. Solche Seelen verräth ein ausschwei-
ender Gebrauch schonender Tropen.

Auch in der dritten Absicht muß man sich vor der
Unmäßigkeit hüten, welche hier allzugroße Heftigkeit ver-
räth, so wie die vorhergehende zu viel Weichlichkeit an-
zeiget. So wie ein Mensch, der nichts ohne Fechten mit
Händen und Füßen sagen kann, und die Erzählung der
gleichgültigsten Dinge mit den seltsamsten Verdrehungen
begleitet, abgeschmackt wird, so wird es auch der, wel-
cher beständig in verstärkenden Tropen spricht, und zum
Theil auch der, welcher ohne überhäufte Menge derselben
sie übertreibt. Man muß hier die besondere Absicht, in
welcher man spricht oder schreibt, genau vor Augen ha-
ben, und die Lage, nebst dem Charakter der Personen,

 für

für welche man schreibt, damit man die allein untadelhafte Mittelstraße zu wählen im Stande sey.

Auch in der vierten Absicht kann der Gebrauch der Tropen gar sehr übertrieben werden. Dieses scheinet besonders seit einigen Jahren in Deutschland aufzukommen, wo zu befürchten ist, daß man, wie ehedem in Griechenland und Rom, auf den ausschweifenden, sophistischen und rhetorischen Geschmack des Schönschreibens verfalle, ohne zuvor, wie bey jenen Völkern geschehen, jemals die schöne Einfalt der Natur erreicht zu haben. Man kann von gewissen Gegenden Deutschlands bald keine deutsche Schrift von Geschmack lesen, wo nicht die Tropen, die am sparsamsten als feine Würze sollten gebraucht werden, in der größten Verschwendung vorkommen. Insonderheit scheinet man sich in diejenige verliebt zu haben, die von den zeichnenden Künsten hergenommen werden. Man hört von nichts, als von der Grazie, dem Contour, dem Colorit, dem schönen Ideal u. d. gl.

Man muß also nicht nur überhaupt im Gebrauch der Tropen sich zu mäßigen wissen, sondern auch in der Wahl desselben alles Affektirte, alle Ueppigkeit und asiatische Zärtlichkeit vermeiden. Die griechischen Grammatiker haben mit einer übertriebenen Genauigkeit die Gattungen der Tropen auseinander gesetzt. Wir überlassen jedem Liebhaber, der hievon Unterricht haben will, die Mühe, sie bey jenen Schriftstellern nachzusuchen. Was von besondern Tropen uns anmerkungswürdig geschienen, ist in folgenden §§. zu finden.

Von

Von den Tropen insbesondere.

§. 40.

Von der Allegorie.

Die Allegorie ist ein natürliches Zeichen, oder ein Bild, in so fern es an die Stelle der bezeichneten Sache gesetzt wird. In der Rede — wie in andern Künsten — werden aus mancherley Absichten Gegenstände dargestellt, durch welche andre Dinge vermittelst der Aehnlichkeit, die sie mit jenen Gegenständen haben, können erkannt werden. Das bekannte Sprichwort: **Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm**, stellt uns einen Gegenstand aus der körperlichen Welt vor, durch welchen wir eine andre Sache errathen sollen; nämlich, daß Kinder gemeiniglich nach den Aeltern arten. Wenn das Bild und das Gegenbild zugleich dargestellt werden, so hat man eine **Vergleichung** oder ein **Gleichniß**; wird aber das Gegenbild ganz weggelassen, so hat man die **Allegorie** (*).

§. 41.

Von den Eigenschaften der Allegorie.

In jeder Allegorie liegt ein Bild, aus welchem die Sache, die man sagen will, bestimmt und mit Vortheil

(*) Auf wie mancherley Weise die Verwechslung des Bilds mit seinem Gegenbild veranlasset werde; und aus welchen Absichten die Allegorie zu gebrauchen sey, ist im vorgehenden §. insgemein gesagt worden. — Man sehe auch Art. **Allegorie**.

kann erkannt werden. Bestimmt und mit Gewißheit; weil sonst die Allegorie ein Räthsel: mit Vortheil; weil sie sonst unnütz wäre. Daher entstehen die zwey wesentlichen Eigenschaften der Allegorie: die genaue Aehnlichkeit zwischen dem Bild und dem Gegenbilde; damit dieses durch jenes sich dem Verstande sogleich darstelle; und die ästhetische Kraft des Bildes, durch deren besondere Beschaffenheit die Art der Allegorie bestimmt wird (*).

Außer diesen wesentlichen Eigenschaften der allegorischen Bilder muß die Allegorie noch zwey andre haben; sie muß weder zu weit getrieben, noch einen Zusatz zu dem eigentlichen Ausdruck haben. Beydes giebt ihr etwas Ungereimtes. Die Alten haben den menschlichen Körper die kleine Welt (**) genannt. Die Allegorie ist richtig; wer sie aber so brauchen wollte, daß er die Aehnlichkeit über die wesentlichen Theile der Vergleichung ausdehnte; wer dieser kleinen Welt ihre Planeten, Berge und Thäler, Einwohner geben wollte, der würde die Allegorie ins Lächerliche ausdehnen. So könnte man die fürtrefliche Allegorie des Plato, in welcher die Leidenschaften mit Pferden, die vor einen Wagen gespannt sind, die Vernunft aber mit dem Kutscher verglichen werden, durch die weite Ausdehnung gänzlich verderben; denn weder die Teichsel des Wagens, noch dessen Räder, noch andre in dem Bild vorkommenden Theile, haben ihr Gegenbild in der

(*) S. Art. Bild.

(**) Microcosmus.

r Seele. Es ist demnach bey jeder Allegorie wohl in
cht zu nehmen, daß diese Nebensachen, denen im Ge-
nbild nichts entspricht, entweder gar nicht genannt, oder
ch nicht mit Nachdruck angezeiget werden.

Ein eben so ungeschickter Fehler ist es, wenn die Al-
gorie nur halb ausgeführt wird, und sich mit dem ei-
entlichen Ausdruck endiget. Pope sagt ganz fürtrefflich:
Trinke mit vollen Zügen aus der Pierischen Quelle,
der lasse sie ungekostet. Hier berauschen mäßige
üge, und nur ein starkes Trinken macht wieder
üchtern (*). Wie lächerlich wäre es, wenn man diese
llegorie so endigen wollte: Hier berauschen mäßige
Züge, aber ein starkes Trinken vollendet die
Gründlichkeit der Erkenntniß?

Endlich muß das Bild rein, und nicht aus mehrern
Gegenständen zugleich zusammengesetzt seyn. Eine Sache
önnte durch mehr als ein Bild dem anschauenden Er-
enntniß vollkommen dargestellt werden; aber die Vermi-
chung zwey solcher Bilder in eins macht verwirrt. Man
nuß nicht, wie sich Quintilian ausdrückt (**), mit
Sturm anfangen, und mit Feuerflammen aufhören. Die-
ses ist von der Beschaffenheit der Allegorie zu merken.

(*) Drink deep or taste not the pierian spring
There shallon draughts intoxicates the brain
And drinking largely sober us again.
Essay on Criticism. v. 218.

(**) Instit. Or. VIII. 6. 50.

§. 42.

Von den Quellen der Allegorie.

Die Quellen, woraus sie geschöpft wird, sind die Natur, die Sitten und Gebräuche der Völker, die Wissenschaften und Künste: das Mittel aber, sie aus diesen Quellen zu schöpfen, ist der Witz. Wie der menschliche Körper ein Bild der Seele ist, so ist überhaupt die sichtbare Natur ein Bild der Geisterwelt; von allem, was in dieser vorhanden ist, findet sich in jener etwas ähnliches. Die vollkommenste Allegorie, die außer der Sinnlichkeit verschiedene ästhetische Kräfte vereiniget, bietet sich einem scharfsinnigen Beobachter der Natur an, der nicht blos bey dem Aeußerlichen stehen bleibt, sondern in das Unsichtbare der Körperwelt eindringen kann. Die neuern Geschichtschreiber der Natur haben den unermeßlichen Schauplatz derselben uns in einer Ordnung und Klarheit vor Augen gelegt, die den Alten unbekannt gewesen. Aber nur die, so Philosophen sind, können auf diesem Feld ärnten, und ihnen wird es nicht schwer, in diesem Stück die Alten weit zu übertreffen.

Die Sitten und Gebräuche sind vornehmlich die Quelle, woraus die leichtere Gattung der Allegorie, die hauptsächlich die Kürze und Faßlichkeit zur Absicht hat, kann geschöpft hat. — Die Gebräuche der noch halb rohen Völker haben insonderheit noch sehr viel Bedeutendes, das gute Allegorien darbietet (*).

Die

(*) S. Art. Allegorie.

Die Wissenschaften, und vorzüglich die Künste, die los mit körperlichen Dingen umgehen, enthalten endlich inen großen Reichthum von Sachen, die zur Allegorie ienlich sind. Sie sind dazu um so viel geschickter, je ekannter sie sind, und je leichter sie insgemein können efaßt werden. Wer die Verrichtungen der Künstler und ie Werke der Kunst in der Absicht, das, was darinn beeutend seyn kann, zu bemerken, genau betrachten wollte, er würde Rednern gute Dienste leisten können.

Man ziehe überhaupt aus diesen Anmerkungen die Lehre, daß das Studium der Naturlehre, der Sitten und Gewohnheiten vieler Völker, der Wissenschaften und Künste, einen sehr vortheilhaften Einfluß, nicht nur auf die Erfindung der Materie, sondern auch auf den glücklichen Ausdruck habe.

§. 43.

Von der Metapher.

Metapher, die Bezeichnung eines Begriffs durch einen Ausdruck, der die Beschaffenheit eines uns vorgehaltenen Gegenstandes durch etwas ihr Aehnliches, das in einem andern Gegenstand vorhanden ist, erkennen läßt.

Sie ist von der Allegorie darinn unterschieden, daß diese das Bild, aus dessen Aehnlichkeit mit einem andern wir dieses andere erkennen sollen, uns allein vorhält, da bey der Metapher beyder zugleich erwähnt wird. Wenn man sagt, **der Verstand sey das Auge der Seele**, so

so spricht man in einer Metapher, weil man die Beschaffenheit der Sache, die schon genannt worden, nämlich des Verstandes durch die Aehnlichkeit, die er mit dem Auge hat, zu erkennen giebt; sagte man aber von einem Menschen: sein scharfes Auge wird ihm die Beschaffenheit der Sache nicht verkennen lassen; so ist dieser Ausdruck, genau zu reden, allegorisch; weil der Gegenstand, der hier den Namen des Auges bekömmt, nicht genennet worden ist. Man nimmt es aber nicht immer so genau, und giebt fast allen kurzen Allegorien den Namen der Metaphern (*).

Von der Vergleichung unterscheidet sich die Metapher dadurch, daß die Form oder Wendung des ganzen Ausdrucks der Metapher die Vergleichung nicht ausdrücklich anzeiget. Wenn man sagte: der Verstand ist gleichsam das Auge der Seele; so wäre dieses eine kurze Vergleichung.

Also sind Allegorie, Vergleichung und Metapher nur in der Form verschieden; alle gründen sich auf Aehnlichkeit, und die Gründe, worauf ihre Gründe, worauf ihre Richtigkeit, ihre Kraft und ihr ganzer Werth beruhet, sind dieselben (**).

Hier

(*) Die Sprachlehrer sagen insgemein, die Allegorie sey eine ausgedehnte oder fortgesetzte Metapher: richtiger und dem Ursprung dieser Dinge gemäßer würde man sagen, die Metapher sey eine kurze und im Vorbeygang angebrachte Allegorie. Denn diese ist eher, als die Metapher gewesen.

(**) S. Art. Metapher.

Hier ist anzumerken, daß die Metapher, wegen ih-r Kürze, da sie meistentheils mit einem einzigen Worte usgedrückt wird, von schnellerer Wirkung ist, als andere ilder. Man findet, daß sie der Rede eine ungemeine ebhaftigkeit giebt, und aus einer bey ihrer Richtigkeit ockenen Zeichnung ein Gemälde macht. Schon dadurch lein kann ein sonst blos philosophischer Vortrag ästhetisch erden; weil er bey einer genauen Entwicklung der Gedanken die Einbildungskraft und überhaupt alle untern Vorstellungskräfte in beständiger Beschäfftigung unterhält, nd die Rede aus einem einförmigen, blos fruchtbaren Kornfeld, in eine nicht weniger fruchtbare, aber durch ausend abwechselnde Blumen reizende Flur verwandelt.

§. 44.

Ueber den Gebrauch und Mißbrauch der Metapher.

Es kann nützlich seyn, wenn wir hier über die bey dem Gebrauch der Metapher nöthige Behutsamkeit und Ueberlegung einige Hauptanmerkungen machen.

Aristoteles hat angemerkt, daß die Metapher auf eine vierfache Weise fehlerhaft wird.

1. Wenn sie nicht richtig, das ist, wenn keine wirkliche Aehnlichkeit zwischen dem Bild und dem Gegenbild ist.

2. Wenn sie (bey ernsthaftem Gebrauch) etwas Komisches hat, das ist, wenn das Bild und das Gegenbild einen lächerlichen Kontrast ausmachen.

3. Wenn sie zu hoch oder schwülstig ist.

4. Wenn sie dunkel und zu weit hergeholt ist.

5. Wenn sie abgenutzt oder so sehr gewöhnlich ist, d[aß] man ohne das Bild sich das Gegenbild dabey unmittelb[ar] vorstellt. — Dieses bezieht sich auf ihre Beschaffenheit.

Ihr Gebrauch ist fehlerhaft:

1. Wenn man sie bey zu gemeinen Begriffen und [Ge]danken anwendet.

2. Wenn sie zu sehr angehäuft werden.

Man trifft fast in allen Sprachen durchgehends a[n]genommene Metaphern an, die einen oder mehrere der e[r]wähnten fünf Fehler an sich haben. Denn da sie oft au[s] Noth entstanden, oder von seltenen Umständen ihren U[r]sprung bekommen haben, so konnten sie freylich nicht im[]mer überlegt, nicht immer nach der strengsten Aehnlichk[eit] der Vorstellungen abgepaßt seyn. Vor dergleichen Met[a]phern, wenn sie gleich in der gemeinen Rede vollgülti[g] sind, hütet man sich in den Werken des Geschmacks.

Hier ist auch anzumerken, daß nicht alle auf fremde[m] Boden erwachsene Metaphern in jeden andern können ve[r]pflanzt werden, wenn sie gleich noch so richtig und schö[n] wären. In warmen Ländern, wo Frost, Schnee und Ei[s] völlig unbekannte Dinge sind, könnte keine aus den Spra[]chen kalter Länder von ihnen hergenommene Metapher ge[]braucht werden, und auch umgekehrt. Dieses bedarf kei[]ner Ausführung.

So kann auch eine kühne Metapher in der Sprache
ines kaltblütigen Volkes sehr schwülstig seyn, die unter
Völkern von mehr erhitzter Einbildungskraft nichts außer-
rdentliches hat. Hierüber verdient folgende Anmerkung
ines scharfsinnigen Kopfes erwogen zu werden. „Der
Grund, sagt er, der kühnen Wortmetaphern lag in der
rsten Erfindung: aber wie? wenn spät nachher, wenn
chon alles Bedürfniß weggefallen ist, aus bloßer Nach-
hmungssucht, oder Liebe zum Alterthum, dergleichen
Wort- und Bildergattungen bleiben? und gar noch aus-
gedehnt und erhöhet werden? Denn, o denn wird der er-
habne Unsinn, das aufgedunstene Wortspiel daraus, was
es im Anfang eigentlich nicht war. Dort wars kühner,
männlicher Witz, der denn vielleicht am wenigsten spielen
wollte, wenn er am meisten zu spielen schien; es war rohe
Erhabenheit der Phantasie, die solch Gefühl in solche
Worte herausarbeitete; aber nun im Gebrauch schaler
Nachahmer, ohne solches Gefühl, ohne solche Gelegenheit
— Ach! Ampullen von Worten ohne Geist.“ (*)

Wir haben es unter die Fehler der Metapher gerech-
net, wenn sie gar zu gemein oder schon abgenutzt ist.
Da man aber unter solchen Metaphern einige von großer
Kraft und Schönheit antrifft; so ist ihr Gebrauch nicht
zu verwerfen, wenn man nur dem gar zu Gewöhnlichen
darinn durch irgend eine gute Wendung einen neuen

Schwung

(*) Herder über den Ursprung der Sprache S. 115.

Schwung giebt, oder die Metapher weiter, als gewöh[n]lich, ausdehnet, und eine kurze Allegorie daraus mach[t.] So hat Euripides eine gar sehr gemeine Metapher be[y]nahe bis zum Erhabenen erhöhet, da er den Orestes, u[m] seinen Pylades von dem Opfermesser zu retten, sag[en] läßt: „Ich bin der Eigenthümer und Schiffer dieses Fahr[-]zeuges von Widerwärtigkeiten; er fährt nur aus Gese[l]ligkeit für mich mit." (*)

Dieses Beyspiel führt mich auf den Gedanken, da[ß] in manchen Fällen die Ueberzeugung am kürzesten u[nd] sichersten durch glückliche Metaphern zu erreichen se[y.] Der Fall muß statt haben, wo die Ueberzeugung von an[-]schauender Erkenntniß, oder von Betrachtung ähnlich[er] Fälle abhängt, wo es zu schwer oder zu subtil wäre, de[n] Beweis zu entwickeln. Die Metapher vertritt da die Ste[lle] der Induktion, und setzt einen sehr in die Augen leuch[-]tenden, an die Stelle eines schwerer zu fassenden, abe[r] ähnlichen Falles.

Dieses verdienet noch angemerkt zu werden, daß di[e] Metapher, um ganz vollkommen zu seyn, auch in dem Ton der Materie, wo sie gebraucht wird, müsse gestimmt, — auch dem Grade der Begeisterung, in dem man schreibt, müsse angemessen seyn. (**)

§. 45

(*) Iphig. in Taur. vs. 600. 601.

(**) S. Art. Metapher.

§. 45.

Von der Metonymie.

Metonymie ist ein Tropus, in welchem eine Sache nicht mit ihrem eigentlichen Namen, sondern mit dem Namen einer Sache, die ihr auf gewisse Weise angehöret, genannt wird. Es giebt eine große Menge solcher Namensverwechslungen, davon wir die vornehmsten nur anführen wollen.

1. Die Verwechslung der Ursache und Wirkung; z. B. die Feder für die Schrift selbst. Der lateinische Ausdruck stylum vertere, für ausbessern oder auslöschen, was man geschrieben hat. Hier wird die Ursache genannt, und die Wirkung verstanden. Wenn **Ovidius** sagt:

Nec habet Pelion *umbras*.

so will er sagen, er, der Berg, sey kahl von Bäumen. Also nennet er die Wirkung, und versteht die Ursache.

2. Die Verwechslung des Behältnisses einer Sache mit der Sache selbst. **Er liebt die Flasche**, d. i. den in der Flasche enthaltenen Wein. **Der Himmel freuet sich**, d. i. die Seligen des Himmels.

3. Mit dieser ist die Verwechslung des Ortes mit der Sache fast einerley. Wenn man sagt: dieß ist die Anatomie, d. i. das Gebäude, auf welchem die Anatomie gelehrt wird.

4. Die Verwechslung der Sache mit dem willkührlichen Zeichen derselben. Z. B. der **Preußische Adler**, der **Preußische Zepter**, anstatt das Preußische Reich.

5. Ein

5. Einen Theil des Leibes, um eine Eigenschaft des Gemüths anzuzeigen. Ein gutes Herz, ein seichtes Gehirn.

6. Der Name des Besitzers einer Sache für die Sache selbst. Jam proximus ardet Ucalegon. Ein Friedrichs d'or. Ein Philipp.

Es giebt aber außer diesem noch viel andre Wortverwechslungen, die wir einem müßigen Grammatiker herzuzählen, und wenn er will, auch mit ihren besondern griechischen Namen zu belegen, überlassen.

§. 46.

Von der Ironie oder dem Spott.

Die Ironie braucht man, um Personen oder Sachen lächerlich zu machen. Sie besteht darinn, daß man etwas spricht, das unter dem unmittelbaren Schein des Beyfalls oder Lobes, gerade das Gegentheil bewirkt. Cicero speißte bey einem gewissen Damasippus, der seinen Gästen ziemlich schlechten und noch jungen und ben den Wein vorsetzte. „Trinken Sie doch, meine Herren, sagte der Wirth, es ist vierzigjähriger Falerner.“ Cicero kostet ihn und sagt: In der That, der hat ein gesundes und frisches Alter (*). Dieß ist Ironie oder Spott. Denn unter dem Schein, das vorgegebene Alter des Weines zu bestätigen, sagt er gerade das Gegentheil, um den Wirth desto lächerlicher zu machen.

Di

(*) Bene fert aetatem. Macrob. Sat. L. II. C. 3.

Die Ironie (oder Spott in eben dem Sinn genommen) ist eine besondere Art des Scherzes, der aus Zweydeutigkeit entsteht. Man giebt Beyfall oder Lob, wo man tadeln will; man stellt sich ernsthaft, wo man lachen, dumm, wo man witzig seyn will.

Der Spott ist von vielerley Art oder Kraft. Der gemäßigte Spott, der ohne ernstlichere Absichten blos zur Belustigung dienet, um ernsthaften Geschäfften und Unterredungen etwas Fröhliches zu geben. Er bewirkt blos ein sanftes Lächeln, und warnet die, gegen welche er gerichtet ist, mehr freundschaftlich, als drohend. Dergleichen mischte Sokrates sehr häufig in seine Gespräche, indem er sich stellte, als ob er denen, die er belehren wollte, in ihren ganz unrichtigen Begriffen völlig beypflichtete.

Lustig ist der Spott, wenn man blos scherzet, ohne beleidigen zu wollen. Als Cicero seinen Schwiegersohn Lentulus, der ein kleiner Mann war, mit einem großen Degen an der Seite sah, fragte er: **wer mag meinen Schwiegersohn an dieß Schwert angebunden haben?** Ueber solchen Spott, besonders wenn die Sache etwas übertrieben ist, und man merkt, daß es auf keine wirkliche Beschimpfung abgesehen ist, lacht allenfalls der, den er trifft, auch noch mit.

Fein ist der Spott, wenn die Verstellung, die immer bey dem Spottenden ist, höchst natürlich und wahrscheinlich ist, so daß nur etwas Scharfsinnigere sie entdecken, oder wenn der Hauptbegriff, darinn eigentlich die Zwey-

schönerung der Vorstellung selbst, oder zum anschauenden Erkenntniß der Sache, nothwendig sind. Uebrigens ist zu wünschen, daß die mühsame und schwerfällige Aufzählung und Erklärung so sehr vieler Arten der Figuren, aus den für die Jugend geschriebenen Rhetoriken einmal wieder verbannt werden möchte. Diese Materie dienet zur Beredsamkeit gerade so viel, als eine scholastische Nomenklatur der Ontologie zur Erweiterung der Philosophie dienet. In der That sind die Rhetoren, die Griechenland nach dem Verfall der wahren Beredsamkeit in so großer Menge hervorgebracht hat, in Absicht auf die Beredsamkeit, gerade das, was die Scholastiker der mittlern Zeiten, in Absicht auf die Weltweisheit. Mancher gute Kopf bekömmt einen Eckel für die Beredsamkeit, wenn man ihn zwingt, die verzweifelten Namen und Erklärungen aller Figuren auswendig zu lernen, und ihm dabey sagt, daß dieses zur Erlernung der Beredsamkeit gehöre.

Indessen wollen wir doch die vornehmsten Arten derselben in besondern §§. etwas umständlicher betrachten.

Von den Figuren insbesondere.

§. 49.

Antithese.

Ist eine rednerische Figur, mit der man behutsam umgehen muß. Sie ist von dem beschriebenen Gegensatz oder Gegentheil so unterschieden, wie die Metapher von dem Gleichniß. Denn wie in dem Gleichniß sowohl

das

Der Gebrauch der Hyperbel ist jedem Affekt natürlich. Die Furcht vergrößert das Uebel, wie die Freude das Gute, und die Liebe macht eine mäßige Schönheit zu himmlischem Reiz. Die hyperbolische Sprache, oder die, da solche Vergrößerungen häufig vorkommen, dienet zur natürlichen Bezeichnung der Affekte und der lebhaften Charaktere. Also ist in Reden, die voll Affekt sind, die Hyperbel ganz natürlich, und thut, wenn sie in wichtigen Materien gebraucht wird, große Wirkung auf das Gemüthe (*).

Es ist kaum eine dem Affekt unterworfene Art der Rede, darinn die Hyperbel nicht statt hat. Sie reizt die Aufmerksamkeit durch das Neue, Große und Ungewöhnliche; sie setzt in Affekt, weil sie aus dem Affekt entsteht. Sie kann aber auch zu Verstärkung des Lächerlichen dienen, weil sie lächerlich wird, wenn sie bey geringen Gegenständen gebraucht wird.

Aber die Menge der Hyperbeln, die man hinter einander gebraucht, kann die Rede ganz frostig machen. Sie sind eine Würze, die mit sparsamer Hand einzustreuen ist. Eigentlich thun sie ihre Wirkung nur alsdenn, wenn die Wärme der Empfindung sie gleichsam erpreßt; sie müssen aus dem Herzen, und nicht aus dem Verstande kommen; sobald man etwas Gesuchtes dabey merkt, werden sie widrig. Diese schlimme Eigenschaft bekommen sie, wenn

(*) Cicero in Ant. Philipp. 2. item pro lege manil.

wenn sie bey unwichtigen Gegenständen gebraucht werden. Es geht aber einigen Hyperbeln, so wie einigen Metaphern. Durch den allgemeinen Gebrauch verlieren sie ihre Eigenschaft, und sinken in die Ordnung des gemeinen Ausdrucks herab (*).

Von dem verblümten Ausdruck oder den Figuren.

§. 48.

Ueber den Ursprung und Gebrauch der Figuren insgemein.

Figur ist eine besonders sich auszeichnende, eine eigene Form annehmende Art sich auszudrücken, der Ausdruck bestehe in einem einzigen Wort, oder einer ganzen Redensart. Jeder Ausdruck, der wegen seiner guten Art verdient, mit einem besondern Namen genannt zu werden, ist eine Figur, das ist, eine eigene Gestalt der Rede.

Nach-

(*) Homer erkläret uns die Beschaffenheit der Hyperbel mit folgenden Worten: Ein Gegenstand, der in Ansehung seines Umfangs außerordentlich ist, entweder sehr groß oder sehr klein in seiner Art, setzt uns in Erstaunen; und diese Bewegung, die gleich allen andern Bewegungen der Seele nach ihrer Befriedigung strebt, dringt uns einen Augenblick die Vorstellung auf, daß der Gegenstand größer oder kleiner sey, als er wirklich ist; und eben diese Wirkung findet auch bey dem figürlich Großen oder Kleinen statt. Daher kömmt die Hyperbel, welche diese augenblickliche Ueberzeugung ausdrückt. K. 20. S. 273.

Nachdem man einmal angefangen hatte, über die Sprache der Redner und Dichter nachzudenken, um den Ursprung der verschiedenen Annehmlichkeiten des Nachdrucks und der Hoheit derselben zu entdecken, hat man bald angemerkt, daß gewisse Formen oder besondere Beschaffenheiten des Ausdrucks, eine besondere Wirkung thun. Damit man nun die verschiedenen Arten der Formen von einander unterscheiden konnte, so mußte man die vornehmsten mit besondern Namen bezeichnen, die eine eine Ausrufung, die andere eine Wiederholung, die dritte anders nennen. Dieß ist der Ursprung der Lehre von den Figuren, worüber die Lehrer der Sprache und der Beredsamkeit so viel geschrieben haben (*).

Die Erfindung der Figuren dürfen wir eben keiner überlegten Kunst zuschreiben. Sie sind vermuthlich alle so alt, als die Sprachen selbst. Der Affekt, das Feuer des Redners, seine Begierde nachdrücklich zu seyn, seine Begriffe sinnlich darzustellen, und zum Theil der Mangel der Sprache, haben sie natürlicher Weise ohne Ueberlegung hervorgebracht. Denn eigentlich ist jede Art zu reden, jedes Wort, in so fern es außer seiner Bedeutung, außer dem Sinn, etwas an sich hat, das aus dem Affekt der redenden Person entsteht, eine Figur.

Hier erinnern wir überhaupt, daß sie entweder zur Lebhaftigkeit des Mechanischen im Ausdruck, oder zur Ver-

(*) S. Art. Figur.

schönerung der Vorstellung selbst, oder zum anschauenden Erkenntniß der Sache, nothwendig sind. Uebrigens ist zu wünschen, daß die mühsame und schwerfällige Aufzählung und Erklärung so sehr vieler Arten der Figuren, aus den für die Jugend geschriebenen Rhetoriken einmal wieder verbannt werden möchte. Diese Materie dienet zur Beredsamkeit gerade so viel, als eine scholastische Nomenklatur der Ontologie zur Erweiterung der Philosophie dienet. In der That sind die Rhetoren, die Griechenland nach dem Verfall der wahren Beredsamkeit in so großer Menge hervorgebracht hat, in Absicht auf die Beredsamkeit, gerade das, was die Scholastiker der mittlern Zeiten, in Absicht auf die Weltweisheit. Mancher gute Kopf bekömmt einen Eckel für die Beredsamkeit, wenn man ihn zwingt, die verzweifelten Namen und Erklärungen aller Figuren auswendig zu lernen, und ihm dabey sagt, daß dieses zur Erlernung der Beredsamkeit gehöre.

Indessen wollen wir doch die vornehmsten Arten derselben in besondern §§. etwas umständlicher betrachten.

Von den Figuren insbesondere.

§. 49.

Antithese.

Ist eine rednerische Figur, mit der man behutsam umgehen muß. Sie ist von dem beschriebenen Gegensatz oder Gegentheil so unterschieden, wie die Metapher von dem Gleichniß. Denn wie in dem Gleichniß sowohl

das

as Bild, als das Gegenbild, jedes besonders beschrie-
en, in der Metapher aber beyde in einen Gegenstand
ereiniget werden, so werden durch das Gegentheil beyde
Gegenstände besonders dargestellt, in der Antithese aber
verden sie in einen einzigen Gedanken verbunden, oder
er Gegensatz wird gleichsam nur im Vorbeygang berührt.
Ein solcher Gegensatz liegt in folgenden Worten: Volui-
ur ille vomens *calidum* de pectore flumen *frigidus* (*).
Da die Wörter calidum und frigidus einander entgegen-
gesetzt werden.

Die ganze Schreibart mit solchen kleinen Gegensätzen
gleichsam zu verbrämen, wie so viele französische Schrift-
steller thun, ist eine dem guten Geschmack ganz zuwider-
laufende Sache. Die Menge kleiner Gegensätze macht,
daß man nicht Zeit hat, auf den Zusammenhang der Ge-
danken Achtung zu geben; indem die Aufmerksamkeit of-
fenbar von der Hauptsache abgezogen, und nur auf ein-
zele Redensarten gelenkt wird.

Mit Verstand und am rechten Ort angebracht, thut
diese Figur fürtreffliche Wirkung, wie z. B. in dieser
Stelle des Horaz:

— — qui *fragilem* truci
Commisit pelago ratem.

Man findet sogar, daß bisweilen eine ganze Reihe solcher
Gegensätze von großen Meistern gebraucht werden, wo-

 von

(*) Aen. IX. 414.

dunkelheit liegt, ohne Schaffsinn nicht zu merken i
Frostig aber, oder stumpf ist er, wenn er nicht trifft od
nicht haftet; wenn das, was man damit lächerlich od
verächtlich machen will, es nicht ist, oder sich doch dur
den Spott nicht so zeiget.

Sobald man aber die Absicht hat, Personen und Sa
chen verächtlich zu machen, wird der Spott schon beißen
auch wohl bitter, wenn man gewahr wird, daß der Spo
tende etwas aufgebracht ist.

Es ist schwerlich irgend ein Mittel, einen Menschen,
der es verdienet, der Verachtung lebhafter auszusetzen, al
der Spott. Wer die Gabe zu spotten in einem etwas be
trächtlichen Grade hat, kann Narren und Bösewichten
sehr furchtbar werden. Darum gehört sie auch unter di
schätzbaren Talente der Redner, zugleich aber unter die ge
fährlichen Waffen, von denen ein höchst schädlicher Mis
brauch kann gemacht werden (*).

§. 47.

Von der Hyperbel.

Hyperbel kann man die Vergrösserung nennen, weil
sie das, was man ausdrücken will, über die eigent
liche Wahrheit vergrößert.

Der

(*) Quintilian sagt von der Ironie, als einem Tropus: In eo vero genere, quo contraria ostenduntur, Ironia est: illusionem vocant, quae aut pronuntiatione intelligitur, aut persona aut rei natura. Nam siqua earum verbis dissentit, adparet, diuersam esse orationi voluntatem. L. VIII. C. VI.

Der Gebrauch der Hyperbel ist jedem Affekt natürlich. Die Furcht vergrößert das Uebel, wie die Freude das Gute, und die Liebe macht eine mäßige Schönheit zu himmlischem Reiz. Die hyperbolische Sprache, oder die, da solche Vergrößerungen häufig vorkommen, dienet zur natürlichen Bezeichnung der Affekte und der lebhaften Charaktere. Also ist in Reden, die voll Affekt sind, die Hyperbel ganz natürlich, und thut, wenn sie in wichtigen Materien gebraucht wird, große Wirkung auf das Gemüthe (*).

Es ist kaum eine dem Affekt unterworfene Art der Rede, darinn die Hyperbel nicht statt hat. Sie reizt die Aufmerksamkeit durch das Neue, Große und Ungewöhnliche; sie setzt in Affekt, weil sie aus dem Affekt entsteht. Sie kann aber auch zu Verstärkung des Lächerlichen dienen, weil sie lächerlich wird, wenn sie bey geringen Gegenständen gebraucht wird.

Aber die Menge der Hyperbeln, die man hinter einander gebraucht, kann die Rede ganz frostig machen. Sie sind eine Würze, die mit sparsamer Hand einzustreuen ist. Eigentlich thun sie ihre Wirkung nur alsdenn, wenn die Wärme der Empfindung sie gleichsam erpreßt; sie müssen aus dem Herzen, und nicht aus dem Verstande kommen; sobald man etwas Gesuchtes dabey merkt, werden sie widrig. Diese schlimme Eigenschaft bekommen sie, wenn

---

(*) Cicero in Ant. Philipp. 2. Item pro lege manil.

wenn sie bey unwichtigen Gegenständen gebraucht werden. Es geht aber einigen Hyperbeln, so wie einigen Metaphern. Durch den allgemeinen Gebrauch verlieren sie ihre Eigenschaft, und sinken in die Ordnung des gemeinen Ausdrucks herab (*).

Von dem verblümten Ausdruck oder den Figuren.

§. 48.

Ueber den Ursprung und Gebrauch der Figuren insgemein.

Figur ist eine besonders sich auszeichnende, eine eigene Form annehmende Art sich auszudrücken, der Ausdruck bestehe in einem einzigen Wort, oder einer ganzen Redensart. Jeder Ausdruck, der wegen seiner guten Art verdient, mit einem besondern Namen genannt zu werden, ist eine Figur, das ist, eine eigene Gestalt der Rede.

Nach-

(*) Homer erkläret uns die Beschaffenheit der Hyperbel mit folgenden Worten: Ein Gegenstand, der in Ansehung seines Umfangs außerordentlich ist, entweder sehr groß oder sehr klein in seiner Art, setzt uns in Erstaunen; und diese Bewegung, die gleich allen andern Bewegungen der Seele nach ihrer Befriedigung strebt, dringt uns einen Augenblick die Vorstellung auf, daß der Gegenstand größer oder kleiner sey, als er wirklich ist; und eben diese Wirkung findet auch bey dem figürlich Großen oder Kleinen statt. Daher kömmt die Hyperbel, welche diese augenblickliche Ueberzeugung ausdrückt. K. 20. S. 273.

Nachdem man einmal angefangen hatte, über die Sprache der Redner und Dichter nachzudenken, um den Ursprung der verschiedenen Annehmlichkeiten des Nachdrucks und der Hoheit derselben zu entdecken, hat man bald angemerkt, daß gewisse Formen oder besondere Beschaffenheiten des Ausdrucks, eine besondere Wirkung thun. Damit man nun die verschiedenen Arten der Formen von einander unterscheiden konnte, so mußte man die vornehmsten mit besondern Namen bezeichnen, die eine eine Ausrufung, die andere eine Wiederholung, die dritte anders nennen. Dieß ist der Ursprung der Lehre von den Figuren, worüber die Lehrer der Sprache und der Beredsamkeit so viel geschrieben haben (*).

Die Erfindung der Figuren dürfen wir eben keiner überlegten Kunst zuschreiben. Sie sind vermuthlich alle so alt, als die Sprachen selbst. Der Affekt, das Feuer des Redners, seine Begierde nachdrücklich zu seyn, seine Begriffe sinnlich darzustellen, und zum Theil der Mangel der Sprache, haben sie natürlicher Weise ohne Ueberlegung hervorgebracht. Denn eigentlich ist jede Art zu reden, jedes Wort, in so fern es außer seiner Bedeutung, außer dem Sinn, etwas an sich hat, das aus dem Affekt der redenden Person entsteht, eine Figur.

Hier erinnern wir überhaupt, daß sie entweder zur Lebhaftigkeit des Mechanischen im Ausdruck, oder zur Ver-

(*) S. Art. Figur.

schönerung der Vorstellung selbst, oder zum anschauend
Erkenntniß der Sache, nothwendig sind. Uebrigens ist
wünschen, daß die mühsame und schwerfällige Aufzählu
und Erklärung so sehr vieler Arten der Figuren, aus d
für die Jugend geschriebenen Rhetoriken einmal wied
verbannt werden möchte. Diese Materie dienet zur B
redsamkeit gerade so viel, als eine scholastische Nome
klatur der Ontologie zur Erweiterung der Philosophie die
net. In der That sind die Rhetoren, die Griechenland
nach dem Verfall der wahren Beredsamkeit in so groß
Menge hervorgebracht hat, in Absicht auf die Beredsam
keit, gerade das, was die Scholastiker der mittlern Ze
ten, in Absicht auf die Weltweisheit. Mancher gute Kop
bekömmt einen Eckel für die Beredsamkeit, wenn ma
ihn zwingt, die verzweifelten Namen und Erklärunge
aller Figuren auswendig zu lernen, und ihm dabey sagt,
daß dieses zur Erlernung der Beredsamkeit gehöre.

Indessen wollen wir doch die vornehmsten Arten der
selben in besondern §§. etwas umständlicher betrachten.

Von den Figuren insbesondere.

§. 49.

Antithese.

Ist eine rednerische Figur, mit der man behutsam um
gehen muß. Sie ist von dem beschriebenen Gegen
satz oder Gegentheil so unterschieden, wie die Metapher
von dem Gleichniß. Denn wie in dem Gleichniß sowohl

das

das Bild, als das Gegenbild, jedes besonders beschrieben, in der Metapher aber beyde in einen Gegenstand vereiniget werden, so werden durch das Gegentheil beyde Gegenstände besonders dargestellt, in der Antithese aber werden sie in einen einzigen Gedanken verbunden, oder der Gegensatz wird gleichsam nur im Vorbeygang berührt. Ein solcher Gegensatz liegt in folgenden Worten: Volvitur ille vomens calidum de pectore flumen *frigidus* (*). Da die Wörter calidum und frigidus einander entgegengesetzt werden.

Die ganze Schreibart mit solchen kleinen Gegensätzen gleichsam zu verbrämen, wie so viele französische Schriftsteller thun, ist eine dem guten Geschmack ganz zuwiderlaufende Sache. Die Menge kleiner Gegensätze macht, daß man nicht Zeit hat, auf den Zusammenhang der Gedanken Achtung zu geben; indem die Aufmerksamkeit offenbar von der Hauptsache abgezogen, und nur auf einzele Redensarten gelenkt wird.

Mit Verstand und am rechten Ort angebracht, thut diese Figur fürtreffliche Wirkung, wie z. B. in dieser Stelle des Horaz:

— — qui *fragilem truci*
Commisit pelago ratem.

Man findet sogar, daß bisweilen eine ganze Reihe solcher Gegensätze von großen Meistern gebraucht werden, wo- von

(*) Aen. IX. 414.

schönerung der Vorstellung selbst, oder zum anschauenden Erkenntniß der Sache, nothwendig sind. Uebrigens ist zu wünschen, daß die mühsame und schwerfällige Aufzählung und Erklärung so sehr vieler Arten der Figuren, aus den für die Jugend geschriebenen Rhetoriken einmal wieder verbannt werden möchte. Diese Materie dienet zur Beredsamkeit gerade so viel, als eine scholastische Nomenklatur der Ontologie zur Erweiterung der Philosophie dienet. In der That sind die Rhetoren, die Griechenland nach dem Verfall der wahren Beredsamkeit in so großer Menge hervorgebracht hat, in Absicht auf die Beredsamkeit, gerade das, was die Scholastiker der mittlern Zeiten, in Absicht auf die Weltweisheit. Mancher gute Kopf bekömmt einen Eckel für die Beredsamkeit, wenn man ihn zwingt, die verzweifelten Namen und Erklärungen aller Figuren auswendig zu lernen, und ihm dabey sagt, daß dieses zur Erlernung der Beredsamkeit gehöre.

Indessen wollen wir doch die vornehmsten Arten derselben in besondern §§. etwas umständlicher betrachten.

Von den Figuren insbesondere.

§. 49.

Antithese.

Ist eine rednerische Figur, mit der man behutsam umgehen muß. Sie ist von dem beschriebenen Gegensatz oder Gegentheil so unterschieden, wie die Metapher von dem Gleichniß. Denn wie in dem Gleichniß sowohl

das

as Bild, als das Gegenbild, jedes besonders beschrieben, in der Metapher aber beyde in einen Gegenstand ereiniget werden; so werden durch das Gegentheil beyde Gegenstände besonders dargestellt, in der Antithese aber werden sie in einen einzigen Gedanken verbunden, oder er Gegensatz wird gleichsam nur im Vorbeygang berührt. Ein solcher Gegensatz liegt in folgenden Worten: Voluitur ille vomens calidum de pectore flumen *frigidus* (*). Da die Wörter calidum und frigidus einander entgegengesetzt werden.

Die ganze Schreibart mit solchen kleinen Gegensätzen gleichsam zu verbrämen, wie so viele französische Schriftsteller thun, ist eine dem guten Geschmack ganz zuwiderlaufende Sache. Die Menge kleiner Gegensätze macht, daß man nicht Zeit hat, auf den Zusammenhang der Gedanken Achtung zu geben; indem die Aufmerksamkeit offenbar von der Hauptsache abgezogen, und nur auf einzele Redensarten gelenkt wird.

Mit Verstand und am rechten Ort angebracht, thut diese Figur fürtreffliche Wirkung, wie z. B. in dieser Stelle des Horaz:

— — qui *fragilem* *truci*
Commisit pelago ratem.

Man findet sogar, daß bisweilen eine ganze Reihe solcher Gegensätze von großen Meistern gebraucht werden, wo-

(*) Aen. IX. 414.

ren folgendes zum Beyspiel dienen kann: Conferte hanc pacem cum illo bello; huius praetoris adventum cum illius imperatoris victoria; huius cohortem impuram cum illius exercitu invicto; huius libidines, cum illius continentia: ab illo, qui cepit, conditas, ab hoc, qui constitutas accepit, captas dicetis Syracusas (*). Aber selbst Cicero ist hier nicht ohne Tadel. Bey einer so ernsthaften Sache, als die, wovon hier geredet wird, sollte der Redner nicht Zeit haben, so viel Antithesen aneinander zu hängen. Es würde dem Tone, der hier herrschen sollte, weit angemessener gewesen seyn, wenn nicht das Einzele dem Einzeln, sondern das Ganze dem Ganzen wäre entgegengesetzt worden, wie hier: Quam (legem) non didicimus, accepimus, legimus, verum ex natura ipsa arripuimus, expressimus, hausimus.

§. 56.

Ausrufung.

Eine Figur der Rede, welche eine Art des Geschreyes ist, wodurch man die Heftigkeit einer Leidenschaft durch die Stärke des Tones an den Tag legt.

Die Sprache hat zweyerley Mittel, die Leidenschaften auszudrücken: die Worte, als bedeutende Zeichen dessen, was in uns vorgeht; und denn bloße Töne, die keine deutliche Begriffe mit sich führen, sondern blos durch die Heftig-

(*) Cicero in Verrem Orat. IV.

heftigkeit der Empfindung mechanisch ausgestoßen werden, wie die Töne O! und Ach! — In heftigen Leidenschaften bestrebt sich die Seele, ihre Empfindung auf alle mögliche Weise an den Tag zu legen, und fühlt während der Rede oft, daß die willkührlichen Zeichen dazu nicht hinreichen; daher stößt sie gleichsam solche Töne aus, die überhaupt die Heftigkeit des Gefühls natürlicher Weise anzeigen.

Die Ausrufung entspringt also ganz natürlich aus allen starken Empfindungen, sie seyen angenehm oder widrig. Die Töne, welche die Natur in solchen Umständen aus uns erpreßt, sind nach der Beschaffenheit der Empfindung verschieden. Es giebt Töne des Schmerzens, der Freude, der Bewunderung, der Verschmähung. Die deutsche Sprache ist in diesem Stück eine der ärmsten; die griechische aber die reichste. Außer dem angeführten O! und Ach! haben wir selten andere Ausrufungstöne. Die Neuern haben des Ha! zum Ausdruck des Zorns hinzugethan. Der Mangel solcher charakterisirten Töne wird bisweilen durch die Apostrophe ersetzt; wenn man plötzlich ein höheres Wesen zur Hülfe oder zum Zeugen anruft: Ihr Götter! Himmel! — oder wie Haller sagt:

O Bern! O Vaterland! O Worte!

Die Ausrufung dienet demnach, die Stärke der Leidenschaft, oder vielmehr in derselben die lebhaftesten Augenblicke, die heftigsten Stiche der Empfindung anzuzeigen, indem sie uns eine sehr lebhafte Vorstellung von

 ihrer

ihrer Gewalt giebt, die den Redenden zwingt, die ordentliche Rede in eine Art des Geschreyes zu verwandeln. Man siehet aber hieraus zugleich, daß sie in den redenden Leidenschaften nur selten vorkommen könne. Sie ist einigermaßen mit dem Blitze zu vergleichen, der während dem Rollen des Donners die Empfindung plötzlich rühret, und gleich wieder verschwindet. Sie muß nur da angebracht werden, wo die Begriffe, die in der Sprache liegen, nicht mehr hinlänglich sind, die Heftigkeit der Empfindung auszudrücken, oder wo die Empfindung so plötzlich entsteht, daß man nicht Zeit haben kann, sich auf Worte zu besinnen.

Der Redner, der in der Sprache der Leidenschaften redet, muß sich wohl in Acht nehmen, daß er die Ausrufung nicht allzusehr häufe, noch sie anderswo, als in den heftigsten Augenblicken, anbringe; denn durch den Mißbrauch derselben fällt man in das Frostige. Es ist ganz wider die Natur, daß die überwältigende Anfälle der Leidenschaft oft kommen, oder lange anhalten. Sobald man aber merkt, daß ein Redner den Mangel der Begriffe mit Ausrufen ersetzen will, so wird man kalt. Sie wirken nur alsdenn, wenn man uns so viel Verständliches von der Gemüthslage gesagt hat, daß wir die Stärke der Empfindung begreifen. Daher kommt es, daß die Ausrufung bisweilen ihre Natur ganz verändert, und ironisch wird; so wie in dieser Stelle aus Hallers Ode, über die Ehre:

O!

O! edler Lohn für meine Mühe
Wenn ich mich in der Zeitung sehe,
Bey einem Schelmen, oben an.

Diese Figur thut ihre beste Wirkung, wenn der Redner seinen Satz aufs äußerste gebracht hat, und denn dadurch alles von neuem bestätiget. Z. B. Illud queror, tam me ab iis esse contemptum, vt haec portenta, me consule potissimum cogitarent. Atque in omnibus his agris aedificiisque vendendis permittuntur Decemviris, vt vendant, quibuscunque in locis videatur. O! perturbatam rationem, o! libidinem refrenandam, o! consilia dissoluta atque perdita (*).

Ganz andere Wirkung thut es, wenn die Ausrufung der Vorstellung der Sache vorher geht. Sie bereitet den Zuhörer zu einem sehr lebhaften Ausdruck, und reizet seine Vorstellungskraft, genau auf das, was kommen soll, Achtung zu geben. Erfolget aber alsdenn nicht etwas ganz Wichtiges, so wird die Rede frostig.

§. 51.

Eingeständniß.

Eine rhetorische Figur (**), die in Beweisen und Widerlegungen mit großem Vortheil kann gebraucht werden. Wenn man nämlich merkt, daß dem Zuhörer noch

(*) Cic. II. de L. Agr.
(**) Concessio.

ein Zweifel gegen das, was man beweisen hat, übr
bleibet, der aber kann gehoben werden; so wird er de
sicherer gehoben, wenn man seine Richtigkeit oder se
Gewicht eingesteht. Zum Beyspiel kann folgende Ste
dienen (*): „Man muß in dem Staatskörper, um da
„Ganze zu erhalten, den Theil, der mit einem um sic
„fressenden Krebsschaden angesteckt ist, ganz abtrenne
„Ein harter Ausspruch; ich gestehe es. Aber viel
„härter ist dieser: Man erhalte die Nichtswürdigen, die
„Bösewichte, die Gottlosen, und vertilge dadurch die Un
„schuldigen, die guten und rechtschaffenen Bürger, die
„ganze Republik."

Etwas auf diese Art eingestehen, ist im Grund nicht
anders, als einen Schritt rückwärts thun, um desto wei
ter vorwärts zu springen. Man siehet, daß das Einge
ständniß, dura vox, der Rede eine größere Kraft giebt.
Denn wenn das schon hart ist, Böse zu bestrafen, wie
viel härter ist es nicht, Gute zu unterdrücken.

Wenn bey dem Eingeständniß noch ein Spott ist, i
wird seine Kraft noch größer, wie in folgendem Beyspiel
„Wir sind (wie du vorgiebst) in unsern Meynungen nu
„wenig und geringer Sachen halber auseinander. Ic
„bin diesem gewogen, du jenem. Freylich hat die Sac

„wein

(*) In reipubl. corpore, vt totum saluum sit, qui
quid est pestiferum amputetur. *Dura vox.* Mult
illa durior: Salui sint improbi, scelerati, impii; d
leantur innocentes, honesti, boni, tota respublic
Cic. Philip. VIII. C. 5.

„weiter nichts auf sich, als daß ich für den D. Brutus,
„du für den M. Antonius redetest“ (*).

Torquatus, der Ankläger des P. Sylla, hatte
essen Vertheidiger dem Cicero vorgeworfen, daß er herrsch-
üchtig sey, und hat ihm sogar den verhaßten Namen ei-
es Königs gegeben. Cicero zeigt die Ungereimtheit die-
er Verläumdung, und schließt mit folgendem Eingeständ-
iß: „Künftig also wirst du mich weder einen Fremdling
„noch einen König nennen: —— Es sey denn, daß dir
„dieses königlich scheine, wenn man nicht nur keinen Men-
„schen, sondern auch sogar keine Begierde über sich will
„herrschen lassen; wenn man über alle Lüste weg ist, und
„weder Geld noch Gütet, noch andere Dinge dieser Art
„vermißt; wenn man im Senat seine Meynung frey sagt,
„den Nutzen des ganzen Volks seinen Neigungen vorzieht,
„keinem Menschen aus Schwachheit nachgiebt, und sich
„sehr vielen widersetzt; — Wenn du das für königlich
„hältst; denn gebe ich mich für einen König aus“ (**).

§. 52.

(*) Parua enim mihi tecum, aut de parua re dissensio. Ego huic videlicet faveo, tu illi. Immo vero ego D. Bruto faveo, tu M. Antonio. *Cicero ead. Orat.*

(**) Neque peregrinum post haec me dixeris neque regem. Nisi forte regium tibi videtur ita viuere, vt non modo homini nemini, sed ne cupiditati vlli seruias, contemnere omnes libidines, non auri, non argenti, non caeterarum rerum indigere; in senatu sentire libere, populi vtilitati magis consulere quam voluntati, nemini cedere, multis obsistere. Si hoc putes esse regium, me regem esse confiteor. *Orat. pro P. Sylla.*

§. 52.

Anrede.

Eine Figur, deren sich der Redner bedient, seinen V[orstellungen] neue Kraft zu geben. Diese Figur be[steht] eigentlich darinn, daß die Rede plötzlich ihre Wend[ung] verläßt, und mitten in einer Erzählung oder Betracht[ung] voll Affekt eine Person anredet. Sie ist von den Gri[echen] Apostrophe, welches Wegwendung bedeutet, genan[nt] worden; weil in gerichtlichen Reden durch diese Figur d[ie] Rede von dem Richter abgewandt, und an eine ande[re] Person gerichtet wird.

Bey folgender Stelle in Virgils Beschreibung v[on] Italien:

Haec genus acre virum, Marsos pubemque Sabell[as]
Assuetumque malo Ligurem, Volscosque veruto[s]
Extulit: haec Decios, Marios, magnosque Camillos,
Scipiadas duros bello & *te maxime Caesar*! (*)

empfindet man bey der in den letzten Worten liegende[n] Anrede einen Schlag, der plötzlich die Aufmerksamkeit auf[s] neue reizt.

Die Anrede wirket überhaupt schnell und stark; ab[er] ihre Wirkung ist nach des Redners Absicht sehr verschiede[n.] Sie kann Mitleiden, Zorn, Verachtung und jeden ande[rn]

Affe[kt]

(*) Georg. L. II. 167.

fekt erwecken. Sie muß aber sparsam gebraucht wer-
n, damit sie ihre Kraft nicht verliere. — (*)

Von der Schreibart.

§. 53.

Worinn sie bestehe?

Man pflegt in den Werken des Geschmacks die Materie, oder die Gedanken von der Art sie vorzutragen oder rzustellen, zu unterscheiden, und das Letztere den Styl er die Schreibart zu nennen. Aber es ist schwer genau bestimmen, was in jedem Werk zu den Gedanken oder r Schreibart gehöre, und daher auch schwer zu sagen, orinn eigentlich die Schreibart bestehe. Daß beym chriftsteller nicht blos der Ausdruck oder die Wörter, ihre erbindung, ihr Ton und die daraus zusammengesetzten ngern oder kürzern Einschnitte und Perioden, sondern uch ein Theil der Gedanken zur Schreibart gerechnet erden müsse, wird jedermann zugeben.

Wenn wir uns vorstellen, Xenophon, Livius und Tacitus hätten einerley Stoff, die Erzählung von irgend iner Staatsveränderung zu behandeln, sich vorgenom- ien, und jeder hätte dabey die Hauptabsicht gehabt, sei- en Lesern eine wahre und richtige Vorstellung von dem

Vorfall

*) Will man von noch mehrern verschiedenen Figuren (Verborum & Sententiarum), wovon Sulzer gänz- lich schweigt, nähere Kenntniß haben, lese man nur von Quintilian das 9. B. 2. und 3. K.

Vorfall und den Ursachen desselben zu geben; so werden wir leicht begreifen, daß jeder dieser drey Männer, nicht nur in seiner Art zu erzählen, sondern auch in Anordnung der Materien, in der Wahl der Umstände, in Einführung oder Weglassung der Personen, in Erzählung ihrer Handlungen, und Ausführung ihrer Reden, seinem besondern Charakter gemäß, würde zu Werke gegangen seyn.

Xenophon würde nur das Nöthige zum klaren und einfachen Begriff der Sache, und der natürlichsten Vorstellung derselben, ohne Leidenschaft, ohne uns für oder gegen die Sache einzunehmen, erzählen.

Livius würde seinem ernsthaften, pathetischen und mit altrömischer Würde bekleideten Charakter zufolge, die Sache von der großen, wichtigen Seite vorgestellt, manchen kleinern Umstand weggelassen, manches ernsthafte Wort seinen handelnden Personen in Mund gelegt haben: so daß wir überall an den handelnden Personen die Patrioten oder die schlecht und eigennützig gesinnten Bürger würden erblickt haben.

Tacitus hätte außer den wesentlichsten Hauptsachen vornehmlich solche Umstände gewählt, die uns tief in die Herzen der handelnden Personen hätten hineinsehen lassen, nicht um sie in ihrem öffentlichen Charakter als Patrioten oder Aufrührer, sondern als gute oder schlechte Menschen zu erkennen: er würde einen Ausdruck gewählt haben, der uns geflissentlich für oder gegen die Personen hätte einnehmen sollen u. s. f.

Also würden wir sowohl in der Materie, als in der Form und in dem Ausdruck dieser drey Geschichtschreiber eines jeden besondern Charakter haben erkennen können. Dieses aber würde drey verschiedene Schreibarten verursachet haben (*). — Dieses mag hinlänglich seyn, den Begriff von dem, was man eigentlich Schreibart nennt, überhaupt zu bestimmen.

§. 54.

Wie kann man die Schreibart von dem, was nicht Schreibart ist, in einem Werke unterscheiden?

Man stelle sich bey jedem Werk die Materie oder den Stoff desselben, und den Zweck des Verfassers so genau und bestimmt als möglich ist, vor, und beurtheile jeden einzelen Gedanken, jeden Begriff, um zu entdecken, ob er wesentlich zum Stoff und zum Endzweck des Verfassers gehöre, oder doch so natürlich damit verbunden sey, daß er jedem scharfsinnigen und nachdenkenden Verfasser, dem wir itzt keinen besonders ausgezeichneten Charakter, keine merkliche Laune zuschreiben, nothwendig oder natürlich eingefallen wäre. Ist dieses, so gehört er zum Stoff und nicht zur Schreibart; finden wir ihn aber von so besonderer Art, daß er mehr aus dem besondern Charakter des Verfassers, oder aus seiner besondern Laune entstanden

(*) S. Art. Schreibart.

den ist, so müssen wir ihn zur Schreibart rechnen. Beispiele werden dieses erläutern.

Cicero sagt in seiner ersten Catilinarischen Rede unter andern Folgendes: „Da nun die Sachen so stehen „Catilina, so fahre fort, wie du angefangen; begieb dich „endlich aus der Stadt; die Thore stehen dir offen, zieh „heraus — Führ auch alle deine Anhänger mit dir heraus, wenigstens die meisten davon. Reinige die Stadt „— Unter uns kannst du nun nicht länger wohnen, das „kann ich nicht ertragen, ich will und kann es nicht leiden" (*). Das Wesentliche ist hier die ernstliche Mahnung, Catilina soll mit seinem Anhang aus der Stadt weichen; weil er nach dem, was von seinem Anschlag entdeckt worden, nicht weiter darinn könne gelitten werden. Dieser Gedanken fließt natürlicher Weise aus dem vorhergehenden, und jeder Mann von Ueberlegung, der die Sache aus dem Gesichtspunkt angesehen hätte, aus dem der Konsul sie sah, würde denselben gehabt haben. Aber die Nebengedanken: die Thore stehen dir offen; die Wiederholung: zieh heraus; der schimpfliche Vorwurf: reinige die Stadt; der letzte Zusatz: ich will und kann es nicht leiden; sind Gedanken der Schreibart, die aus dem

(*) Quae cum ita sint, Catilina, perge quo caepisti; egredere aliquando ex vrbe; patent portae, proficiscere. — Educ tecum etiam omnes tuos, si minus quam plurimos. Purga urbem — Nobiscum versari jam diutius non potes; non feram, non patiar, non sinam.

em besondern Charakter des Redners entstanden sind, der n allen seinen Reden etwas von diesem Ueberfluß der Gedanken zeiget.

Dergleichen Zusätze zu dem Wesentlichen der Gedanen, und solche Nebenbegriffe, die nicht aus genauer Ueerlegung der Sachen entstehen, sondern in dem Charaker oder in der gegenwärtigen Gemüthslage des Redenen ihren Grund haben, mischen sich meistentheils ohne ein Bewußtseyn unter die Hauptgedanken, und gehören eßwegen zu seiner besondern Schreibart. Aufgeweckten nd lustigen Personen kommen scherzhafte, lustige Nebenegriffe, indem sie an die Hauptsache denken; dem ernstaften etwas finstern Manne fallen ernsthafte, auch wohl erdrießliche Nebengedanken ein; dem Wollüstigen wollüige, und so jedem andern solche, die seinem Charakter der der gegenwärtigen Laune gemäß sind. Diese Nebenedanken aber machen bey der Schreibart eine Hauptache aus.

Daher kömmt es, daß der spekulative, metaphysische Kopf die Hauptsache, die jeder andere blos würde geannt haben, durch Beywörter oder ganze Sätze, näher nd genauer, als irgend ein andrer Schriftsteller bestimmt; aß der empfindsame Mann Gedanken und Begriffe, die inem gefühlvollen Herzen bey Gelegenheit der Hauptachen eingefallen, mit einmischt; daß der witzige Kopf on sehr lebhafter Phantasie alles mit einer Menge sinnicher Nebengedanken und kleinen Malereyen ausschmücket;

daß der Mann von gerader und kalter Vernunft mehr al[s]
alle andere bey der Hauptsache bleibet, und nichts ein
mischt, als was gerade zur Sache gehört; daß der pünkt
liche und etwas mißtrauische alles durch eine Menge Ne
benbegriffe auf das ängstlichste zu bestimmen sucht, —
und mehr dergleichen Verschiedenheiten in dem, was zu
den Gedanken selbst gehöret (*). Dieses ist so offenbar,
daß wir nicht nöthig haben, Beyspiele davon anzuführen.

Der Schwung und die Wendung der Gedanken, die
einen wesentlichen Theil der Schreibart ausmachen, kom
men von dem Temperament, von dem Stand und der
Lebensart des Redenden. Ein feuriger, hitziger Mann
giebt den Gedanken einen lebhaften Schwung, ein feiner
Hofmann, der gewohnt ist, überall die gefällige und an
genehme Seite der Sachen zu zeigen, und gleichsam im
mer nur auf den Zehen zu gehen, wird auch allem, was
er sagt, eine solche gefällige Wendung geben.

Ferner gehören die Einkleidung, Ordnung und Ver
bindung der Gedanken ebenfalls zur Schreibart. Wer
mehr Verstand als Witz hat, trägt alles, so zu sagen,
in seiner nackenden Gestalt vor; der, dessen Phantasie leb
haft ist, kleidet sie häufig in Bilder ein. Die Wahl die
ser Bilder richtet sich wieder nach dem Charakter des Re

den

(*) Sehr philosophische Anmerkungen, um den Charakter
und die Schreibart eines Schriftstellers zu kennen, wo
von man kaum einen gründlichern Unterricht wird ge
lesen haben.

enden; sie sind lustig, lieblich, von gemeinen oder seltnern Dingen hergeholt, nach der Gemüthsbeschaffenheit dessen, der sie braucht. Und so ist es mit der Ordnung und Verbindung der Gedanken. Ein heller Kopf sucht natürliche Ordnung; ein hitziger versäumt sie oft; ein etwas ängstlicher Mann sucht die pünktlichste Verbindung u. s. f. Hieraus nun ist offenbar genug, was man von den Gedanken in den Werken der redenden Künste zur Schreibart rechnen soll.

Was ist aber in den Worten und Redensarten Schreibart? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir nothwendig auf das Achtung geben, was die Worte, außer dem Bedeutenden, dem Sinn und dem Geiste, der in ihnen liegt, sonst noch an sich haben, daraus man auf die Sinnesart, den Charakter, die Laune des Sprechenden schließen kann. Und hier zeigen sich gleich mancherley Dinge von dieser Art; denn ein Wort und eine Redensart kann bey einerley Bedeutung edel oder niedrig, anständig und schicklich, oder unanständig, gewöhnlich und also einigermaßen natürlich, oder gesucht und geziert; vergrößernd oder verkleinernd; fröhlich oder finster, komisch oder tragisch; platt oder fein u. s. f. seyn.

Außer den einzeln Wörtern sind auch die Redensarten und die daraus gebildeten Sätze von verschiedenem Charakter. Sie können steif, gezwungen, vernachläßiget, weitschweifend, hart und holpericht, unbestimmt u. s. f. oder fließend, leicht, kurz, wohlbestimmt seyn, und noch

auf verschiedene Weise ihre eigene Art haben. Kurz, der bloße Ausdruck kann eben so vielerley Charakter annehmen, als die Gedanken selbst.

Dieses Charakteristische gehört nun alles zur Schreibart, die durch die Art des Ausdrucks so gut, als durch das besondere Gepräge der Gedanken, ihren eigenen Charakter bekömmt. — Es wäre ein völlig vergebliches Unternehmen, die verschiedenen Arten und Schattirungen des Styls beschreiben zu wollen; sie sind so mannigfaltig, als die Physionomien der Menschen selbst. Was aber bey dieser großen Mannigfaltigkeit der Schreibarten dazu gehöre, daß jede in ihrer Art gut, und einem Werke des Geschmacks anständig sey, und wodurch sie, von welchem Charakter sie sonst sey, schlecht und verwerflich werde, verdient besonders erwogen zu werden.

§. 55.

Von den Eigenschaften einer guten Schreibart.

Da wir in enge Schranken eingeschlossen sind, so können wir die Sachen blos anzeigen, ohne sie weiter auszuführen. Es ist aber sehr zu wünschen, daß diese wichtige Materie von wahren Kennern etwas umständlich behandelt werde.

Unsers Erachtens verdienet keine Schreibart gut genannt zu werden, wenn sie nicht folgende Eigenschaften hat.

1. Anstand, Schicklichkeit, oder überhaupt gut gesittetes Wesen; denn eine niedrige, pöbelhafte, ausschweifende

nde, unsittliche Schreibart ist offenbar dem guten Geschmack entgegen. Dieses bedarf keiner Ausführung.

2. Uebereinstimmung des Charakters mit dem Inhalt. Wenn dieser ernsthaft, fröhlich, rührend, traurig, von hoher Würde oder von geringerm Rang ist u. s. w.; so muß der ganze Charakter der Schreibart, in Gedanken und Ausdruck, eben so seyn. Ernsthafte Sachen, mit scherzhaften Nebenbegriffen und einem leichtsinnigen Ausdruck vorgetragen, machen einen widrigen Gegensatz aus.

3. Aesthetische Kraft, von welcher Art sie sey (*); weil ohne sie die Schreibart trocken, matt und völlig leblos wird. Wo nicht aus der Schreibart entweder vorzügliche Verstandeskräfte, oder eine schöne und lebhafte Phantasie, oder ein empfindsames Herz, oder gute Gesinnungen hervorleuchten, da fehlet es ihr an Kraft, und sie erweckt gar bald Ueberdruß. Solche Werke gleichen den Gesichtern ohne Physionomie: wie wohlgebildet sie auch sonst seyn mögen; so haben sie doch keine Kraft zu gefallen, weil es ihnen an der Seele fehlet. Es ist demnach eine Hauptmaxime zu Erreichung einer guten Schreibart, daß durch sie der Verstand, oder die Phantasie, oder das Herz in beständiger Beschäfftigung unterhalten werde. Die Art dieser Unterhaltung aber muß durch den Inhalt bestimmt werden. Spricht man von Empfindung, so muß auch die Schreibart herzlich, und weder witzig, noch tief-

(*) S. Art. Kraft.

sinnig seyn. Ist die Erleuchtung des Verstandes die Hauptabsicht, so muß die Schreibart weder witzig noch empfindsam seyn. Einen gleichgültigen Inhalt mag man mit witzigen Einfällen beleben.

4. Auch ein gewisser Grad der Klarheit, Leichtigkeit, Bestimmtheit und Nettigkeit, muß bey jeder guten Schreibart seyn. Die Rede gleichet einem Instrument, das zu einem genau bestimmten Gebrauch dienet; je genauer jeder kleinste Theil desselben sich zu dem Gebrauch schicket; je leichter man aus der Form seine Tüchtigkeit erkennet, je mehr gefällt es. Entdecket man aber irgend etwas, das seinen Gebrauch unbequem macht; ist es da, wo es schneiden soll, nicht vollkommen scharf; da, wo man es anfassen soll, nicht vollkommen zur Hand; sind überflüßige Theile daran, deren Absicht man nicht erkennt; oder ist etwas, das feste seyn soll, wankend; passen die Theile, die aneinander schließen sollen, nicht fest aufeinander u. s. f. so kann nur ein Pfuscher sich damit begnügen. So vollkommen, so reinlich, so richtig jedes Werk der mechanischen Kunst seyn muß, so bestimmt, nett und klar muß auch jeder Gedanken und jeder Ausdruck in der Rede seyn.

Die vierte Foderung betrifft sowohl das Ganze eines Werks, als jeden einzeln größern oder kleinern Theil. Dann jeder einzele Satz kann Klarheit und Nettigkeit haben, und doch kann dem Ganzen beydes fehlen. Dieses ist in der Schreibart vielleicht der schwerste Punkt; weil er ohne langes Nachdenken, ohne viel Verstand, schnelle

und

[u]nd richtige Beurtheilung, und ein überaus scharfes Auge, [ni]cht kann erreicht werden. Wie bald entschlüpft uns in [ei]nzeln Sätzen ein etwas unbestimmtes, oder müßiges, [od]er in seiner Bedeutung etwas dunkles Wort? Und was [g]ehört nicht dazu, das Wesentliche eines ganzen Werks [si]ch auf einmal so vorzustellen, daß man die natürlichste [O]rdnung in der Materie entdecken könne?

5. Auch die Einförmigkeit ist eine Eigenschaft jeder [g]uten Schreibart. In einer Rede muß man nicht von [e]inem Charakter auf den andern springen, itzt gesetzt und [k]alt; dann lebhaft und feurig; an einem Orte scherzend; [d]ann wieder ernsthaft oder gar strenge seyn. Jede Rede [h]at nur einen Inhalt, und dieser muß einen bestimmten [C]harakter haben, auf den auch die Schreibart passen muß. Darum soll sie nicht abwechselnd, bald diese, bald eine andere Art annehmen.

6. Endlich können wir auch den Wohlklang und die Reinigkeit des Ausdrucks unter die nothwendigen Eigenschaften der Schreibart rechnen. Jeder Fehler gegen die Grammatik, und jeder Uebelklang ist anstößig (*). Dieses braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, da es fühlbar genug ist.

(*) S. §. 35. von dem Ausdruck insgemein.

§. 56.

Ueber das Fehlerhafte der Schreibart.

Was den erst erwähnten Foderungen entgegen ist, muß nothwendig die Schreibart schlecht machen.

1. Das Unsittliche, oder Schlechte und Geschmacklose in dem Charakter derselben überhaupt. Es ist aus dem Vorhergehenden gar leicht zu bestimmen, wie der Charakter der Schreibart sowohl in Gedanken, als Ausdruck, niedrig, grob, schwülstig, ausschweifend, übertrieben, geziert, muthwillig u. s. f. werden könne.

2. Das Widersprechende zwischen dem Inhalt und der Schreibart. Wie wenn jener ernsthaft, diese leichtsinnig; jener leicht und gering, diese pathetisch und vornehm ist u. d. gl.

3. Das Kraftlose überhaupt. Die Materie kann wichtig und interessant seyn, und doch völlig in einer nichtsbedeutenden Schreibart vorgetragen werden, die uns klar sehen läßt, daß der Redende weder Verstand, noch Einbildungskraft, noch Gefühl hat. Man darf, um dieses zu begreifen, nur Achtung geben, wie etwa ein Idiot, ein geschmackloser und unempfindlicher Mensch spricht, wenn er auch etwas wirklich Wichtiges erzählt, das er gesehen oder gehört hat. Aber diese Kraftlosigkeit ist vielmehr ein gänzlicher Mangel der Schreibart, als eine fehlerhafte Gattung derselben. Man muß sich aber sehr in Acht nehmen, daß man nicht die edle Einfalt der Schreibart,

art, was die Alten den wahren Alticismus nennen, und davon wir in den Schriften des Xenophons die besten Muster antreffen, für das Kraftlose halte; das vollkommenen Natürliche, Sanft- und Leichtfließende ist so wenig kraftlos, daß man ihm vielmehr, ohne müde oder satt zu werden, mit anhaltender Lust zuhört; weil der Geist ohne Anstrengung, durch Ordnung, natürlichen Zusammenhang, Klarheit und die höchste Richtigkeit und Schicklichkeit der Gedanken und des Ausdrucks sich beständig in einer angenehmen Lage findet (*).

4. Auch das Dunkle, Verworrene und Unbestimmte sind Fehler, die die Schreibart durchaus schlecht machen. Worinn dieses bestehe, haben wir nicht nöthig zu entwickeln.

5. Die Ungleichheit und Unbeständigkeit; wenn man nämlich bey einerley Inhalt, bald kalt, bald warm; bald witzig, bald empfindsam, bald scherzhaft, bald streng schreibt.

6. Endlich wenn es der Schreibart an Sprachrichtigkeit und Wohlklang fehlet.

(*) Wir wollen den Charakter dieser Attischen Schreibart, wie ihn Cicero zeichnet, hieher setzen: Submissus & humilis, consuetudinem imitans, ab indisertis re plusquam opinione differens. Itaque eum qui audiunt, quamvis ipsi infantes, tamen illo modo confidunt se posse dicere. Nam orationis subtilitas imitabilis illa quidem videtur esse existimanti; sed nihil est experienti minus. Etsi enim non plurimi sanguinis est, habeat tamen succum aliquem oportet, ut etiamsi maximis illis viribus careat, sit ut ita dicam integra valetudine. *Cic. Orat. c.* 23.

§. 57.

Wie gelangt man zu einer guten Schreibart?

Eine sehr wichtige Frage! — Sie ist zwar leicht zu beantworten; aber das, was die Antwort fodert, ist schwer zu erhalten.

Es erhellet aus allem, was wir über diese Materie gesagt haben, daß das Wichtigste davon in dem Charakter dessen, der schreibt, seinen Grund habe. Scribendi fons est sapere. Kein Mensch giebt sich seinen Charakter, man hat ihn von Natur. Aber zwey Dinge sind, die ein Schriftsteller zu Erlangung der guten Schreibart, in Absicht auf seinen Charakter, zu thun hat.

Das Gepräge, oder die Art desselben, die er von der Natur bekommen hat, kann er ausarbeiten, verbessern, und zu einem gewissen Grad der Vollkommenheit bringen. Wer sicher seyn will, gut zu schreiben, muß seines Charakters gewiß seyn. Unfehlbar malt er sich selbst in seinen Reden; darum trete er nicht eher öffentlich auf, bis er gewiß ist, daß er seinen Charakter, er sey nun von welchem Gepräg er wolle, so weit bearbeitet und verbessert habe, daß der verständigen und gesitteten Welt nichts darinn anstößig sey; bis er fühlt, er könne sich mit Ehren und Beyfall in derselben zeigen. Dieß ist freylich eine schwere Foderung, besonders da die hitzige und unerfahrne Jugend gerade den stärksten Reiz zum Schreiben empfindet. Dem, der in diesem Stück ernstlich nach Beyfall und Ehre trachtet, weiß ich nichts besseres über diesen wichtigen Punkt

zu

u sagen, als daß ich ihn ermahne, ein bescheidenes Miß-
rauen in sich selbst zu setzen. So viel kann man von dem,
er sich einfallen läßt, als ein Schriftsteller öffentlich auf-
utreten, fodern, daß er überlegende Blicke auf die ver-
chiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft geworfen
abe; daß er wisse, wie ausgedehnt oder eingeschränkt seine
Kenntniß der Menschen und jedes Standes eigene Art sey.
Gehet er mit dieser Kenntniß in sich selbst, so sollte es ihm
uch so sehr schwer nicht seyn, zu merken, wo er sich ohne
Gefahr anzustoßen, und mit einiger Zuversicht zeigen kön-
e, und wo er vorsichtig und höchst bescheiden aufzutreten
öthig habe.

Dergleichen Ueberlegungen werden ihm einiges Licht
ber das geben, was etwa in seinem Charakter noch roh,
ngebildet, ungesittet, oder doch unzuverläßig ist. Er
ird auf Mittel denken, die gefährlichen Klippen, daran
r scheitern würde, zu vermeiden, und erkennen, was ihm
u weiterer Bearbeitung und Ausbildung seines Charakters
och fehle. Ist er so weit gekommen, so ist er auf dem
echten Weg, sich selbst immer mehr zu bilden, und au-
ch dahin zu gelangen, wo er ohne große Gefahr, sich in
iner unschicklichen Gestalt zu zeigen, vor das Publikum
eten kann.

Ist der Schriftsteller sich bewußt, daß er unter gehöri-
ger Vorsichtigkeit es wagen könne, durch seine Schreib-
rt seinen Charakter an den Tag zu legen; so hat er nun
uch ferner in jedem besondern Falle nöthig, das Verhält-
niß

niß dieses Charakters gegen seine Materie genau zu überlegen, damit er nichts unternehme, das seiner Art zuwider ist. Will er scherzen, oder sich in ernsthafter Würde zeigen; will er witzig oder empfindsam schreiben; so muß er auch versichert seyn, daß der Charakter, den er anzunehmen gedenkt, seinem Naturell oder Temperament nicht zuwider sey. Denn durch Zwang und Nachdenken richtet man gewiß nichts aus, wo der natürliche Trieb fehlet. Wem die Natur eine lachende Laune versagt hat, dem wird es gewiß nicht glücken, sich in seiner Schreibart als einen ächten Lacher zu zeigen. Darum ist es höchst wichtig, daß jeder Schriftsteller sich selbst kenne, und in seiner Art bleibe.

Dieses sind also die zwey Hauptmaximen, die man zu Erreichung einer guten Schreibart befolgen muß. Aber allein sind sie noch nicht hinreichend, zum Zweck zu führen. Zwey eben so nothwendige Eigenschaften müssen noch hinzukommen, nämlich eine völlig geläufige Kenntniß der Sachen, über die man schreibt, und der Sprache, die man zum Ausdruck braucht.

Die gute Schreibart erfodert ein völlig freyes und durch keine Art des Zwanges gehemmtes Verfahren. Wer seine Materie nicht völlig besitzt, kann nicht ohne Zwang, ohne Ungewißheit, ohne einige Aengstlichkeit davon sprechen, er müßte dann ein völlig leichtsinniger Kopf seyn. So lange der Geist durch die Ungewißheit und Dunkelheit der Materie gehemmt ist, kann die Rede nicht frey fließen

fließen. So wie ein Tänzer die Leichtigkeit und Annehmlichkeit seiner Stellungen und Bewegungen nicht zeigen kann, wenn er einen ihm noch nicht geläufigen Tanz mitmachen soll; so kann auch ein Schriftsteller, wenn er sonst noch so gut schriebe, die Schreibart nicht in ihrer Vollkommenheit zeigen, wenn ihm seine Materie nicht geläufig ist. Darum laß er es, ehe er die Feder ansetzet, seine erste Sorge seyn, alles, was zu seiner Materie gehöret, zu sammeln, wohl zu überlegen, richtig zu ordnen, und sich so genau bekannt zu machen, daß er ohne Zwang und mit völliger Zuversicht davon sprechen könne.

Eben diese vollkommene Kenntniß und Geläufigkeit wird auch in Ansehung der Sprache erfodert. Dieses ist aber zu offenbar, als daß es einer nähern Ausführung bedürfte. Wem nicht die Wörter und Redensarten im Ueberfluß zuströmen, der hat auch nicht die freye Wahl, die dem Charakter seiner Materie und seiner Gedanken gemäß zu wählen.

Aus diesem allen erhellet nun, was für eine schwere Sache es sey, zu einer guten Schreibart zu gelangen; wie viel natürliche Gaben, wie viel Kenntniß, und wie viel Fertigkeit im Denken dazu erfodert werde. Und doch muß nun zu allem diesen noch die Uebung hinzukommen, ohne welche man nicht vollkommen werden kann. Wer noch so geübt ist im Denken und im Sprechen mit sich selbst, wird allemal noch große Schwierigkeiten finden, das, was er sich selbst richtig und gut vorstellt, andern

eben so zu sagen. Die Ausübung hat in allen Ding
ihre eigenen Schwierigkeiten, die nur durch anhaltend
Arbeiten überwunden werden. Wer zu einer wahren F
tigkeit in der guten Schreibart gelangen will, muß f
täglich darinn üben.

Hiezu aber braucht er nicht nothwendig Papier u
Feder; es giebt noch ein bequemers Mittel dazu: M
darf nur in den stillen Unterredungen mit sich selbst, od
in Gesprächen, die man blos in Gedanken mit ande
führet, aufmerksam auf das seyn, was zur Schreibart g
höret; da kann man in kurzer Zeit, und ohne Papier z
verschwenden, seine Redensarten und Sätze vielfältig ä
dern, bis man glaubt, das beste getroffen zu haben. E
ist sehr wichtig, daß man dergleichen Uebungen mit si
selbst fleißig treibe. Wer mit sich nachläßig spricht, u
nicht bey jedem Gedanken, den er sich vorsagt, auf de
besten Ausdruck sieht, und so lange sucht, bis er glaub
ihn gefunden zu haben, der wird auch schwerlich zu i
gend einem beträchtlichen Grad der guten Schreibart g
langen.

Sehr viel kann man auch durch den täglichen Um
gang mit den besten Schriftstellern gewinnen, und we
hiezu glücklich genug ist, durch den wirklich lebendige
Umgang mit Personen, die es in der Kunst, zu reden,
zu einem hohen Grad der Vollkommenheit gebracht haben
Wer da Gefühl genug hat, wird alle Augenblicke durch
vorzügliche, bisweilen höchst glückliche Wendungen der Ge

danken

anken und des Ausdrucks gerührt. Das Vergnügen, das nan daraus schöpfet, erwecket nicht blos kahle Bewunderung, sondern auch ein Bestreben, eben so gut zu sprechen; und dann findet man sich geneigt, jene Uebungen zu Entdeckung des vollkommensten Ausdrucks mit sich selbst vorzunehmen.

§. 58.

Von der Wichtigkeit einer guten Schreibart.

Da überhaupt jede besondere Schreibart eine getreue Schilderung irgend eines besondern Gemüthscharakters ist, der Charakter der Personen aber, mit denen wir, besonders in der Jugend, am meisten umgehen, sehr viel zur Ausbildung unsers eigenen beyträgt; so läßt sich hier sogleich dieser allgemeine Schluß ziehen, daß Werke des Geschmacks, die für den großen Haufen der Leser bestimmt sind, schon blos durch die Schreibart beträchtlichen Nutzen oder Schaden stiften können: und es ist zu wünschen, daß diese wichtige Wahrheit von unsern Dichtern und Prosaiken, die für den Geschmack arbeiten, in ernstliche Ueberlegung genommen werde.

Daß die Jugend, um nur ein Beyspiel anzuführen, durch gewöhnliches Lesen solcher Werke, deren Schreibart leichtsinnig, oder spöttisch, oder unnatürlich und geziert, spitzfindig, melancholisch, menschenfeindlich ist, an Geschmack und übriger Denkungsart merklichen Schaden leiden würde, bedarf eben keines Beweises; allenfalls können vielfältige Erfahrungen ihn überzeugend darstellen.

Es

Es kommt also bey Werken des Geschmacks nicht bl
darauf an, ob die darinn herrschende Schreibart an s
betrachtet, gut oder schlecht sey; es ist auch wohl zu b
denken, was für einen Charakter sie habe. Denn sch
durch diesen allein kann ein Werk nützlich oder schädli
werden. Das Lesen ist ein Umgang mit den Schriftste
lern; ihre Schreibart hat auf die Leser die Wirkung, d
der persönliche Charakter, den sie ausdrückt, im wirkli
chen Umgang haben würde.

Hieraus folget nun ganz natürlich, daß in Werke
des Geschmacks, die für den großen Haufen der Leser be
stimmt sind, jede Schreibart von verdächtigem oder ga
verwerflichem Charakter, so schön sie sonst in ihrer A
seyn mag, zu vermeiden ist. Ich gestehe deßwegen, um
ein besonders Beyspiel anzuführen, daß ich mit Unwille
in einem Buche, das sich so allgemein verbreiten sollt,
wie der deutsche Merkur, ein Gedicht über die Freygeiste
rey, in einem höchst leichtsinnigen Ton und in eben solcher
Schreibart gefunden habe. Wie konnte es irgend einem
nachdenkenden Mann einfallen, eine wirklich ernsthafte
Sache (denn dergleichen scheinet der Verfasser wirklich zum
Zweck gehabt zu haben) in einer Schreibart zu behandeln,
deren Charakter sich gleich durch die zwey ersten Verse an
kündiget?

Ihr Brüderchen, laßt uns fein christlich leben,
Wir müssen doch uns einmal drein ergeben!

Dergleichen Ungereimtheiten und Unanständigkeiten dürfen
eben

ben nicht mit viel Worten gezeiget werden; es ist völlig inlänglich, sie blos anzuzeigen.

Eine andere Art von Wichtigkeit hat die Schreibart ur Unterstützung der darinn vorgetragenen Materie. Es :y, daß die Absicht des Schriftstellers auf Belehrung, uf Belustigung oder Rührung gehe; so läßt sich leicht insehen, daß die Schreibart sehr viel zu der Kraft des Inhalts beytrage. Man darf nur bedenken, was für eien ungemein großen Unterschied eines und eben desselben Gedanken, der Ton und die Wendung desselben in seiner Wirkung hervorbringen. Wo man nicht gänzlich für speulativen Unterricht schreibt, welche Art außer dem Geiet der schönen Künste liegt, da muß nothwendig ein roßer Theil der Wirkung der Rede von der Schreibart errühren.

Die Regel, welche Horaz für den rührenden Inalt giebt:

— si vis me flere, dolendum est
Primum ipsi tibi.

inn ohne alle Ausnahme auf jede Art des Inhalts an:wendet werden. Der Lehrer, welcher den Charakter ner innern Ueberzeugung, einer auf sein eigenes Herz irkenden Kraft der Wahrheit in seiner Schreibart emfinden läßt; kann sicher seyn, nicht blos den spekulativen Verstand zu überzeugen, sondern die Wahrheit auch wirkim zu machen: und wer durch seinen Stoff sanft oder :bhaft vergnügen oder ergötzen will, hat den Endzweck

schon zur Hälfte erreicht, wenn seine Schreibart den Charakter dieser Art des Vergnügens empfinden läßt. Darum bedarf es weiter keiner Erinnerung, daß bey jedem Werke des Geschmacks besondere Sorgfalt auf die Schreibart zu wenden sey.

§. 59.

Von der Periodensprache.

Die Periode ist eine Rede, oder wenn man will, ein für sich bestimmter und verständlicher Satz, der aus mehr andern Sätzen so zusammengesetzt ist, daß der volle Sinn der Rede nicht eher, als bey dem letzten Worte völlig verstanden wird. Folgender Satz kann zum Beyspiel dienen: „Bin ich aber nur versichert, daß der große Urheber aller Dinge, welcher allemal nach den strengsten Regeln und den edelsten Absichten handelt, wohl nicht Willens seyn kann, mich unmittelbar zu zernichten; so glaube ich, darf ich keine andere Zerstörung fürchten" (*). Diese Rede besteht aus viel kleinen Sätzen, deren keiner, so wie er hier steht, für sich völlig bestimmt ist; alle zusammen aber machen einen genau bestimmten bedingten Satz aus.

Die Betrachtung der Perioden ist ein wichtiger Theil der Theorie der Beredsamkeit, der aber meines Wissens nirgend mit der nöthigen Methode und Ausführlichkeit abge-

(*) Spaldings Bestimmung des Menschen.

bgehandelt worden. Da eine solche Abhandlung für die:
s Werk viel zu weitläuftig wäre; so will ich mich be:
nügen, die Hauptpunkte derselben anzuzeigen, und mit
Beyspielen zu erläutern.

§. 60.

Mechanische Beschaffenheit der Periode.

Zuerst kömmt die Natur und die grammatische oder me:
chanische Beschaffenheit der Periode in Betrachtung;
nämlich die Art, wie die einzelen Sätze verbunden sind;
ihre Menge und die einfache oder zusammengesetzte Form
der Periode. Die Verbindung einzeler Sätze kann auf
vielerley Weise geschehen; — durch bloßes Nebeneinander:
setzen, als: er liebt sie, er verehrt sie, er bethet
sie an; — durch Verbindungswörter, und, auch, als:
ich habe ihn vermahnt, und werde nicht aufhören,
ihn zu vermahnen. — Dieses ist die schwächste Art der
Verbindung; weil man aus einem Satz nicht nothwendig
auf die Erwartung des folgenden geführt wird, und weil
eigentlich jeder einzele Satz schon für sich verständlich ist.

Etwas enger ist die Verbindung, wenn mehrere Sätze
ein gemeinschaftliches Haupt= oder Zeitwort haben, wel:
ches erst beym letzten vorkömmt; denn da kann man bey
keinem einzelen Satze stille stehen, weil sein Sinn nicht
vollständig ist, ob man ihn gleich oft errathen kann, als:
Sie sind dazu verführt, sie sind genöthiget, und
gar oft durch Drohungen dazu gezwungen wor:

 den.

den. — Noch genauer ist die Verbindung durch Beziehungswörter, die einen Satz so lange unbestimmt lassen, bis das, worauf er sich beziehet, gehört worden. Der Satz, der mit den Worten: wenn aber — oder also derjenige — welcher; da — wo; obgleich u. d. gl. anfängt, erfodert nothwendig einen Gegensatz. Dieses geschieht überhaupt bey allen unbestimmten Sätzen, in denen Haupt- oder Zeitwörter, auch ohne dergleichen Beziehungswörter, nicht in dem absoluten Fall des bestimmten Ausdrucks, sondern in einem Beziehungsfalle stehen, als: wär ich da gewesen — Seinen eigenen Bruder hassen u. d. gl. Hiebey fühlt jeder, daß auf einen solchen Anfang etwas folgen müsse.

Aus solchen Verbindungen einzeler Sätze werden also ganze Perioden gebildet, die bisweilen durch dazwischen gesetzte, mit den übrigen nicht nothwendig verbundene Sätze, verlängert werden. In der oben angeführten Periode machen die Worte — welcher allemal nach den strengsten Regeln und den edelsten Absichten handelt — einen solchen Zwischensatz, den man herausnehmen kann, ohne den Sinn des übrigen ungewiß zu machen. Dergleichen nicht nothwendig mit dem übrigen verbundene Zwischensätze schaden der vollkommenen Einheit der Periode. Denn in einem vollkommenen Ganzen muß ohne Schaden des übrigen kein Theil weggenommen werden können. Die deutsche Sprache leidet nicht immer, daß solche Zwischensätze mit dem übrigen in eine noth-

wendig

wendige Verbindung gebracht werden. Doch hätte dieses in dem angeführten Falle geschehen können, wenn in dem Satz, anstatt des Artikels: der große Urheber — das Beziehungswort jener wäre gebraucht worden, wie wenn man in der lateinischen Sprache sagte: *ille uniuersi auctor — qui.* Aber das Wort jener hat nicht allemal diese nothwendige Beziehung.

Die Periode kann aus mehr oder weniger einzelen Sätzen bestehen; sie ist aber in Ansehung der Länge aus einer doppelten Ursache eingeschränkt.

Erstlich wegen der Stimme des Redners, der jede Periode, eben deßwegen, weil sie ein Ganzes ausmacht, nicht eben in einem Athem, aber in einer einzigen Klausel, das ist, in solcher Einheit des Tones vortragen muß, der auch dem, der die Sprache nicht verstünde, die Periode als ein einziges Ganzes ankündigte. Die Stimme muß nach Beschaffenheit der Periode durchaus steigend, oder fallend, oder unter beyden einmal abwechselnd seyn. Nun kann weder das Steigen der Stimme, noch das Fallen zu lange hinter einander fortgesetzt werden, und daher hat die steigende, wie die fallende Periode eine Länge, deren Gränzen man nicht überschreiten kann, ohne die Einheit des Tones zu verletzen. Cicero, der größte Meister in der Kunst der Perioden, schränkt ihre größte Länge auf das Maaß von etwa vier Hexametern ein (*).

(*) Et quatuor igitur quasi hexametrorum instar versuum quod sit, constat fere plena comprehensio. *Orat.* 66.

Zweytens schränket auch die Deutlichkeit des Sinn die Länge der Perioden ein; denn da sie nur einen ein gen Hauptgedanken begreift, einen einzigen Sinn gie der erst am Ende vollständig wird; so muß man no wendig jeden einzelen Satz, so unbestimmt, wie er ist, b ans Ende behalten können, wo alles Einzele sich zu ein einzigen Vorstellung vereiniget.

Die Periode ist einförmig, wenn sie einen einzig Satz enthält, zu dem alles Einzele als Theile gehören; zwey- oder vielförmig aber, wenn sie mehr bestimmte Sä enthält, die blos willkührlich, oder durch keine nothw dige Verbindung in Eines gezogen sind. Die gleich An fangs des §. 59. angeführte Periode ist einförmig. Fo gende Art ist zweyförmig: „Die Werke der Kunst sind i ihrem Ursprunge, wie die schönsten Menschen, ungestal gewesen, und in ihrer Blüthe und Abnahme gleichen si den großen Flüssen, die, wo sie am breitesten seyn sollten, sich in kleine Bäche, oder auch ganz und gar verlieren." Sie besteht aus zwey willkührlich zusammengezogene Perioden.

Alles, was bis daher über die Periode gesagt worden gehört eigentlich zu ihrer grammatischen Beschaffenhei Itzt betrachten wir die Sache von Seite des Geschmack

§. 61.

Wirkung und Absicht der Periode.

Die Wirkung der Periode besteht überhaupt darin daß dadurch viele Vorstellungen oder Urtheile

Ein

Eines verbunden werden, mithin auf Eines abzielen, und eine desto grössere oder schnellere Wirkung hervorbringen. Die Rede hat allemal entweder die Schilderung einer Sache, oder die Festsetzung eines Urtheils zum Zweck. Im ersten Fall ist sie ein wirkliches Gemälde, darinn alles auf eine einzige Hauptvorstellung übereinstimmt, wo alles so gezeichnet, so kolorirt und so angeordnet seyn muß, wie der lebhafteste Eindruck des Ganzen es erfodert. In dem andern Fall aber ist sie ein Vernunftschluß, darinn jedes Einzele auf die Gewißheit und unumstößliche Wahrheit eines einzigen Satzes abzielt. Wie vortheilhaft und wie so gar unentbehrlich die Perioden zu beyden Absichten seyen, wird sich durch Beyspiele besser, als durch allgemeine Beschreibungen zeigen lassen.

Livius erzählt (*) von dem König Antiochus, den man insgemein den Großen nennt, eine Anekdote, die ohne den periodirten Vortrag also lauten würde: „Von Demetrias kam der König nach Chalcis; da verliebte er sich in ein unverheyrathetes Frauenzimmer; sie war die Tochter des Kleoptolemus. Der König ließ durch Abgeordnete bey dem Vater um sie anhalten; er schickte zu wiederholten malen an ihn; endlich hielt er selbst mündlich um sie an. Der Vater hatte nicht Lust, sich in die Gefahren eines höhern Standes zu verwickeln; aber er wurde durch das viele Schicken und Anhalten ermüdet, er gab seine Einwilligung, und hierauf wurde das Bey-

(*) Hist. L. XXXVI. C. 11.

lager begangen. Dieses geschah so, als wenn man m
ten im Frieden gelebt hätte." Diese Erzählung gleich
einem Gemälde ohne Anordnung und Gruppirung, n
die Personen in einer Linie gestellt sind. Livius fasset d
Erzählung in eine Periode zusammen, die man im Deu
schen ohngefähr so geben könnte: „Nachdem der Köni
Demetrias nach Chalcis gekommen war, und sich daselb
in ein Mädchen, des Kleoptolemus Tochter, verliebt hatte
wurde itzt, als er nach langem Anhalten durch andere,
zuletzt durch eigenes Bitten, den Vater des Frauenzim
mers, der keine Lust hatte, sich in die Gefahren eines hö
hern Standes zu verwickeln, ermüdet, und desselben Ein
willigung erhalten hatte, das Beylager so, als wäre man
mitten im Frieden, vollzogen." Aber wir wollen den
Römer selbst, dessen Sprache sich zu langen Perioden
besser, als die deutsche schicket, die Sache erzählen las
sen. „Rex Chalcidem a Demetriade profectus, amore
captus virginis Chalcidiensis Cleoptolemi filiae, quum
patrem primo adlegando, deinde coram ipse rogando,
fatigasset, inuitum se grauioris fortunae conditioni il-
ligantem, tandem impetrata re, tamquam in media pace
nuptias celebrat."

Hier wird jedermann die Wirkung der Periode fühlen.
Sie enthält eine Schilderung, deren Zweck ist, den Leicht-
sinn des Antiochus vorzustellen, der mitten in einem so
sehr gefährlichen Kriege sich von seinem Hang zur Wol-
lust so regieren ließ, als wenn er mitten im Frieden ge-
lebt

ebt hätte. Auf diese Hauptvorstellung zielt jedes Einzele der Erzählung, so daß wir am Ende der Periode sehr lebhaft davon gerührt sind. Durch jenen unperiodirten Vortrag wäre dieses nicht zu erhalten gewesen, ob er uns gleich jeden Umstand der Sache genau zeichnet.

Aber am Ende kömmt es auf unser eigenes Nachdenken an, ob wir alles, was wir gelesen haben, in eine Hauptvorstellung verbinden wollen oder nicht. Durch die Periode müssen wir dieses thun, und die anhaltende Aufmerksamkeit, wohin jeder Umstand, den wir immer mit andern verbunden sehen, abziele, macht, daß wir am Ende die vereinigte Wirkung alles Einzelen desto lebhafter fühlen. Diese Wirkung hat jede periodirte Schilderung, da der Mangel des Periodirten die Vereinigung der Sachen in ein einziges Gemälde sehr schwer oder gar unmöglich machen würde.

Eben so wichtig ist die Periode, wo es um Ueberzeugung zu thun ist, wenn diese von mehr einzelen Sätzen abhängt. Die Periode schlinget die zur Ueberzeugung nöthigen Sätze so ineinander, daß keiner für sich die Aufmerksamkeit festhält. Man wird genöthiget, sich alle in einem ununterbrochenen Zusammenhang vorzustellen, und empfindet deßwegen am Ende der Periode ihre vereinigte Wirkung zur Ueberzeugung mit desto größerer Stärke. — Außerdem kann man anmerken, daß die periodirte Schreibart eben deßwegen, weil sie verschiedene Vorstellungen in Eines zusammenfaßt, die Zerstreuung der Aufmerksamkeit

 hindert,

hindert, und dadurch angenehmer wird, daß sie uns a
statt einer grossen Menge einzeler Vorstellungen, weni
sich deutlich von einander auszeichnende Hauptvorstellu
gen vorlegt. Wenn überhaupt das Schöne in gefälli
Vereinigung des Mannigfaltigen besteht; so ist auch j
gute Periode eine schöne Rede, da der völlige Man
der Perioden den Vortrag sehr langweilig und gleich
nend macht.

§. 62.

Gebrauch der Periode.

Nicht jedes Werk der redenden Künste muß aus kün
lichen Perioden bestehen. Es giebt Werke, wo d
Perioden gar nicht, oder nur in so fern statt haben, d
sie ohne Bemühung und Suchen, wegen der sehr natü
lichen Verbindung der Dinge, sich gleichsam von sel
darbieten. Sobald die Sprache zu einer gewissen gram
matischen Vollkommenheit gekommen ist, bieten sich sol
natürliche Perioden jedem Menschen dar, der nur etwa
zusammenhangend denkt. Von solchen Perioden ist hi
die Rede nicht; sondern von denen, die durch rednerisc
Kunst und Veranstaltung gebildet werden.

Ueberall in solchen Perioden zu sprechen, wäre eb
so viel, als jede gemeine alltägliche Verrichtung mit Pom
und Feyerlichkeit thun. Jedermann fühlet, daß die P
rioden etwas Veranstaltetes und wohl Ueberlegtes habe
das sich mit der Rede des gemeinen Lebens und des tä
lich

chen Umgangs nicht verträgt. Wenn also ein Redner
der ein Dichter dergleichen Scenen aus dem gemeinen
eben schildert, wie in der Komödie und in vielerley an-
dern Werken geschieht, so kann er sich da keines periodir-
en Vortrages bedienen. Kein verständiger Mensch ist in
dem täglichen Umgang ein Redner, der alles, was er sagt,
n Perioden abfaßt.

Man fühlet, ohne langes Untersuchen, wo die perio-
dirte Schreibart statt hat, und wo sie unschicklich wäre.
Die Periode hat allemal etwas Veranstaltetes und förm-
lich Abgepaßtes, das sich da, wo es darum zu thun ist,
kurz und gut, ohne Feyerlichkeit und Parade seine Gedan-
ken vorzubringen, nicht schicket. Hingegen bey feyerlichen
Reden, in dem ernsthaften dogmatischen Vortrag, in der
Geschichte, in der epischen und andern veranstalteten Er-
zählungen, kann ohne periodirten Vortrag wenig ausge-
richtet werden.

Freylich darf auch da eben nicht alles periodirt seyn;
denn nicht alles ist gleich wichtig. An einigen Stellen
periodirt man der Kürze halber, und um dem Vortrage
das Langweilige und Eintönige, das er sonst haben würde,
zu benehmen. Aber die wichtigsten Gelegenheiten dazu
sind die Stellen, wo es darum zu thun ist, die Phanta-
sie, den Verstand oder das Herz durch mancherley Vor-
stellungen kräftig anzugreifen. Da muß man suchen, den
einzeln zum Zweck dienenden Vorstellungen, durch Verei-
nigung in eine einzige, größere Kraft und schnellere Wir-
kung zu geben.

Jede

Jede Periode muß ihrer Absicht gemäß verschiede innere und äußere Eigenschaften haben. Zu dem Inn rechnen wir die gute Wahl jedes einzelen Satzes und des Umstandes; die genaue Verbindung der Sätze, s wohl zur Klarheit, als zur Kraft des Ganzen, und en lich den pathetischen, zärtlichen, fröhlichen, oder übe haupt den Ton, der nach Beschaffenheit der Sache ge stimmt sey. Zu den äußern Eigenschaften rechnen wi den Wohlklang und Numerus, und die Leichtigkeit de Aussprache. Dieses wäre bey jeder einzelen Periode zu beobachten.

In der ganzen Rede aber muß nothwendig auf ein gefällige Abwechslung und Mannigfaltigkeit der Perioden gesehen werden. Weil die Perioden von Seite des Zu hörers einige Anstrengung der Aufmerksamkeit erfodern; so muß der Redner hier und da leicht, oder ganz unpe riodisch seyn. Die Perioden selbst müssen bald kürzer, bald länger, bald einförmig, bald vielförmig seyn, da mit in die ganze Rede gefällige Mannigfaltigkeit komme; die Aufmerksamkeit aber ohne Ermüdung hinlänglich un terhalten werde.

§. 63.

Vom Numerus. (*)

Es ist schwer, einen ganz bestimmten Begriff davon zu geben.

(*) Dieses Wort ist schon vielfältig von deutschen Kunst richtern gebraucht worden, und da wir kein anders gleichbedeutendes haben, so behalten wir es bey, um einen gewissen Wohlklang der ungebundenen Rede da mit auszudrücken.

:ben. Ueberhaupt verstehet man dadurch den Wohlklang einzeler Sätze und ganzer Perioden der ungebundenen Rede. Zwar schreibet man auch der gebundenen Rede inen Numerus zu, und unterscheidet beyde durch die Beywörter *oratorius* und *poeticus*; aber es scheinet, daß unsere Kunstrichter den poetischen Numerus zu dem rechnen, was sie unter dem Worte **Wohlklang** verstehen, und hingegen den Wohlklang der ungebundenen Rede durch das Wort **Numerus** ausdrücken. Wie dem sey, so ist das Wort hier blos in dieser Bedeutung zu verstehen.

Wenn man bey der Rede keinen andern Zweck hat, als verständlich zu seyn, so kömmt der Wohlklang der Sätze gar nicht in Betrachtung; es ist schon genug, wenn sie fließend, wenn nichts Holpriges, und die Aussprache Hinderndes, darinn ist, und wenn die Perioden nicht verworren, und nicht gar zu lang sind. **Cicero** verbietet sogar in der ganz einfachen Schreibart, die er *genus subtile* nennt, den gesuchten Wohlklang (*).

In der That ist er in dem einfachsten, lehrenden und erzählenden Vortrag, in der Unterredung rc. nicht nur überflüßig, sondern könnte da dem natürlichen Ton, der darinn vorzüglich herrschen muß, hinderlich seyn. Sobald aber die Absicht hinzukömmt, daß der Zuhörer die Rede leicht

(*) Sunt — quidam oratori numeri obseruandi, ratione aliqua; sed in alio genere orationis; in hoc (subtili genere) *omnino relinquendi*. In Orat.

leicht im Gedächtniß behalten, oder daß schon der blo[ße] Klang derselben seine Aufmerksamkeit reizen, oder de[m] Gehör angenehm seyn soll; da entsteht die Nothwendig[-] keit des Numerus.

Wir wollen ihn erst in einzelen Sätzen, hernach i[n] Perioden, zuletzt in der Folge derselben betrachten.

Die nähere Betrachtung der verschiedenen Arten de[s] Numerus wird durch eine Anmerkung des Cicero erleich[-] tert, nach welcher die Wörter, als die Materie der Red[e,] der Numerus aber als die Form derselben anzusehen i[st.] In verbis inest quasi materia quaedam, in numero au[-] tem expolitio. Der einfachste und kunstloseste Numeru[s] wird demnach dieser seyn, da die Worte, die nichts al[s] das Nothwendige ausdrücken, in die einfachste, jedoch leicht fließende Form, geordnet sind. Dieser Satz: Ich habe es gesagt, daß es so gehen würde; ist ein Bey[-] spiel des einfachsten Numerus. Jedes Wort darinn i[st] nothwendig, und die Stellung der Worte ist so, daß de[r] Satz leicht, und mit einer gefälligen, der Sache ange[-] messenen Hebung und Sinkung der Stimme kann ausge[-] sprochen werden; wollte man ihn so abändern: Daß es so gehen würde, das hab ich schon vorher gesagt; so würde man ihm den Numerus benehmen.

Diese Gattung des Numerus, die einfachste von al[-] len, macht noch nicht die Art des Vortrages aus, die Cicero *numerosam orationem* nennt. Ein solcher Satz ist in der Rede, was ein zum täglichen Gebrauch dienendes

Instru-

Instrument, z. B. ein Messer, das ohne irgend einen unwesentlichen Theil, zum Gebrauch vollkommen eingerichtet, zur größten Bequemlichkeit geformt, sehr sauber und fleißig ausgearbeitet ist. Es thut nicht nur die Dienste, die es thun soll; sondern thut sie leicht, läßt sich aufs bequemste fassen, und gefällt bey seiner Einfalt durch den genauen Fleiß der Ausarbeitung; es ist vollkommen, aber noch nicht schön.

Zunächst an diesen gränzet der Numerus, der neben den erwähnten Eigenschaften noch das Gefällige hat, das aus Gleichheit, oder aus dem Gegensatz einzeler Theile, einige Annehmlichkeit bekömmt. Diesen Numerus zählt Cicero auch noch unter die kunstlosen: Nam paria paribus adjuncta, & similiter definita, itemque contrariis relata contraria, sua sponte cadunt plerumque numerosa. Er führet davon folgendes Beyspiel aus einer seiner eigenen Reden an: Est enim non *scripta* lex, sed *nata*, quam non *didicimus*, sed *accepimus* &c. Dieser unterscheidet sich von dem vorhergehenden dadurch, daß er bey der höchst einfachen Form schon symmetrische Theile hat.

Hierauf folget der Numerus, der aus einer wohlfließenden und wohlklingenden Vereinigung mehrerer Sätze in eine Periode entsteht. Er ist in Absicht auf die Periode, die das Ganze, wozu die einzelen Sätze als Theile gehören, ausmacht, was die Eurythmie oder das Ebenmaaß in Absicht auf sichtbare Formen ist. Cicero sagt ausdrücklich, dieser Numerus sey das, was die Griechen Rhythmus nennen.

Hieraus

schon einen Numerus, nämlich den einfachen und kunstlosen, von dem wir vorher gesprochen haben. Cicero scheinet diesen Punkt der Kunst aufs höchste getrieben zu haben, und in seinen Reden findet man die vollkommensten Beyspiele davon (*).

§. 64.

Vom Uebergang.

Die verschiedenen Arten, wie der Redner von einem Gedanken auf den folgenden, von einem vorgetragenen Punkt auf einen andern übergeht, verdienen in der Theorie der Beredsamkeit besonders betrachtet zu werden, weil sie sehr viel zur Annehmlichkeit, Klarheit und dem Charakter der Rede überhaupt beytragen.

Dieser Uebergang geschieht entweder unmittelbar, so, daß zwey ganz verschiedene Gedanken, ohne etwas dazwischen gesetztes auf einander folgen, oder mittelbar durch Bindewörter, oder kurze Bindesätze und Formeln, wodurch der Grund oder die Art der Verbindung angezeiget wird.

Wir betrachten hier vornehmlich die Uebergänge, die mittelbar durch einzele Wörter oder Formeln geschehen, was von den römischen Lehrern der Redner *Transitus* und *Transi-*

(*) Viele besondere und feine Bemerkungen über diese Materie findet man auch in Ramlers Uebersetzung des Batteux.

Transitio genannt wird (*). Was die Bindewörter oder Konjunktionen in einzelen Perioden sind, das sind die Uebergangsformeln in Absicht auf die ganze Rede. „Ohne die Bindewörter, sagt ein großer Kunstrichter, kämen in der Rede nur abgerissene, zerstückte Glieder heraus, die nichts festes ausmachten. Die Rede würde wie eine Liste von gesammelten Ausdrücken und Redensarten aussehen. Sie dienen zu verknüpfen, zu erweitern, zu vermehren, zu bedingen, entgegen zu setzen, gegen zu halten, zu entwickeln, den Zeitpunkt, die Ursache, den Schluß anzudeuten; die Rede fortzusetzen und abzuführen" (**). Der historische, der lehrende, der unterhaltende Vortrag, und überhaupt die Schreibart, darinn mehr Verstand, als Einbildungskraft und Empfindung herrscht, können den mittelbaren Uebergang nicht entbehren, und gewiß hängt ein großer Theil der Deutlichkeit und Annehmlichkeit des Vortrages davon ab.

In dem Vortrag einer ganz strengen Lehrart, wie z. B. in mathematischen und philosophischen Beweisen, ist man sorgfältig, jeden zum Beweis dienenden Satz

(*) Der Verfasser der IV. Bücher über die Rhetorik an Herennius sagt: Transitio vocatur, quae, quum ostendit breuiter, quod dictum sit, proponit item breui, quod sequatur, hoc modo: *in patriam cuiusmodi fuerit habetis, nunc in parentes qualis extiterit considerate.* — Quintilian spricht von den Uebergängen an mehr Orten unter dem Namen *transitus.*

(**) Bodmer in den Grundsätzen der deutschen Sprache im VIII. Abschnitt.

schon einen Numerus, nämlich den einfachen und kunstlosen, von dem wir vorher gesprochen haben. Cicero scheinet diesen Punkt der Kunst aufs höchste getrieben zu haben, und in seinen Reden findet man die vollkommensten Beyspiele davon (*).

§. 64.

Vom Uebergang.

Die verschiedenen Arten, wie der Redner von einem Gedanken auf den folgenden, von einem vorgetragenen Punkt auf einen andern übergeht, verdienen in der Theorie der Beredsamkeit besonders betrachtet zu werden, weil sie sehr viel zur Annehmlichkeit, Klarheit und dem Charakter der Rede überhaupt beytragen.

Dieser Uebergang geschieht entweder unmittelbar, so, daß zwey ganz verschiedene Gedanken, ohne etwas dazwischen gesetztes auf einander folgen, oder mittelbar durch Bindewörter, oder kurze Bindesätze und Formeln, wodurch der Grund oder die Art der Verbindung angezeiget wird.

Wir betrachten hier vornehmlich die Uebergänge, die mittelbar durch einzele Wörter oder Formeln geschehen, was von den römischen Lehrern der Redner *Transitus* und *Transi-*

(*) Viele besondere und feine Bemerkungen über diese Materie findet man auch in Ramlers Uebersetzung des Batteux.

Transitio genannt wird (*). Was die Bindewörter oder Konjunktionen in einzelen Perioden sind, das sind die Uebergangsformeln in Absicht auf die ganze Rede. „Ohne die Bindewörter, sagt ein großer Kunstrichter, kämen in der Rede nur abgerissene, zerstückte Glieder heraus, die nichts festes ausmachten. Die Rede würde wie eine Liste von gesammelten Ausdrücken und Redensarten aussehen. Sie dienen zu verknüpfen, zu erweitern, zu vermehren, zu bedingen, entgegen zu setzen, gegen zu halten, zu entwickeln, den Zeitpunkt, die Ursache, den Schluß anzudeuten; die Rede fortzusetzen und abzuführen" (**). Der historische, der lehrende, der unterhaltende Vortrag, und überhaupt die Schreibart, darinn mehr Verstand, als Einbildungskraft und Empfindung herrscht, können den mittelbaren Uebergang nicht entbehren, und gewiß hängt ein großer Theil der Deutlichkeit und Annehmlichkeit des Vortrages davon ab.

In dem Vortrag einer ganz strengen Lehrart, wie z. B. in mathematischen und philosophischen Beweisen, ist man sorgfältig, jeden zum Beweis dienenden Satz

(*) Der Verfasser der IV. Bücher über die Rhetorik an Herennius sagt: Transitio vocatur, quae, quum ostendit breuiter, quod dictum sit, proponit item breui, quod sequatur, hoc modo: *in patriam cuiusmodi fuerit habetis, nunc in parentes qualis extiterit considerate.* — Quintilian spricht von den Uebergängen an mehr Orten unter dem Namen *transitus.*

(**) Bodmer in den Grundsätzen der deutschen Sprache im VIII. Abschnitt.

durch ein Bindewort an den vorhergehenden zu hängen; man findet da immer die Wörter: **darum, nun aber, also, deßwegen, folglich** u. d. gl. Denn da ist es sehr wesentlich, daß der Leser überall den genauesten Zusammenhang aller Sätze vor Augen habe. Zum erzählenden Vortrage schicken sich diese Formeln nicht; weil da die Sachen nicht einen wesentlichen, sondern mehr zufälligen Zusammenhang haben. Deßwegen findet man da ganz andere Arten des Ueberganges: **hierauf, inzwischen, dessen ungeachtet, nunmehr, darauf** u. s. f. Andere Gattungen des Vortrages haben wieder ihre Formeln.

Man kann überhaupt anmerken, daß die verschiedenen Gemüthslagen, darinn die redende Person sich befindet, auch die Verschiedenheit des Ueberganges natürlicher Weise verursache, und daß deßwegen drey verschiedene Gattungen desselben vorkommen müssen, nachdem die Folge der Rede durch den Verstand, oder durch die Einbildungskraft, oder durch die Empfindung bestimmt wird.

In Werken, die blos auf deutlichen Unterricht gehen, werden zum Uebergang Formeln gebraucht, die auf eine gerade einfache Weise den Zusammenhang der Gedanken anzeigen; sie zeigen uns zum voraus, ob das Folgende ein Schluß sey, der aus dem Vorhergehenden gezogen wird; oder ob es eine Erweiterung, eine Einschränkung und nähere Bestimmung, ein Gegensatz des Vorhergegangenen sey; ob es wesentlich zur Sache diene, oder nur beyläufig angemerkt werde; ob es eine Fortsetzung der vor-

getra-

getragenen Materie, oder etwas davon Verschiedenes sey u. s. w. Kurz, diese Formeln lassen uns die ganze Methode, nach welcher der Redner denkt, in völliger Klarheit sehen, und der Vortrag bekömmt dadurch ein sehr helles Licht und mancherley angenehme Wendungen.

In Werken, wo schon mehr auf Annehmlichkeit, mannigfaltige Befriedigung des Geschmacks gesehen wird, kommen künstliche, dem Geschmack schmeichelnde Formeln des Ueberganges vor, die in dem Witz oder in der Laune des Redenden ihren Ursprung haben. Es giebt zierliche, lustige, satyrische, poßierliche und andere Arten des Ueberganges, die vielleicht eben sowohl, als die Figuren, über die so sehr viel geschrieben worden, verdienten in der Rhetorik betrachtet zu werden, da sie gewiß viel zur Vollkommenheit der Schreibart beytragen.

Ein unmittelbarer Uebergang von einem Hauptpunkt oder von einem geendigten Haupttheile der Rede auf einen neuen, hat oft etwas Hartes. Man erwartet einen Wink, daß ein Hauptpunkt geendiget sey, und nun etwas neues anfange. Die Griechen bedienten sich in ihrem lehrenden Vortrag gar oft der kurzen Formel: **so viel hievon**, oder eines diesem ähnlichen Schlusses, und zeigten alsdenn ohne Umschweif den neuen Punkt an, auf den sie übergiengen. Diese Art pflegte auch **Winkelmann** bisweilen nachzuahmen; z. B. **Nach der Betrachtung über die Bildung der Schönheit ist zum zweyten von dem Ausdruck zu reden.** In dem einfachen lehrenden Vortrag dienet dieses zur Deutlichkeit.

Die Redner pflegen auf eine ähnliche Weise von einem Hauptpunkte zum folgenden überzugehen, worüber die vorher angeführte Stelle zum Beyspiele dienet (*).

Uebergänge, welche erzwungene, blos eingebildete Verbindungen der auf einander folgenden Materien enthalten, sind sehr frostig und kindisch; welches Quintilian an den rhetorischen Schulübungen seiner Zeit, und am Ovidius tadelt (**).

§. 65.

Von Ausarbeitung der Rede.

Die Ausarbeitung ist die letzte, aber nicht unwichtigste Arbeit des Künstlers an seinem Werk. Durch die Anlage werden die Haupttheile desselben blos nach dem Wesentlichen ihrer Beschaffenheit bestimmt und geordnet; durch die Ausführung werden die kleinern Theile der Haupttheile richtig bestimmt, wodurch das Werk vollständig wird; durch die Ausarbeitung aber wird alles Zufällige jedes einzelen Theiles auf das völligste bestimmt, und dadurch das Werk vollendet (***).

Diese

(*) Rhetoric. ad Heren.

(**) Illa vero frigida & puerilis est in scholis affectatio, vt ipse transitus efficiat aliquam vbique sententiam — vt Ouidius lasciuire in Metamorphosi solet. Inst. L. IV. C. 2.

(***) Durch das, was die Ausarbeitung eines Gemäldes ausmachet, läßt sich diese Sache sehr wohl erklären.

Diese letzte Vollkommenheit hängt von so viel Kleinigkeiten ab, daß nur eine lang anhaltende Betrachtung und ein öfteres Ueberdenken selbige bemerkt. So lange man von den Haupttheilen, die die größte Kraft haben, eingenommen ist, so lange wird die Aufmerksamkeit den kleinern Theilen entzogen. Wer eine sehr reizende Person zum erstenmal sieht, wird einige kleine Mängel sowohl in ihrem Gesichte, als in ihren Manieren, nicht beobachten. Die Stärke der Empfindung läßt ihm keine Muße dazu. So urtheilen wir auch von den Werken der Kunst. Der Künstler, der in der Hitze der Einbildungskraft arbeitet, hat nur auf die Hauptsachen Acht; die feinen Theile entgehen ihm. Nur auf einem vollkommen stillen Wasser bildet sich ein Gegenstand in der vollkommensten Aehnlichkeit ab; und eben so kann nur das ganz ruhige Gemüth des Künstlers jeden kleinen Mangel in seinem Werk entdecken, und jede kleine Schönheit hineinbringen.

Gar oft haben die vollkommensten Werke das Ansehen, als wenn sie ohne alle Mühe der Ausarbeitung, mehr auf einmal geschaffen, als durch öftere Bearbeitung nach und nach entstanden wären. Aber man glaube nicht, daß diese Leichtigkeit ohne Mühe erhalten worden. Insgemein ist das, was am leichtesten begriffen wird, dem Künstler am schwersten worden.

Man sehe hierüber, was der scharfsinnige Verfasser des Versuchs über **Popens** Genie und Schriften sagt. Folgendes ist daraus genommen: „**Moliere** soll ganze

Tage über ein schickliches Beywort, oder über einen Reim zugebracht haben, ob in seinen Versen gleich alle Flüssigkeit und Freyheit des natürlichen Gesprächs herrschet. — Man erzählt, Addison sey erstaunlich eigen in Ausputzung seiner prosaischen Arbeiten gewesen, daß er, nachdem der ganze Abdruck einer Auflage beynahe geschehen war, den Druck verhindern wollte, um eine neue Präposition oder Konjunktion einzuschalten." Horaz hielt die Bemerkung alles dessen, was zur vollkommenen Ausarbeitung gehört, für so wenig leicht, daß er dem Künstler das nonum prematur in annum anräth.

Nur an den Dingen, die uns durch den täglichen Gebrauch sehr geläufig worden, erkennen wir jeden kleinen Mangel und jede kleine Vollkommenheit. Also auch in Werken des Geschmacks. Erst alsdenn, wenn man sie, wie man es nennt, auswendig kann, ist man im Stande, alle Kleinigkeiten zu bemerken. Dieses aber ist eben das, worauf es bey der Ausarbeitung ankömmt. Wer also in der Ausarbeitung nichts versäumen will, muß sein Werk, nachdem es durch die Ausführung alle seine Theile bekommen hat, noch eine hinlängliche Zeit in seinem Busen herumtragen; damit er es oft sowohl im Ganzen, als in den Theilen übersehen könne. Nur diese genaue Bekanntschaft mit seinem Werke setzet den Künstler in Stand, die Ausarbeitung desselben glücklich zu vollführen (*).

Ueber

(*) Dieß, was hier insgemein für den Künstler gesagt wird, hat sich vorzüglich der Redner zu merken. Art. Ausarbeitung.

Ueber den Vortrag der Rede.

§. 66.

Erklärung, Wichtigkeit und Theile des Vortrags.

Vortrag ist der Ausdruck der Rede durch Stimm und Gebehrde, oder das Vernehmliche der Rede, das nicht in dem Sinn der Worte, sondern in dem Ton, in den Gebehrden und in dem Gesichte des Redners liegt. Dieses ist die Erklärung, die Cicero von dem Wort Actio giebt (*). Jedermann weiß aus der täglichen Erfahrung, daß dieselben Gedanken, derselbe Sinn der Worte durch die Verschiedenheit des Vortrages ganz verschiedenen Eindruck machen: daß folglich der Vortrag ein wichtiger Theil der Beredsamkeit sey.

Es verdienet aber hier besonders angemerkt zu werden, daß die zween größten Redner des Alterthums, Demosthenes und Cicero, ihn für den allerwichtigsten gehalten. „Der Vortrag, sagt Cicero, ist das, was in der Rede die größte Kraft hat. Ohne ihn kann der größte Redner nichts ausrichten; aber ein mittelmäßiger, der ihn in seiner Gewalt hat, kann dadurch öfters die größten übertreffen. Man sagt, daß Demosthenes, als er gefragt

(*) Facit (actio) dilucidam orationem & illustrem & probabilem & suauem, *non verbis; sed varietate vocum, motu corporis, vultu.* Cic. in Top.

wurde, was das Wichtigste in der Kunst zu reden sey, dem Vortrag die erste, und auch die zweyte und dritte Stelle eingeräumt habe (*).

Zum Vortrage gehören zwey sehr verschiedene Dinge, das Hörbare der Rede, und das Sichtbare an dem Redenden. Jenes wird insgemein unter dem Namen der **Deklamation**, dieses unter dem Wort **Aktion** begriffen.

§. 67.

Von der Deklamation.

Die vollkommene Deklamation muß drey Haupteigenschaften haben: **Deutlichkeit**, **Wohlklang**, und einen dem Inhalt gemäßen **Ausdruck**. Wir haben über jede dieser Eigenschaften verschiedenes anzumerken (**).

§. 68.

Von der Deutlichkeit der Deklamation.

Die Deutlichkeit des Vortrages erfodert erstlich eine helle und volltönende Stimme, die zwar größtentheils

(*) Actio in dicendo vna dominatur. Sine hac summus Orator esse in numero nullo potest; mediocris hac instructus, summos saepe superare. Huic primas dedisse Demosthenes, dicitur, quum rogaretur, quid in dicendo esset primum; huic secundas, huic tertias.

(**) Wir können hier, sagt H. Sulzer, nicht viel mehr thun, als daß wir einen Entwurf machen, nach welchem die wichtige Lehre vom Vortrage abzuhandeln wäre.

theils von dem Bau der Werkzeuge der Sprache abhängt, aber durch fleißige Uebung zu größerer Vollkommenheit kann gebracht werden.

Zweytens eine gute Aussprache der Buchstaben, Sylben und Wörter, die durch fleißiges Ueben ebenfalls zu erhalten ist. Wir empfehlen denen, die sich in diesen beyden Stücken üben wollen, das, was Plutarch in dem Leben des Demosthenes von den Uebungen dieses großen Redners, seine Stimme und Aussprache zu verbessern, anführet, mit Ueberlegung nachzulesen. — Den Lehrern und Vorstehern der Schule aber ist die tägliche Uebung der Jugend zur Verstärkung der Stimme und zur deutlichen Aussprache auf das nachdrücklichste zu empfehlen.

Drittens wird zur Deutlichkeit des Vortrages erfodert, daß die Worte eines Satzes und die einzelen Redesätze einer Periode in einem unzertrennlichen Zusammenhang vorgetragen werden, so daß der, der auch den Sinn der Worte nicht verstünde, die Eintheilung der Rede in kleinere Glieder und größere Perioden vernehmen könnte. Dieses hängt von dem Gang oder der Bewegung der Rede, von der genauen Beobachtung der oratorischen Accente, der größern und kleinern Ruhepunkte, und der Klauseln oder verschiedenen Kadenzen ab. Nur die Worte fallen als ein unzertrennlicher Redesatz ins Gehör, die in einer genau zusammenhangenden und nirgend unterbrochenen Bewegung, als Glieder einer Kette in einander geflochten sind, so daß das Gehör bey jedem Worte noch etwas folgendes

gendes erwartet, bis endlich ein Ton vorkömmt, der es etwas beruhiget, und ihm einige Verweilung verstattet.

Ohne große Weitläuftigkeit und eine völlige Entwickelung der mechanischen Beschaffenheit des Gesanges, ist es nicht möglich, diesen Punkt des deutlichen Vortrages gehörig zu erläutern. Wer aber aus der Musik weiß, wie es zugeht, daß auch Unerfahrne fühlen, welche Töne zusammen einen Takt, und welche Takte ein rhythmisches Glied ausmachen; der wird auch begreifen, wie mehrere Wörter blos durch den Ton, ohne Rücksicht auf die Bedeutung, als ein Satz der Rede ins Gehör fallen. Man muß wissen die Töne so zusammen zu hängen, daß man bey keinem stille stehen kann, sondern etwas nothwendig folgendes dabey empfindet, bis man auf eine gewisse Stelle gekommen, die einen größern oder kleinern Ruhepunkt verstattet. Da dieses in dem Gesang weit deutlicher zu bemerken ist, als in der Rede, so könnte der Tonsetzer diesen Punkt des deutlichen Vortrages dem Redner am besten erklären. Deßwegen setzten auch die Griechen mit Recht die Musik unter die Wissenschaften, darinn der künftige Redner wohl sollte geübet werden (*).

Endlich gehört auch ein richtiges Maaß des Geschwinden und Langsamen zur Deutlichkeit des Vortrages. Zu schnelles Reden macht einzele Sylben und Wörter undeut-

(*) Man sehe, was Quintilian im 10. Kap. des 1. B. seiner Institut. Orat. davon schreibt. — Und Artikel Takt, Rhythmus.

deutlich; zu langsames aber macht die Eintheilung in Worte und Sätze unvernehmlich. Wer uns die Sylben einzeln vorzählt, sagt uns keine Worte, sondern blos Sylben, so wie der, der buchstabiret; und die so langsame Aufzählung einzeler Worte macht keine Redesätze, sondern blos unzusammenhangende Worte.

Von den Accenten und der Bewegung hängt eigentlich das Rhythmische der Rede ab. Ich halte also dafür, daß es wohl möglich wäre, durch die Art der Notirung, die wir zur Bezeichnung des Rhythmus brauchen, die Deklamation jeder Periode, wie die größte Deutlichkeit des Vortrages es erfodert, anzudeuten; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Alten bisweilen einer solchen Notirung sich bedient haben. Etwas von dieser Bezeichnung ist durch den Gebrauch der kleinern und größern Unterscheidungszeichen der Ruhepunkte bereits eingeführt; aber die Zeichen, deren wir uns bedienen, reichen bey weitem nicht hin, die Mannigfaltigkeit der Ruhepunkte bestimmt auszudrücken.

Wenn wir dieser Punkte blos Erwähnung thun, ohne sie weiter auszuführen, so geschiehet es deßwegen, weil es schon nützlich ist, dem Redner die verschiedenen Dinge, denen er zum Vortrag nachzudenken hat, anzuzeigen, da denn sein eigenes Nachdenken ihm das nähere an die Hand geben wird. Ohne unendliche Weitläuftigkeit wäre es nicht möglich, die Sachen auszuführen. Wir müssen hier mit Quintilian sagen: Haec quam breuissime potui,

non

non vt omnia dicerem sectatus, quod infinitum erat; sed vt maxime necessaria.

§. 69.

Von dem Wohlklang.

Die zweyte Haupteigenschaft der Deklamation ist der Wohlklang. Dieser hängt nun erstlich wieder von dem Klang der Stimme überhaupt ab (*). Ein Mensch hat vor dem andern einen angenehmen Ton der Stimme; worinn er bestehe, läßt sich leicht fühlen, aber unmöglich beschreiben.

Also haben wir über diesen Punkt nichts anders anzumerken, als daß wir dem künftigen Redner empfehlen, sich die äusserste Mühe zu geben, die Fehler seiner Stimme zu verbessern, oder ihm rathen, wenn er es durch keine Bemühung dazu bringen kann, seine Stimme angenehm zu machen, nie öffentlich aufzutreten. Denn wenn er auch die fürtrefflichsten Sachen sagte, so würde eine unangenehme Stimme jedermann abschrecken, ihn zu hören.

Aber

(*) Quintilian, der weitläuftig von der Stimme handelt, (Instit. L. XI. C. 3.) theilet das, was er darüber zu sagen hat, in zwey Punkte, deren einer die Beschaffenheit der Stimme, der andere den Gebrauch anzeiget. Von der Beschaffenheit der Stimme sagt er: „Est vox & candida & fusca, & plena & exilis, & lenis & aspera, & contracta & fusa, & dura & flexilis, & clara & obtusa. — Und Cicero spricht hievon: „Vocis genera permulta, canorum, fuscum, leue, asperum, graue, acutum, flexibile, durum. *Cic. de Nat. Deor.*

Aber der Wohlklang hängt nicht blos von der Annehmlichkeit der Stimme ab, auch die Aussprache muß angenehm seyn.

Hiezu wird erfodert, daß die Mitlauter, oder die sogenannten stummen Buchstaben, leicht und flüchtig, die Selbstlauter aber hell und nachdrücklich, doch ohne Schleppen und ohne Verdrähen, ausgesprochen werden. Die Rede wird ungemein rauh und hart, wenn man sich auf den stummen Buchstaben verweilet, und ihnen zu viel Deutlichkeit giebt. Wer die Wörter: **Grundsatz, Nehmen** u. d. gl. ausspricht, als ob sie wie **Gr-r-un-n-dßatzs; N-n-ehm-men-n**, geschrieben wären, wird mit der schönsten Stimme sehr unangenehm sprechen. Auch ist das Schleppen oder zu lange Ziehen der wohlklingendsten Selbstlauter, um so vielmehr der weniger wohlklingenden, zu vermeiden. Man höret bisweilen die Wörter: **Und, Grund** u. d. gl. so aussprechen, daß das **U** darinn lang und geschleppt wird, wie in dem Worte **Huhn**. — Auch das Verdrähen der Vokalen, als ob sie Doppellauter vorstellten, ist einer der größten Fehler gegen den Wohlklang der Aussprache. Man höret bisweilen **Hand** aussprechen, als ob es wie **Ha-and** geschrieben wäre.

Ferner gehört zur guten Aussprache ein angemessener Grad der Flüchtigkeit oder Schnelligkeit, und einige Mannigfaltigkeit der Accente, wodurch die zu einem Worte gehörigen Sylben ihren Zusammenhang bekommen, daß sie als ein Wort und nicht als einzele Sylben vernommen

werden.

werden. Alle Annehmlichkeit der Rede fällt weg, wenn die Sylben und Worte gleichtönend oder monotonisch sind, und wenn nicht eine gefällige Abwechslung des Hohen und Tiefen, des Nachdrücklichen und Leichten, des Langen und Kurzen in der Folge der Sylben und der Worte beobachtet wird. Aber diese Abwechslung muß flüchtig und leicht bewerkstelliget werden. Der schönste Vers verlieret, durch langsames Skandiren, alles Angenehme des Klanges.

Eben dieses ist auch von den einzelen Redesätzen, woraus die Perioden bestehen, zu merken. Daß einige Sätze leichter und schneller, andere etwas schwerer und langsamer, einige mit steigender, andere mit fallender Stimme, einige mit kaum merklichen, andere mit mehr fühlbaren Klauseln oder Abfällen, ausgesprochen werden, giebt der Rede eine Art von Melodie, wodurch sie sehr angenehm werden kann.

Bey der Unmöglichkeit, alles, was hiezu erfodert wird, durch deutliche Beyspiele zu zeigen, können wir nichts weiter thun, als dem künftigen Redner eine tägliche Uebung der wohlklingenden Deklamation zu empfehlen. Er nehme zu solchen Uebungen einige von guten Rednern geschriebene wohlklingende Perioden vor sich, versuche jede davon auf mehr, als einerley Art herzusagen, und bemerke bey jeder Veränderung die Verschiedenheit der Wirkung auf den Wohlklang. Noch besser wäre es, wenn er diese verschiedentlich abgeänderte Deklamation einer Periode durch andere vornehmen ließe, und durch aufmerksames

Bey dem Schauspieler verhält sich die Sache ganz anders. Er nimmt jeden Augenblick die Gebehrden desselben Augenblicks an; bald redet er, bald hört er zu. Die Handlung reißt ihn mit fort, da der Redner seines Vortrages Meister seyn muß. Der Schauspieler stellt einen für alles, was auf der Bühne vorgeht, unvorbereiteten Menschen vor, der plötzlich, bald angenehm, bald unangenehm gerührt wird: seine Gebehrden müssen eben die Abwechslungen und die Vermischung des Guten und Bösen, so wie sie im Leben vorkömmt, ausdrücken. Er muß in einem Augenblick sauer oder verdrüßlich, und wieder vergnügt aussehen. Also sind die Gebehrden bey ihm weit schnellern Abwechslungen und weit lebhaftern Bewegungen unterworfen, als bey dem Redner. Deßwegen will Cicero auch nicht, daß der Redner die Kunst der Gebehrden so, wie der Schauspieler, lernen soll (*).

§. 75.

Ueber den rednerischen Anstand.

Darunter versteht man die Uebereinstimmung der Stellung der Gebehrden und der Stimme des Redners in einer Rede von gemäßigtem Inhalt, mit dem Charakter der Rede. Der Anstand hat blos in dem gemäßigten Inhalt statt; denn wo dieser heftig ist, und starke Leidenschaften

---

(*) Nemo suaserit studiosis dicendi adolescentibus, in gestu discendo histrionum more elaborare. *Cicero de Orat.*

Der Redner also, der den Vortrag völlig in seiner Gewalt hat, kann uns durch Ton und Bewegung der Stimme in jede Gemüthsfassung setzen; er kann uns ruhig und gelassen, zum Nachdenken aufmerksam, munter und fröhlich, zärtlich, traurig, unruhig, verzagt, herzhaft oder ängstlich machen. Stimmt also diese in Ton und Bewegung liegende Kraft mit dem Sinn der Worte genau überein, so bekömmt die Rede selbst eine unwiderstehliche Kraft. In der Beredsamkeit ist also nichts wichtiger, als die Kunst, die Kraft der Rede durch den Vortrag zu unterstützen.

Dieser besondere Theil der Deklamation kann aber so wenig, als die andern, durch Worte gelehret werden. Alles, was man hiebey thun kann, und was in der That von großem Nutzen ist, besteht darinn, daß der Redner auf das Besondere, was zu diesem Ausdruck gehöret, aufmerksam gemacht werde.

Zuerst kömmt also der Ton der Stimme selbst in Betrachtung. Ein einzeler unartikulirter Laut kann fröhlich oder traurig, heftig oder sanft und gelassen klingen. Er bekömmt seine ästhetische Kraft theils von dem Grad der Stärke, von der Langsamkeit und Schnelligkeit, von dem Nachdruck oder der Flüchtigkeit, womit er ausgesprochen wird; theils von dem Ziehen, oder Stoßen, oder Anschwellen, oder andern Arten seiner Erzeugung; theils von dem Ort, wo er gebildet wird, oder wo er zu entstehen scheinet, da er bald tief aus der Brust, bald aus der Kehle

zu kommen, bald nur in dem Munde, oder gar nur auf den Lippen selbst gebildet zu seyn scheinet.

Es ist völlig unmöglich, alle Verschiedenheiten, die der Ton einer einzigen Sylbe annehmen kann, und jeden Ausdruck, den diese Verschiedenheiten ihm geben, zu beschreiben. Dieses kann nur empfunden werden. Aber es ist für den Redner wichtig, daß er sich im genauen Beobachten und Empfinden dieser Verschiedenheiten fleißig übe.

Die vorher angeführten Worte des Klanges können so ausgesprochen werden, daß sie blos zärtliche und gleichsam schmachtende Traurigkeit ausdrücken. Dieß würde geschehen, wenn man die Worte: **Wehe! Wehe!** aus der Kehle sanft und gelassen, langsam und mit einer allmähligen Wendung oder Inflexion des Tones auf der ersten Sylbe jedes Worts ausspräche. Tiefere Wehmuth würden sie ausdrücken, wenn der Ton auf der ersten Sylbe tief aus der Brust, mit einem dumpfigen Ton, allmählig etwas verstärkt und sich in der zweyten Sylbe verlierend, ausgesprochen würde. Schreckhaft würden sie klingen, wenn sie mit lautem, offenem Schreyen, einem hellen Ton, schnell hintereinander, als wenn man um Hülfe rufte, vorgebracht würden. Es ist aber unendlich viel leichter, mit der Stimme solche Veränderungen des Vortrages vorzunehmen, und ihre verschie[illegible] Wirkung zu beobachten, als sie zu beschreiben

Also müssen wir uns begnügen [illegible] einzige Beyspiel angezeiget zu haben; [illegible] dem eige-

Der Redner also, der den Vortrag völlig in seiner Gewalt hat, kann uns durch Ton und Bewegung der Stimme in jede Gemüthsfassung setzen; er kann uns ruhig und gelassen, zum Nachdenken aufmerksam, munter und fröhlich, zärtlich, traurig, unruhig, verzagt, herzhaft oder ängstlich machen. Stimmt also diese in Ton und Bewegung liegende Kraft mit dem Sinn der Worte genau überein, so bekömmt die Rede selbst eine unwiderstehliche Kraft. In der Beredsamkeit ist also nichts wichtiger, als die Kunst, die Kraft der Rede durch den Vortrag zu unterstützen.

Dieser besondere Theil der Deklamation kann aber so wenig, als die andern, durch Worte gelehret werden. Alles, was man hiebey thun kann, und was in der That von großem Nutzen ist, besteht darinn, daß der Redner auf das Besondere, was zu diesem Ausdruck gehöret, aufmerksam gemacht werde.

Zuerst kömmt also der Ton der Stimme selbst in Betrachtung. Ein einzeler unartikulirter Laut kann fröhlich oder traurig, heftig oder sanft und gelassen klingen. Er bekömmt seine ästhetische Kraft theils von dem Grad der Stärke, von der Langsamkeit und Schnelligkeit, von dem Nachdruck oder der Flüchtigkeit, womit er ausgesprochen wird; theils von dem Ziehen, oder Stoßen, oder Anschwellen, oder andern Arten seiner Erzeugung; theils von dem Ort, wo er gebildet wird, oder wo er zu entstehen scheinet, da er bald tief aus der Brust, bald aus der Kehle

zu kommen, bald nur in dem Munde, oder gar nur auf den Lippen selbst gebildet zu seyn scheinet.

Es ist völlig unmöglich, alle Verschiedenheiten, die der Ton einer einzigen Sylbe annehmen kann, und jeden Ausdruck, den diese Verschiedenheiten ihm geben, zu beschreiben. Dieses kann nur empfunden werden. Aber es ist für den Redner wichtig, daß er sich im genauen Beobachten und Empfinden dieser Verschiedenheiten fleißig übe.

Die vorher angeführten Worte des Klanges können so ausgesprochen werden, daß sie blos zärtliche und gleichsam schmachtende Traurigkeit ausdrücken. Dieß würde geschehen, wenn man die Worte: Wehe! Wehe! aus der Kehle sanft und gelassen, langsam und mit einer allmähligen Wendung oder Inflexion des Tones auf der ersten Sylbe jedes Worts ausspräche. Tiefere Wehmuth würden sie ausdrücken, wenn der Ton auf der ersten Sylbe tief aus der Brust, mit einem dumpfigen Ton, allmählig etwas verstärkt und sich in der zweyten Sylbe verlierend, ausgesprochen würde. Schreckhaft würden sie klingen, wenn sie mit lautem, offenem Schreyen, einem hellen Ton, schnell hintereinander, als wenn man um Hülfe rufte, vorgebracht würden. Es ist aber unendlich viel leichter, mit der Stimme solche Veränderungen des Vortrages vorzunehmen, und ihre verschiedene Wirkung zu beobachten, als sie zu beschreiben.

Also müssen wir uns begnügen, nur dieses einzige Beyspiel angezeiget zu haben; das übrige muß dem eige-

nen Fleiß des angehenden Redners überlassen werden. Weil es hier blos auf Erfahrung ankömmt, so muß er sich angelegen seyn lassen, jede Gelegenheit, wo er Menschen, die in Leidenschaft gesetzt sind, sprechen höret, sich zu Nutze zu machen, um seine Beobachtungen zu vermehren. Dadurch wird er fühlen lernen, wodurch ein Ton fröhlich, zärtlich, schmeichelnd, kriechend, demüthig, oder traurig, kläglich, scheltend, zornig, streng, wodurch er flüchtig, gleichgültig, ernsthaft, feyerlich wird. Denn es ist außer Zweifel, daß blos der Ton der Rede alle diese Eigenschaften annehmen könne.

Nach dem Ton, seiner Bildung und Stimmung, kömmt die Bewegung der Stimme zum Ausdruck in Betrachtung.

Die Tonsetzer unterscheiden nicht nur die verschiedenen Grade des Geschwinden und Langsamen in der Bewegung, durch ihre Kunstwörter Allegro, Andante, Largo u. d. gl. sondern auch noch den besondern leidenschaftlichen Charakter, den sie durch die Worte Vivace, Moderato, Grave, Gratioso, con Tenerezza und dergleichen ausdrücken. Deßwegen kann der Redner nur in der Schule der Musik alles lernen, was er über die Bewegung der Stimme zu beobachten hat. So kläglich die vorher angeführte Stelle aus der bekannten Ramlerischen Kantate dem Sinne nach ist, wird sie jeder Tonsetzer in einer solchen Bewegung und Taktart setzen können, die des kläglichen Sinnes ungeachtet, Gleichgültigkeit, oder gar Leichtsinn ausdrückt.

Es

Es ist nun so viel wichtiger, die wahre Bewegung für jeden Ausdruck zu treffen; da sie die leidenschaftliche Bildung der einzelen Töne, wovon vorher gesprochen worden, entweder erleichtert, auch wohl an die Hand giebt; oder gar unmöglich macht. Denn wo irgend eine Sylbe nach Art der Bewegung auf eine schlechte Taktzeit fällt, so ist es nicht möglich, ihr einen leidenschaftlichen Nachdruck zu geben, weil die Bewegung ein leichtes Anschlagen derselben erfodert. Dem Redner ist also zur kräftigen Deklamation eine genaue Kenntniß von den Eigenschaften und Wirkungen des Rhythmus unumgänglich nothwendig. Er muß für jede Periode der Rede, nach dem in dem Sinne liegenden Ausdruck, den schicklichsten Rhythmus zu wählen wissen, sonst ist es nicht möglich, daß er überall die wahre Deklamation treffe.

Da die Theorie des Rhythmus selbst noch so wenig bearbeitet ist, so kann man auch dem Redner keine bestimmte Regeln über die besondern Fälle der Deklamation geben. Wer indessen zu wissen verlanget, was etwa hierüber von den besten Lehrern der Redner gesagt worden, den verweisen wir auf das dritte Kapitel des XI. Buchs der Institution des Quintilians. —

Jede Leidenschaft und überhaupt jede besondere Gemüthslage hat nicht nur ihre eigene Art, sondern in dieser Art auch ihren Grad der Wirksamkeit, und beydes kann durch rhythmische Bewegung ausgedrückt oder geschildert werden. Das ruhige, gelassene, sanfte, zärtliche,

das lebhafte, heftige, stürmische, und mehr dergleichen Eigenschaften unsrer innern Wirksamkeit, können durch rhythmische Bewegung fühlbar gemacht werden; dieses ist durch die Musik völlig außer Zweifel gesetzt.

Also muß der Redner, so genau, als ihm möglich ist, diese Uebereinstimmung zwischen der rhythmischen Bewegung der Töne und den Gemüthsbewegungen, sorgfältig bemerken. Dieses ist der Weg, auf dem er zum wahren Ausdruck der Deklamation kommen kann. Denn kömmt es in jedem besondern Fall noch darauf an, daß er sich befleiße, die wahre Gemüthslage, in welcher jede Periode der Rede muß vorgetragen werden, und daß er Empfindsamkeit genug habe, sich in dieselbe zu setzen. Hat er diesen Punkt gewonnen, so wird er auch Ton und Bewegung treffen; die Kunst aber, oder die genauere Kenntniß der Beschaffenheit der rhythmischen Charaktere, wird das, was die Empfindung ihm bereits an die Hand gegeben hat, noch vollkommener machen. So viel sey von dem ersten Punkt des Vortrages der Deklamation gesagt.

§. 71.

Von der Aktion, oder Gebehrdensprache.

Soll der Vortrag ganz vollkommen seyn, so muß auch das Sichtbare an dem Redner mit dem, was man von ihm hört, übereinstimmen; und seine Gebehrden müssen jede Empfindung der Seele verrathen, oder vielmehr mit solcher Kraft ausdrücken, daß empfindsame Menschen

durch

durch das bloße Anschauen dieselben Empfindungen fühlen, die sie an ihm sehen.

Gebehrden heißen die verschiedenen Bewegungen und Stellungen des Körpers und einzeler Gliedmaßen desselben, in so fern sie etwas Charakteristisches haben, oder Aeußerungen dessen sind, was in der Seele vorgeht; sie sind eine so genaue und lebhafte Abbildung des innern Zustandes der Menschen, daß man ihre Empfindungen dadurch weit besser erkennet, als der beredteste Ausdruck der Worte sie zu erkennen geben würde. Keine Worte können weder Lust noch Verdruß, weder Verachtung noch Liebe so bestimmt, so lebhaft, viel weniger so schnell ausdrücken, als die Gebehrden. Also ist auch nichts, wodurch man schneller und kräftiger auf die Gemüther wirken kann. Darum sind sie der Hauptgegenstand der Künste, die auf das Auge wirken. Der Maler hat wenig andre Mittel, als dieses, Empfindungen und Gedanken zu erwecken; der Redner aber kann durch die Gebehrden seinen Vorstellungen ein Leben und eine Kraft geben, die die, welche in den Worten liegt, weit übertrifft.

Man kann aus dem, was uns einige Alten von den Pantomimen in Rom erzählen, abnehmen, wie weit die Sprache der Gebehrden sich erstrecken könne. Die Kunst der Gebehrden ist deßwegen von den Alten als ein besonderer Theil der schönen Wissenschaften, unter dem Namen *Musica Hypocritica*, betrachtet worden. Plato erwähnt der Gebehrdenkunst unter dem Namen Orchesis.

Inhalt.

Briefe.

daß ein guter Zeichner eine Sammlung nachdrücklicher und redender Gebehrden anfangen möchte. Wer sich besonders darauf legen wollte, blos die Gebehrden der Menschen zu beobachten, jedes Redende und jeden genauen Ausdruck darinn richtig zu zeichnen, dem würde es nicht schwer fallen, einen beträchtlichen Beytrag zur Gebehrdenkunst zu liefern. Es wäre ein einer Kunstakademie würdiges Unternehmen, eine solche Sammlung zu veranstalten, und die Künstler zu jährlicher Vermehrung derselben aufzumuntern.

Man könnte allenfalls den Anfang der Sammlung damit machen, daß man aus den Antiken und aus den Gemälden der neuern zuerst alle Figuren aussuchte, und in einer Folge herausgäbe, die in der Stellung einen bestimmten Ausdruck zeigen. Hernach könnte jedem Zeichner, der eine genau nach der Natur gemachte und durch Gebehrden sehr redende Figur zur Sammlung einschickt, eine kleine Belohnung gereicht werden. Dadurch würde die Sammlung in wenig Jahren vermuthlich sehr ansehnlich anwachsen. Wenn alsdenn ein Mann von Genie eine solche Sammlung vor sich nähme, Beschreibungen und Anmerkungen dazu machte, so würde nach und nach der Theil der Kunst, der itzt so wenig bearbeitet ist, zu großer Vollkommenheit kommen können.

Wenn man bedenkt, daß mancher Liebhaber der Naturgeschichte, vermittelst der Beobachtung, der Zeichnungen und der Beschreibungen, die Gestalt und die Bildung

vieler tausend Pflanzen und Insekten, so genau in die Ein-
bildungskraft gefaßt hat, daß er die kleinsten Abänderun-
gen richtig bemerket; so läßt sich auch gewiß vermuthen,
daß eine mit eben so viel Fleiß gemachte und in Klassen
gebrachte Sammlung von Gesichtsbildungen und Gebehr-
den, und also ein daher entstehender eigener Theil der
Kunst, eine ganz mögliche Sache sey. Warum sollte eine
Sammlung redender Gebehrden weniger möglich und we-
niger nützlich seyn, als eine Sammlung von abgezeichneten
Muscheln, Pflanzen und Insekten? Und warum sollte
man, wenn dieses Studium einmal mit Ernst getrieben
würde, die dazu gehörige Kunstsprache und Terminologie
nicht eben so gut finden können, als sie für die Natur-
geschichte gefunden worden.

§. 73.

Allgemeine Vorschriften für den Redner, sich die Kunst der Gebehrden eigen zu machen.

Eine der wichtigsten allgemeinen Anmerkungen ist diese:
daß er überhaupt den allgemeinen Ton der Rede durch
seine Gebehrden ausdrücke, und hingegen sich sehr in Acht
nehme, dasjenige, was blos für den Verstand und nicht
für die Empfindung ist, gleichsam durch malende Zeichen
auszudrücken. Man muß, sagt Cicero, nicht einzele Wor-
te, sondern das, was man im Ganzen empfindet, nicht
durch Abzeichnung, sondern durch Andeutung, aus-

drücken

drücken (*). Was der große Mann in der angezogenen Stelle demonstrationem verba exprimentem nennt, und hier durch Abzeichnung übersetzt ist, muß von dem Redner sehr sorgfältig vermieden werden. Es kann nichts frostiger seyn, als wenn er jedes Wort mit Zügen und Bewegungen der Hände und der Aerme abbilden, besonders, wenn er bloße Begriffe, die nur den Verstand angehen, wie das Nahe und Ferne, das Hohe und Niedrige u. d. gl. zeichnen will. Die Gebehrden sollen uns nicht deutliche Begriffe geben, sondern Empfindungen verstärken oder unterhalten.

Diese Kunst muß mit genauer Beobachtung der Natur verbunden seyn. Der Redner muß Gelegenheit suchen, lebhafte und empfindsame Menschen zu sehen, und ihre Gebehrden genau beobachten, und durch wiederholte Versuche das, was er nachdrücklich gefunden, sich zueignen.

Zu seinen Uebungen muß er sich eine Sammlung vorzüglicher Stellen aus den besten Rednern machen, die er erst wohl auswendig lernt, und hernach für sich so lange deklamirt, bis er Stellung und Gebehrden, die jedem Stück zukommen, gefunden hat. Wie ein Zeichner nicht leicht einen Tag vorbeygehen läßt, ohne etwas zu zeichnen; so muß auch der Redner täglich, wenigstens eine schöne Stelle deklamiren (**).

Es

(*) Omnes autem hos motus subsequi debet gestus, non hic *verba* exprimens, scenicus, sed *vniuersam rem* & *sententiam*, non demonstratione, sed significatione declarans. Cic. in Brut. L. III.

(**) S. Art. Vortrag, am Ende.

Es ist ein wirklicher Mangel auf unsern Universitäten, daß kein methodisch eingerichteter Unterricht in dieser Sache gegeben wird. Daher kömmt es denn, daß man so sehr selten einen geistlichen Redner findet, der die Kunst versteht, seinen Worten durch die Gebehrden Nachdruck zu geben.

Man hört bisweilen, daß die Sprache der Gebehrden sogar als eine, dem geistlichen Redner ganz unnöthige Sache verworfen wird. Aber dieses ist gewiß ein schädliches Vorurtheil. Denn selbst da, wo er blos zu unterrichten, oder nur auf den Verstand zu wirken hat, sind die Gebehrden von Wichtigkeit; weil sie ungemein viel zur Unterhaltung der Aufmerksamkeit und selbst zur Ueberzeugung beytragen. Der Verstand läßt sich eben so, wie das Herz gewinnen; und erst denn, wenn er gewonnen ist, haben die Gründe ihre volle Kraft auf ihn.

§. 74.

Unterschied zwischen dem Schauspieler und Redner.

Der Redner muß sich von dem Schauspieler unterscheiden. Er tritt wohl vorbereitet auf, hat auf einmal den ganzen Umfang seiner Materie vor sich, ist ganz und allein davon durchdrungen, und behandelt sie, als ein Mann, der alles auf das genaueste überlegt hat. Darum muß auch Einförmigkeit, Bedachtsamkeit und gute Fassung in seinen Gebehrden seyn.

Bey

Bey dem Schauspieler verhält sich die Sache ganz anders. Er nimmt jeden Augenblick die Gebehrden desselben Augenblicks an; bald redet er, bald hört er zu. Die Handlung reißt ihn mit fort, da der Redner seines Vortrages Meister seyn muß. Der Schauspieler stellt einen für alles, was auf der Bühne vorgeht, unvorbereiteten Menschen vor, der plötzlich, bald angenehm, bald unangenehm gerührt wird: seine Gebehrden müssen eben die Abwechslungen und die Vermischung des Guten und Bösen, so wie sie im Leben vorkömmt, ausdrücken. Er muß in einem Augenblick sauer oder verdrüßlich, und wieder vergnügt aussehen. Also sind die Gebehrden bey ihm weit schnellern Abwechslungen und weit lebhaftern Bewegungen unterworfen, als bey dem Redner. Deßwegen will Cicero auch nicht, daß der Redner die Kunst der Gebehrden so, wie der Schauspieler, lernen soll (*).

§. 75.

Ueber den rednerischen Anstand.

Darunter versteht man die Uebereinstimmung der Stellung der Gebehrden und der Stimme des Redners in einer Rede von gemäßigtem Inhalt, mit dem Charakter der Rede. Der Anstand hat blos in dem gemäßigten Inhalt statt; denn wo dieser heftig ist, und starke Leiden-schaften

(*) Nemo suaserit studiosis dicendi adolescentibus, in gestu discendo histrionum more elaborare. *Cicero de Orat.*

schaften zum Grunde hat, daß der Vortrag feurig wird; da wird der vollkommensten Uebereinstimmung des Vortrages mit dem Inhalt niemals der Name des Anstandes gegeben. Er bleibet dem gesetzten Wesen und einer ruhigen Gemüthsfassung eigen.

In einer Rede von ernsthaftem Inhalt zeiget sich der Anstand in einer ernsthaften und ruhigen Stellung, in mäßigen Bewegungen, einer männlichen und etwas langsamen Stimme, und einer geraden Kopfstellung und etwas niedergezogenen Augenbrahmen. Ist der Inhalt vergnügt, aber von gemäßigter Freude; so bestehet der Anstand in einer mäßig muntern Stellung, in angenehmen und sanften Bewegungen des Körpers, in einem etwas mehr aufgerichteten Kopf, offenen und fröhlichen Blicken und einer angenehmen hellen Stimme. Ueberhaupt sind Bescheidenheit, Mäßigung der Stimme und aller Bewegungen, die wesentlichsten Stücke des Anstandes: hingegen hebt alles weit Getriebene und Heftige den Anstand auf. Eine stille Größe, die uns beständig in einer ruhigen Fassung läßt, und alle Aufmerksamkeit, ohne die geringste Zerstreuung, auf das Wesen der Sache heftet, machet die Vollkommenheit des Anstandes aus.

Daß der Anstand eine große Kraft auf die Gemüther der Zuhörer habe, ist eine bekannte Sache; aber sie wird nicht allemal in genugsame Ueberlegung gezogen. Der Mangel desselben vermindert die Wirkung der Rede so sehr, daß er sie beynahe ganz aufhebt.

Eines

Eines der vornehmsten Mittel, den Anstand im Reden zu erreichen, ist die Sicherheit des Redners. Wenn er seine Rede mit der besten Sorgfalt so ausgearbeitet hat, daß er sich ihrer versichern kann; so erweckt dieses ein Zutrauen auf seinen Vortrag: dieses aber überhebt ihn aller ängstlichen Bestrebung; es läßt seine Seele in der Ruhe, die dem Anstand wesentlich ist. Wenn aber der Redner in die Stärke seiner Vorstellungen ein Mißtrauen setzet, alsdenn sucht er die ihr mangelnde Kraft durch den Vortrag zu ersetzen; er will mit Stimme und Gebehrden die Wirkung erzwingen, und verlieret darüber den Anstand.

Der Redner bedenke allemal, daß die Hauptsache der Rede in der Materie liegt, und daß der Vortrag sie nur verstärkt, aber ihren Mangel niemals ersetzt. Deßwegen vermeide er die unnützen Bestrebungen, seinen Worten durch den Vortrag eine Kraft zu geben, die ihnen mangelt. Der Pantomime, der kein ander Mittel hat, verständlich zu seyn, als die Gebehrden, muß darinn die ganze Kraft der Vorstellung setzen; der Redner aber muß dadurch eine schon vorhandene Kraft blos unterstützen.

Große Fehler gegen den Anstand sind, eine übertriebene Stimme auf einer Seite, und eine ganz nachläßige auf der andern; ein zu schneller Vortrag schadet ihm mehr, als wenn er zu langsam ist. Am allermeisten aber schadet ihm die Unbescheidenheit des Redners, wenn

er

er seine Zuhörer mit dreisten Blicken gleichsam mustert, oder zu seiner Bewunderung auffodert; wenn er einen zu freyen oder gar kühnen Ton annimmt. Der Anstand will, daß der Redner seine Sache, und nicht seine Person sehen lasse; daß er bescheiden und gerade vor sich hinsehe, und wenn es nöthig ist, sich sanft und bescheiden gegen eine andere Seite hinwende. Doch muß er auch nicht zaghaft seyn, sondern ein mäßiges Zutrauen in seine Vorstellungen von sich blicken lassen. Er muß seine Zuhörer als eine Versammlung ansehen, welcher er Hochachtung schuldig ist, aber nicht als unerbittliche Richter, die ihn ungehört verurtheilen.

Ein angehender Redner, der dieses wohl und ernstlich überlegt, wird bald zu einem gewissen Anstand in seinem Vortrage kommen. Aber die Vollkommenheit desselben ist vielleicht der schwerste Theil dessen, was zum Vortrage gehört.



Johann Georg Sulzers
Praktik
der Beredsamkeit.



Vorerinnerung.

Da die Theorie wirklich vollendet war, kam mir der Gedanke, das in Beyspielen zu zeigen, was durch Regeln und Grundsätze der Beredsamkeit gelehrt worden ist. — Beyspiele stellten sich der Menge nach, sowol von den Alten, als Neuern dar. Weil es aber meine Absicht durchaus war, nur Sulzer, oder doch, wenn es nicht anders seyn konnte, für Sulzer dem Publikum etwas Interessantes zu liefern; so wählte ich, was mir aus den Schriften dieses sowol philosophischen, als rednerischen Mannes, und aus jenen seiner besten Freunde am vortheilhaftesten schien. Und ich wählte es im Allgemeinen so, wie es ohngefähr die Uebungen der rhetorischen Klasse erforderten.

 Daher

Daher bestimmte ich zum praktischen Theil vier Hauptarten der Beredsamkeit, — Briefe, Beschreibungen und Erzählungen, philosophische Aufsäze und Reden. Davon, wenn es gefällig ist, werde ich meine Ursachen und Absichten erklären.

Wie Sulzer in allem Philosoph ist; so wünsche ich auch durch Theorie und Praktik der Beredsamkeit nichts anders, als daß junge Studirende einmal anfangen zu denken, und, so viel es ihr Alter zugiebt, mit Weisheit und mit dem Geist der Philosophie, alles, was es immer ist, und zu ihrer Vervollkommnerung dient, zu unternehmen. Dieß ist die allgemeine Absicht durch das Ganze.

Was die Praktik der Beredsamkeit betrifft, habe ich die gemeldeten vier Arten der rednerischen Ausführung gewählt, weil sie die gewöhnlichsten sind.

Das Briefeschreiben gehört unter das Täglichste und Allgemeinste. Indeß wird doch nie ein Jüngling oder Mann so schreiben wollen, wie sich die rohe Sprache des Pöbels ausdrückt.

Sollte sich nicht ein Lehrer dieß zum Gesetz machen, nie von dieser Uebung aufzuhören, bis seine jugendliche Freunde der Wissenschaften eine Fertigkeit darinn erhalten haben?

Die zweyte Art der Uebung in dem Fache der Beredsamkeit ist Beschreibung und Erzählung. Darinn ist vorzüglich Sulzer ein Meister, wenn man ihn als Philosoph betrachtet. Nicht nur kein Ganzes, sondern nicht einmal ein Theil entgeht ihm, wenn er die Beschreibungen oder Schilderungen einer Sache unternimmt. Man erkennt darinn vollkommen den Philosophen, und man kann im mindesten nicht den Philosophen mißkennen. Ein geschickter Lehrer muß es seyn, der im Stande ist, das vorzulesen und mit den angemessensten Anmerkungen zu erklären, was das Wesentliche im Denken und Beobachten, das Wahre und Schöne in der Vorstellung, und das Richtige und Beredsame in der Sprache ausmachet.

Ehe ich zu den förmlichen Reden kam, gieng ich zu den philosophischen Aufsätzen, und aus sehr beträchtlichen Ursachen, die mir erst eine lang-

 wierige

wierigste Erfahrung eingab. — Die jungen Leute, wenn sie von untern Schulen heraufkamen, waren immer gewohnt, vorzüglich und beynahe einzig auf die Sprache und den Ausdruck acht zu geben, ohne aufmerksam zu beobachten, ob sie dabey gründlich denken, und nicht nur mit dem Geist, sondern auch mit dem Gefühl der Wahrheit schreiben.

Dieß sollte also das erste Gesetz des jungen Redners seyn, über jeden Gegenstand, den er sich entweder selbst wählt, oder zur Ausarbeitung empfängt, sich richtige, und nach allen Umständen deutliche Begriffe zu machen, und denn nach gründlichen Vernunftschlüssen zu einer bestimmten oder durchforschten Wahrheit zu kommen. Man kann dieß jungen Leuten nicht genug einprägen, daß sie einmal anfangen, und niemals aufhören, über alle vorkommende Gegenstände richtig zu denken. — —

Die letzte Art der Uebung sind förmliche Reden. Man hat sie vorzüglich aus dem Alterthum: man hat sie auch in neuern Zeiten, aber in keiner solchen Vollkommenheit ꝛc.

Es

Vorerinnerung.

Es steht in unsrer Praktik nur eine einzige Rede, die das Beyspiel aller akademischen Lobreden ist: nicht das Muster, sondern ein ähnliches Beyspiel, wie sie Alembert bearbeitet hat. Von allen Arten der Rede dienen am vorzüglichsten die Werke der Alten.

Wie ichs gesagt, so verharr ich in der Aussage: Sulzer ist der Mann der reinsten Philosophie, und dieß — was ich einzig zur Vollkommenheit des Lebens eines jeden wünsche — sollen alle werden.



Inhalt.

Briefe.

ben kann (*). Ich finde dennoch, daß Sie in Ihren letzten Tagen darinn noch glücklicher sind, wie ich, daß Sie sich noch beschäfftigen können; bey mir sind nicht nur alle Kräfte, sondern auch alle Lust zur Arbeit völlig verschwunden, so daß ich *litterariter mortuus* bin. — Es wird doch merkwürdig genug seyn zu sehen, wie Ihr Geist bis auf den letzten Athem beschäfftigt gewesen. Sorgen Sie dafür, daß auch von den letzten Arbeiten Ihrer Feder nichts verloren gehe.

Sie haben das Vergnügen, mit dem Bewußtseyn von der Welt Abschied zu nehmen, daß eine große Menge Menschen sich Ihrer lange Zeit mit warmer Dankbarkeit und Hochachtung erinnern werden. Und ich bin gewiß, daß nicht nur in Zürich, sondern auch in Deutschland Ihr Ruhm und Ansehen sehr lange nach Ihrem Tode frisch und unverwelkt bleiben werde; und dieses ist, dünkt mich, das Beste, was man mit sich ins Grab nehmen kann. Sollten Sie vor mir die große Reise antreten, so habe ich für mich den Trost, daß ich Ihnen in kurzer Zeit nachfolgen werde, und ich werde Ihnen den schönen Abschied, den Noah vom Sipha genommen hat, nachrufen:

Geh, mein Freund, dem Engel des Todes entgegen, dem Retter,
Der von den Banden des Staubs befreyt, die Befreyeten krönet;

Der

(*) Diesen Brief diktirte er in die Feder seines getreuen Müllers, der ihm fast beständig zur Seite stund.

II.

An Herrn Bodmer,

mit dem er ein besonders Vergnügen theilt.

Was für eine Menge neuer und angenehmer Empfindungen haben sich nicht seit dieser gesegneten Stunde bey mir eingefunden! Mich dünkt, daß ich jetzo ein ganz anderer bin, als ich vor einigen Tagen gewesen. Eile, o Tochter, mit Wachsen, wachse zum reifen Leben, und wachse vornehmlich zum edlen Leben der Tugend. Eile zum Wachsen, noch den einst zu sehen, der deines Vaters Werthester ist. Ich denke nun schon, wie angenehme Scenen die seyn werden, wenn ich künftig diesem zarten Gemüthe die Schönheiten im Noah, Jakob und Joseph entwickeln werde.

III.

An ebendenselben.

Empfindung über den Tod seiner Tochter.

Melisse ist nicht mehr; der Tod hat uns dieses werthe, dieses hoffnungsvolle, zärtliche, und eines immerwährenden Andenken würdige Kind entrissen. Mit ihm ist der größte Theil meiner Freuden und meiner Hoffnungen entflohen, und vielleicht ein Theil von meinem und meiner Wilhelmine Leben! Ich fühle, wie tief, wie hungrig der Schmerz an meinem Leben nagt.

O! ein solches Kind wird uns schwerlich zum zweytenmale zu Theil werden. Solche Zärtlichkeit, solche Leutseligkeit, solche vergnügte Gemüthsfassung, solche sichtbare Uebereinstimmung mit unsern Wünschen, dürfen wir nicht mehr hoffen.

Das

Das einzige, was von meinen Hoffnungen übrig bleibt, ist, daß nunmehr ein himmlischer, zärtlicher und erleuchteter Freund Melissens, ihre Erziehung fortsetzt. rc.

IV.

An Herrn Künzli.

Nachricht von dem Todfall seiner Gattin.

Mein liebster Freund, wie soll ich Ihnen sagen, daß ich der verlassenste und betrübteste Mensch bin, der itzo auf der Erde lebt? Meine theurste Wilhelmine, die beste, die liebenswürdigste Frau, die beynahe den höchsten Gipfel der menschlichen Tugend erreicht hatte — Sie ist nicht mehr, und ich bin verlassen und in einen Abgrund gestürzt, in welchem ich kein Licht und keine Freude mehr weit um mich sehe. O mein theuerster Freund! was für ein Leiden ist es, von einer solchen Gattin, von einer solchen Freundin, von einer solchen Gehülfin getrennt zu werden! Sie hat seit dem Tode ihres Sohnes beständig gelegen, ist immer schwächer geworden, und vorgestern ist sie wie ein Licht, dem die Nahrung fehlt, ausgelöscht. Dieses ist alles, was ich itzo zu schreiben im Stande bin. Verkündigen Sie mein Unglück unsern Freunden, besonders unserm theuren Bodmer, der auch allemal der Inhalt der süßesten Unterredungen war, die ich mit dieser itzo verklärten Seele in den seligsten Stunden meines Lebens gehabt habe. O! was für Tugend und was für ein vollkommnes Muster aller Rechtschaffenheit ist der Welt, und besonders mir und meinen armen verlaßnen Kindern entzogen! rc.

V.

An Herrn Bodmer.

Er meldet seinem Freunde den Auftrag, den er zum Lehramt auf der Ritterakademie in Berlin von Sr. Majestät erhalten hat.

— — Was ich itzt fühle, und was für zärtliche Blicke ich auf die gehofften Scenen der angenehmen Ruhe, die ich mir schon als wirklich vorgestellt hatte, zurückwerfe, läßt sich besser empfinden, als beschreiben. Da ich mir schon sehr gut angewöhnt hatte, allem Ueberfluß zu entsagen, und mit einer spartanischen Lebensart zufrieden zu seyn, so können keine Einkünfte, die ich hätte missen können, mir das ersetzen, was mir an Vergnügungen des Herzens abgehet. Nur die Furcht, den Monarchen nach so vielen Gnadenbezeugungen zu beleidigen, und etwas zu thun, das alle meine hiesige Freunde für eine Ausschweifung würden gehalten haben, hat mich vermocht, mich von neuem halten zu lassen. Und da auch der Prinz von Preußen mir bezeuget, daß dieser Entschluß ihm Vergnügen mache, so hoffe ich, daß keine Zeit komme, da mir mein itziges Betragen Reue erwecken werde.

VI.

An ebendenselben.

Klage wegen dem elenden Zustand seines gegenwärtigen, unwirksamen Lebens.

Ich muß es nur gestehen, daß es nicht immer Geschäffte sind, die mich am Schreiben hindern. Bisweilen ist es Trägheit, Unmuth, oder wie das Ding sonst zu nennen ist.

Häufige

Häufige und anhaltende Zerstreuungen setzen mich so sehr aus der Fassung, in welcher ich meine Gedanken sammeln kann, heraus, daß auf jene eine Stille folgt, die mir eben so verdrießlich ist, als die gänzliche Windstille dem Seefahrer. Alles, was sonst in der Seele sich zu regen pflegt, wird alsdenn schlaff, und bleibt es so lang, bis der Geist, durch die Last seiner eignen Trägheit gereizt, sich wieder aufraffet.

Die Politik und die Litteratur bringen mir Gegenstände vor Augen, die ich schon tausendmal beurtheilt und verworfen habe. Es geht mir bisweilen wie einem alten Schwelger, dessen Gaumen durch nichts mehr gereizt werden kann.

In diesem Zustand nehme ich meine Zuflucht zu meinen Bäumen, Blumen und Hühnern. Mit diesen kann ich ganze Tage lang spielen, als ob sonst nichts in der Welt wäre, das einen denkenden Menschen beschäfftigen könnte. Alsdenn ists mir eine wichtigere Arbeit, einen kranken Baum durch Beschneiden und Versetzen vom Tode zu retten, als ein *Memoire academique* zu machen.

Können Sie, mein Theuerster, mir nicht etwas von der Munterkeit des Geistes geben, die Sie so vorzüglich besitzen? Warum bin ich bey einer so weit geringern Last von Jahren älter als Sie? Warum scheinen bey mir Wünsche, Begierden, Unternehmungen schon ihr Ende erreicht zu haben? Soll ich denn schon itzt ein blos müßiger Zuschauer bleiben? Warum ist nicht Ihr Beyspiel allein stark genug, meine schlaffe Wirkungskraft zu reizen? Daß mir aber dieser so ruhige Zustand nicht gefällt, daß ich von Zeit zu

V.

An Herrn Bodmer.

Er meldet seinem Freunde den Auftrag, den er zum Lehramt auf der Ritterakademie in Berlin von Sr. Majestät erhalten hat.

— — Was ich itzt fühle, und was für zärtliche Blicke ich auf die gehofften Scenen der angenehmen Ruhe, die ich mir schon als wirklich vorgestellt hatte, zurückwerfe, läßt sich besser empfinden, als beschreiben. Da ich mir schon sehr gut angewöhnt hatte, allem Ueberfluß zu entsagen, und mit einer spartanischen Lebensart zufrieden zu seyn, so können keine Einkünfte, die ich hätte missen können, mir das ersetzen, was mir an Vergnügungen des Herzens abgehet. Nur die Furcht, den Monarchen nach so vielen Gnadenbezeugungen zu beleidigen, und etwas zu thun, das alle meine hiesige Freunde für eine Ausschweifung würden gehalten haben, hat mich vermocht, mich von neuem halten zu lassen. Und da auch der Prinz von Preußen mir bezeuget, daß dieser Entschluß ihm Vergnügen mache, so hoffe ich, daß keine Zeit komme, da mir mein itziges Betragen Reue erwecken werde.

VI.

An ebendenselben.

Klage wegen dem elenden Zustand seines gegenwärtigen, unwirksamen Lebens.

Ich muß es nur gestehen, daß es nicht immer Geschäffte sind, die mich am Schreiben hindern. Bisweilen ist es Trägheit, Unmuth, oder wie das Ding sonst zu nennen ist.

Häufige und anhaltende Zerstreuungen setzen mich so sehr aus der Fassung, in welcher ich meine Gedanken sammeln kann, heraus, daß auf jene eine Stille folgt, die mir eben so verdrießlich ist, als die gänzliche Windstille dem Seefahrer. Alles, was sonst in der Seele sich zu regen pflegt, wird alsdenn schlaff, und bleibt es so lang, bis der Geist, durch die Last seiner eignen Trägheit gereizt, sich wieder aufraffet. — —

Die Politik und die Litteratur bringen mir Gegenstände vor Augen, die ich schon tausendmal beurtheilt und verworfen habe. Es geht mir bisweilen wie einem alten Schwelger, dessen Gaumen durch nichts mehr gereizt werden kann.

In diesem Zustand nehme ich meine Zuflucht zu meinen Bäumen, Blumen und Hühnern. Mit diesen kann ich ganze Tage lang spielen, als ob sonst nichts in der Welt wäre, das einen denkenden Menschen beschäfftigen könnte. Alsdenn ists mir eine wichtigere Arbeit, einen kranken Baum durch Beschneiden und Versetzen vom Tode zu retten, als ein *Memoire academique* zu machen.

Können Sie, mein Theuerster, mir nicht etwas von der Munterkeit des Geistes geben, die Sie so vorzüglich besitzen? Warum bin ich bey einer so weit geringern Last von Jahren älter als Sie? Warum scheinen bey mir Wünsche, Begierden, Unternehmungen schon ihr Ende erreicht zu haben? Soll ich denn schon itzt ein blos müßiger Zuschauer bleiben? Warum ist nicht Ihr Beyspiel allein stark genug, meine schlaffe Wirkungskraft zu reizen? Daß mir aber dieser so ruhige Zustand nicht gefällt, daß ich von Zeit zu

Zeit eine Bestrebung fühle, mich aus demselben heraus zu reissen, läßt mich hoffen, daß ich noch in keiner tödtlichen Schlafsucht liege. Vielleicht gelingt es mir, mich noch einmal in den Stand des völligen Wachens und der völligen Munterkeit zu setzen. Alsdenn soll die Zeit ganz allein meinem Wörterbuch gewidmet werden. Es ist wirklich so weit, daß eine halbjährige anhaltende Arbeit ihm die letzte Form geben könnte. ꝛc. —

VII.

An ebendenselben.

Berichtet seinem Freunde, daß er nach einer langwierigen Krankheit wiederum zu einiger Genesung gekommen.

Nein, mein verehrungswürdiger Freund, die Heiterkeit Ihres 75sten Sommers, das Vergnügen gute Thaten verrichtet zu haben, soll durch keine Trauer gestört werden. Ihr Freund, der Sie mehr als jeder andre Mensch, und mehr als jeden andern Menschen liebet, lebet noch. Seine starke Natur hat über eine der schlimmsten Krankheiten, die Zimmermann selbst ohne Hoffnung für tödtlich hielt, wie es scheint, gesieget. Doch bin ich noch nicht gesund, aber täglich rücke ich der Gesundheit einen Schritt näher. Dieses, mein Theuerster, ist, was ich Ihnen mit meiner eignen sehr schwachen Hand zu schreiben mich verbunden gehalten. Mit neuem Leben umarme ich Sie, mein Theuerster. Melden Sie meinen Freunden in Zürich und Winterthur meinen herzlichen Gruß ꝛc.

VIII.

VIII.

An ebendenselben.

Tröstet seinen Freund, den eine Krankheit und eine bange Furcht des Todes überfallen hatte.

Sollte die Annäherung des grossen Schrittes, der Ihnen bevorsteht, die Ursache Ihres veränderten Gemüthszustandes seyn, o mein Theuerster, so hören Sie mich an, mich, der oft und noch kürzlich, nicht nur in der gänzlichen Einbildung war, diesen Schritt den Augenblick zu thun, sondern, um ihn wirklich zu thun, nur noch die kleinste Bewegung nöthig hatte. Ja ich habe ihn in der Nähe gesehen — den Tod — habe ihm tief in den Rachen geschaut, und ihn, ich bezeuge es an Gott! nicht fürchterlich gefunden. Noch itzt verliere ich ihn nie aus dem Gesichte; denn noch immer scheint es mir, daß er mit einiger Ungeduld auf mich warte. Da Sie, mein theuerster Freund, gestorben seyn, für selig halten, so ist es ein bloßes Vorurtheil, oder vielmehr eine blos thierische Einbildung, *horror animalis*, daß man das Sterben selbst als etwas Uebles sich vorstellt. Es ist in Wahrheit nichts, als ein Einschlafen. Unter Zehntausenden empfindet es nicht einer, daß er stirbt, und die es empfinden, sind wenigstens ohne Schmerzen. Ich bin überzeugt, daß kaum ein Mensch lebt, der nicht schon oft sehr viel mehr gelitten hat, als er bey seinem Tode leiden wird.

Darum seyn Sie fröhlich, mein Theuerster, und folgen Sie meinem Rath, bey dessen Befolgung ich mich sehr wol befinde. Je mehr meine Kräfte abnehmen, je mehr suche ich mir alle mögliche Arten von Vergnügen zu machen,

machen, denn ich will — wofern es Gott nicht anders verhängt — ich will vergnügt die Welt verlassen, und wie mir itzt bisweilen geschiehet, unter süßen Gesprächen einiger Freunde, auch zum letztenmal einschlafen, und Sie, mein Theuerster, werden vermuthlich unter angenehmen, in Ihnen selbst erzeugten Phantasien einschlafen — und dann, — für das übrige sind wir beyde unbesorgt — Wo Sokrates, und Cicero, und Antonin, und so viel brave Männer hingegangen, dahin mag ich gern auch gehen. &c.

IX.

An ebendenselben.

Kündiget ihm die Vollendung seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste an &c. —

Nun bin ich auf einmal ohne Beschäfftigung und ohne Sorge. Ich erfahre dabey das Schicksal aller Menschen, die durch die Erfüllung der eifrigsten Wünsche nie ganz befriediget werden. Den ganzen Sommer über war dieß mein einziger Wunsch, die Arbeit bald geendigt zu sehen, damit ich in völliger Freyheit und gänzlicher Sorglosigkeit unter meinen Bäumen und zwischen meinen Gesträuchen herumirren könnte; ducere sollicitae jucunda obliuia vitae.

Das Glück ist mir geworden, und siehe, nun scheint es mir nicht so beneidenswerth. Itzt sehe ich, was die Arbeit für ein Gut ist, seitdem ihr gänzlicher Mangel mir das Leere des Müssiggangs empfinden läßt. Seit langem war ich gewohnt, einen vertrauten Freund in den einsamsten Stunden um mich zu haben, und gegen ihn meine geheimsten Gedanken und meine Wünsche zu äußern.

Nun

Nun ist er weggereist, und macht mir mein Haus und meinen Garten zur Einöde. Dieser Freund war die Arbeit. Wirklich, mein Theuerster, fühle ich etwas, das der Empfindung sehr ähnlich ist, die ich ehedem fühlte, als Künzli bey mir in Berlin gewesen, und mich nun wieder verlassen hatte. So sehr beherrscht uns die Gewohnheit.

Vielleicht werden Sie glauben, ich sollte nicht so sorglos seyn, da mir nun so mancherley Tadel über die Mängel und Unvollkommenheiten dieses Werks bevorstehen. Aber — wahrlich diese Sorge beschäfftigt mich keinen Augenblick. Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte, und habe nach Herzenslust mit meinen Lesern geplaudert. Nun habe ich nichts mehr zu sagen, und ich überlasse jedem, der es gut findet, seine Glossen über das, was ich gesagt habe, zu machen. Ich merk es wol, daß mein Recensent in der allg. d. B. mir hat weh thun wollen. Aber ich kann mit Wahrheit sagen: *non dolet*. Einige seiner Kritiken sind gegründet; aber gegen mich selbst bin ich entschuldigt, und niemand braucht zu wissen, wie. Um das übrige bekümmere ich mich wenig. Unmöglich, mein Theuerster, kann ich mich entschließen, auch nur eine Zeile zu meiner Rechtfertigung oder Vertheidigung zu schreiben. Dieß mögen jüngere Liebhaber thun. Ich fange an stumpf und steif zu werden, und würde doch wenig ausrichten. Wirklich ist mir die Arbeit in den letzten Monaten sauer geworden, und ich fürchte, daß Leser von feiner Nase das, was die Franzosen *peine* nennen, gar wol werden gewahr werden. 2c.

X.

An Herrn Gleim.

Danket ihm für das übersandte Buch, und berichtet ihm seine gegenwärtige Umstände 2c.

Das rothe Buch, mein lieber Freund, hat mir einen vergnügten Tag gemacht, und ist mir, wegen seines innern Werths, weil es von Ihnen ist, und auch dadurch, daß Sie es zum Beweis Ihres freundschaftlichen Andenkens an einen, Ihnen schon halb abgestorbenen, alten Freund gemacht haben, höchst angenehm gewesen. — Daß ich die Schönheiten darinn, die Stärke der Gedanken, Neuheit der Wendungen, und die erhabene Einfalt fühle, werden Sie mir zutrauen, wenn ich mich gleich nicht umständlich darüber erkläre. Was aber das Vergnügen, das Sie mir gemacht haben, etwas vermindert, ist der melancholische, gar zu strenge Ton, der in so manchem Stück herrscht, und anzeigt, daß Sie Ihre lieben Nebenmenschen lieber in einiger Entfernung, als in der Nähe oder mitten unter Ihnen sehen mögen. Ich wünsche für Ihre Ruhe, und zur Verschönerung Ihres herannahenden Alters, daß Ihnen die sittliche Welt mit so angenehmen Farben ins Auge fiele, als die körperliche; denn itzt erfahre ich, wie wichtig dieses in der letzten Periode des Lebens sey, da so viel andre Annehmlichkeiten, die uns ehedem das Leben versüßet haben, entweder ganz wegfallen, oder doch sehr matt werden.

Ermuntern Sie sich, mein Freund, und bestreben Sie sich, den Abgang der jugendlichen Freuden durch andre zu ersetzen! Dieses ist mein tägliches Bestreben, und ich

bin

bin daran so ziemlich glücklich. Bey der größten Gleichgültigkeit für so viele Dinge, die mir ehedem wünschenswerth waren, fehlt es mir, bey Annäherung meiner letzten Tage, nicht an Vergnügen, wenigstens nicht an Zufriedenheit. Noch lebe ich in dem ungewissen Zustand, gleichsam in der Mitte zwischen Leben und Tod. Den Wurm, der an meinem Leben nagt, fühle ich täglich, und muß mich also unaufhörlich zu der großen Reise nach einer andern Welt bereit halten. Der Wagen steht aufgepackt vor der Thür, und ich warte nur auf das letzte Zeichen zum Einsteigen. — Also hab' ich alles, was man Entwürfe, Aussichten und Anschläge nennt, aufgegeben, und erwarte ganz ruhig die Stunde der Abreise. Doch bin ich nicht nachläßig, jede Annehmlichkeit, die sich mir bey diesem Warten darbietet, noch anzunehmen, und ich habe sogar den Entschluß gefaßt, in meinen letzten Tagen, wenn ich nicht daran gehindert werde, die größte Reise zu thun, die ich noch je gethan habe; denn ich gedenke, den künftigen Winter in Italien zuzubringen, in Hoffnung, daß ein wärmeres Klima mich der mancherley Leiden, die der harte Winter dieses nördlichen Himmels mir verursachet, überheben werde.

In meiner einsamen ländlichen Hütte genieße ich, unter allen körperlichen Gebrechlichkeiten, ziemlich angenehme und durchaus ruhige Tage; und itzt habe ich das Vergnügen, meinen ehrlichen Grafen aus Dresden, nebst seiner Frau und einem sehr muntern kleinen Knaben, der mich Großpapa nennt, bey mir zu haben. Sie sehen, mein lieber Gleim, daß ich mit Ihnen gern plaudere, ob mir gleich das schriftliche Plaudern untersagt ist, weil

man

man glaubt, daß es die wenigen Kräfte, die ich noch habe, vermindere.

Ich umarme Sie von Herzen, und wünsche von ganzer Seele, bald von Ihnen zu hören, daß Sie wieder vergnügt, wenigstens zufrieden leben. ꝛc.

XI.

An Herrn Bodmer.

Von Bern aus meldet er seinem Freunde die unternommene Reise und die baldige Umarmung.

Hier bin ich nun, mein Theuerster, in Ihrer Nachbarschaft, und wie mich dünkt, so nahe bey Ihnen, daß ich Sie mit diesen leiblichen Armen umfangen könnte. Von dem lebhaften Eindruck, den diese Nachbarschaft von dem Ort Ihres Aufenthalts auf mich macht, urtheile ich von der Freude, die ich haben werde, Sie im Frühjahr vor diesen Augen zu sehen. Es war mir ganz unmöglich, die Sachen so einzurichten, daß ich über Zürich hätte reisen können. Desto länger sollen Sie mich im Frühjahr bey sich sehen, da ich, wie man mich hoffen macht, mehr im Stand seyn werde, alle Gedanken und Empfindungen in tönenden Worten auszudrücken. Denn gegenwärtig wird mir das Reden sehr schwer. Auch sogar das Schreiben ermüdet mich merklich. Doch schöpfe ich gute Hoffnung daraus, daß die Reise bis hieher mich eher gestärkt, als geschwächt habe. Für dießmal nicht mehr. Ich umarme Sie von ganzem Herzen, und bleibe mit innigster Empfindung der Ihrige ꝛc.

XII.

XII.

An ebendenselben.

Von Nizza, über die Umstände seines Aufenthalts.

Ich befinde mich itzt, mein Theuerster, in dem kleinen Elysium, welches die Stadt Nizza durch fast unersteigliche Berge von den umliegenden Ländern absondert. Es ist ein kleines, aber höchst reizendes Thal, und in demselben wohne ich in einem der größten Gärten, in dem ein immerwährender Frühling herrscht. Es thut mir nicht leid, Hieres verlassen zu haben, da ich hier in allen Absichten besser bin, als dort.

Der erste Stral der aufgehenden Sonne fällt gerade in mein Zimmer, und dieses wolthätige Gestirn verläßt mich hernach den ganzen Tag nicht mehr, bis sein westlicher Stral über die westlichen Berge hinabglitschet. — Die Stadt Nizza habe ich mit ihrem Hafen gerade vor mir in einer geringen Entfernung, und etwas zur Seite, das mit Millionen Orangen, Feigen und Olivenbäumen besetzte Thal, mit angenehmen Hügeln umgeben, über welche höhere Berge ihr graues Haupt empor heben. — Meine Gesundheit hat hier schon merklich gewonnen, und ich hoffe, daß der Monat May mich in meiner ehmaligen Gestalt für Ihr Gesicht stellen werde. So angenehm und so frühlingähnlich der Winter hier ist, so fühle ich doch schon, daß er mich zu lange abhalten wird, die Berge zu übersteigen, die mich von Ihnen trennen. In meiner Jugend hätte die einsamste Hütte in diesem Thal alle meine Wünsche befriedigt; aber bey meinem herannähernden grauen Alter hat die Natur mit allen ihren Schön-

heiten

man glaubt, daß es die wenigen Kräfte, die ich noch habe, vermindere.

Ich umarme Sie von Herzen, und wünsche von ganzer Seele, bald von Ihnen zu hören, daß Sie wieder vergnügt, wenigstens zufrieden leben. rc.

XI.

An Herrn Bodmer.

Von Bern aus meldet er seinem Freunde die unternommene Reise und die baldige Umarmung.

Hier bin ich nun, mein Theuerster, in Ihrer Nachbarschaft, und wie mich dünkt, so nahe bey Ihnen, daß ich Sie mit diesen leiblichen Armen umfangen könnte. Von dem lebhaften Eindruck, den diese Nachbarschaft von dem Ort Ihres Aufenthalts auf mich macht, urtheile ich von der Freude, die ich haben werde, Sie im Frühjahr vor diesen Augen zu sehen. Es war mir ganz unmöglich, die Sachen so einzurichten, daß ich über Zürich hätte reisen können. Desto länger sollen Sie mich im Frühjahr bey sich sehen, da ich, wie man mich hoffen macht, mehr im Stand seyn werde, alle Gedanken und Empfindungen in tönenden Worten auszudrücken. Denn gegenwärtig wird mir das Reden sehr schwer. Auch sogar das Schreiben ermüdet mich merklich. Doch schöpfe ich gute Hoffnung daraus, daß die Reise bis hieher mich eher gestärkt, als geschwächt habe. Für dießmal nicht mehr. Ich umarme Sie von ganzem Herzen, und bleibe mit innigster Empfindung der Ihrige rc.

XII.

Herr Beguelin, sein würdiger alter Freund, zwey Akademici und ich umgaben sein Sterbebett. Der nunmehr verklärte Sulzer dankte mir noch mit gebrochnen Worten für die Dienste, die ich ihm in seiner Krankheit bey unsrer Akademie der Edelleute geleistet hatte. Sie können sich leicht vorstellen, wie tief ich von dieser freundschaftlichen Regung durchdrungen war. Immer soll mir das Angedenken Sulzers theuer und verehrungswürdig seyn. Ihre mit allem Guten und Edlen der Seele so wol harmonirende Seele, wenn Sie an unsern Unterredungen bey seinem Krankenbett hätten Theil nehmen können, würde eben dieß gefühlt haben, was ich fühlte, da ich einen so hellen und mit einem festen Blick alles durchschauenden Kopf über alle Gegenstände der Erkenntniß und des täglichen Lebens so reife und gesunde Urtheile abfassen hörte. Die Kräfte seines Geistes schienen mehr bey seiner mit vielen hydropischen und andern Zufällen begleiteten Krankheit zu, als abzunehmen: und ob er sich gleich über die Unfähigkeit klagte, sich in etwas anzustrengen, so war doch der natürliche Ton seiner Seele so wol gestimmt, daß man ihm eben so gerne, als bey gesunden Tagen, zuhörte.

Sulzer, der sich durch wirkliche Verdienste und viele gute Handlungen eine allgemeine Achtung erworben hat, wird aufrichtig von den besten Einwohnern Berlins und den ehrlichsten Deutschen betraurt. Die philosophische Klasse der Akademie verliert an ihm einen wirksamen und einsichtsvollen Direktor, und unsre Akademie der Edelleute einen Professor, der in seinen gesunden Tagen zur Bildung des Geistes unsrer Eleven sehr vieles beytrug. Es werden mit ihm viele gute Entwürfe verscharret; dessen ungeachtet aber wird Sulzer als einer der reinsten und besten deutschen Schriftsteller unvergeßlich in dem Fach bleiben, das er so sehr erweitert hat. Die Theorie des Schönen hat gewiß keinen gründlichern Philosophen, als diesen unsern Kompatrioten aufzuweisen. Sein sich weit ausdehnender Geist suchte und fand immer neue Aussichten, und sein Herz traf immer die Wahl des Besten.

Ich vergesse bald, daß ich an Bodmern schreibe, der Sulzern besser als ich gekannt hat. Verzeihen Sie mir diese Ausgüsse der Freundschaft ꝛc.

heiten nicht Kraft genug, mich ganz zufrieden zu stellen. Meine Sinnen haben itzt alles, was sie verlangen, aber das Herz hat Ansprüche, die auch befriedigt seyn wollen. Ich merke, daß alle Wärme, die allmählig von den Sinnen wegweichet, in das Herz herüber geht. Hierinn liegt ohne Zweifel der Grund des immerwährenden Andenkens an die sandigen Ebenen, die meinen moabitischen Landsitz bey Berlin umgeben, ob sie gleich gegen dieses Thal eine Wüsteney sind. Aber von dieser Wüsteney muß ich sagen: *Attalicis conditionibus nunquam dimovear.* Es ist sehr gut, daß ich nicht in meinen jüngern Jahren diese Reise gemacht habe; sie würde mich vermuthlich abgehalten haben, wieder über die Alpen zurückzugehen. rc.

XIII.

An ebendenselben.

Bericht vom Aufenthalt unweit Winterthur.

— Den Morgen bringe ich mit meinem freundschaftlichen Wirth mit Plaudern und Spatzieren zu. — Und Nachmittag geben wir denn Audienz, und halten Cour, wobey wir uns eben so wenig Zwang anthun, als die großen Herren, wenn ihnen der Hof gemacht wird; denn wir sehen uns als die an, wornach sich die andern richten müssen. Kleine Histörchen von schildbürgerischer Staatsverwaltung hoher und niedriger Orten dienen uns fast täglich zur Belustigung, und wenn uns etwas Artiges vorkömmt, so rufen wir Sie immer als zu einem Fest herbey, und lassen auch Sie Ihre Anmerkungen über die Sachen machen. Bisweilen wecken wir unsern verstorbnen Freund Künzli wieder auf, um einen lustigen Einfall mehr zu

bekommen. So fliegen die Tage vor uns vorüber, und es wird immer früher Abend, als wir wünschten. rc. (*)

XIV.

An seinen vorigen Freund.

Nachricht von seinen Gesundheitsumständen.

Ich habe sehr lange nicht an Sie geschrieben, weil diese sonst so leichte und so angenehme Beschäfftigung eine Zeitlang unmöglich, hernach aber zu beschwerlich war. Seit dem Anfang dieses Jahrs bis tief in den Sommer hinein bin ich sehr elend gewesen, und habe jede Woche geglaubt, die folgende kaum zu erleben. Auch habe ich verschiedene schmerz-

(*) Sulzer besuchte auf seiner Zurückreise H. Schubart in Ulm, der das Angenehme dieses Besuches auf eine Art, die seinem großen Geist vollkommen gleich kömmt, recht gefühlvoll ausdrückt: „Der große, gelehrte Sulzer kam aus Italien und der Schweiz, wo er seine erschütterte Gesundheit herzustellen suchte, vorige Woche auf seiner Rückreise nach Berlin hieher, und übernachtete im goldenen Greifen. — Die Reisende weinen an den Porphirtrümmern von Palmira und Persepolis; aber da stand ich, und starrte den grossen Mann an, der so gelassen, mit so innigem Gefühl wahrer Menschenwürde seinem Tod entgegen keicht. — Was er sprach, war sokratische Weisheit, philosophischer Ernst, durch Freundlichkeit und Menschenliebe gemildert, sprach sein ganzes Gesicht, und ließ kaum Spuren der hinwelkenden Gesundheit bemerken. — — Du siehest ihn zum leztenmal, den Lehrer der Weisheit und Schönheit, den Plato deines Volks, dacht ich, als er in den Reiswagen stieg — und ach! da stürzte die Thräne — die heißeste, innigste Thräne, die ich jemals weinte.“ —

schmerzhafte Zufälle, von denen ich bis auf dieses Jahr verschont geblieben war, erfahren müssen, die mir das Leben zum Eckel gemacht haben. Jtzt befinde ich mich seit eben drey Wochen wieder merklich besser. Die Schmerzen haben nachgelassen, und das drohende Fieber hat mich auch verlassen. So werde ich seit sechs Jahren wechselsweise an den Rand des Grabes, und von da wieder in die Gesellschaft der Lebendigen hin und her geworfen.

Dieses ist der ganze Inhalt meiner dießjährigen Geschichte. Noch hat mich ein empfindlicher Schmerz betroffen, da ich meinen getreuen Bedienten, den Sie in Zürich gesehen, an der Ruhr verloren ꝛc. (*)

XV.

An ebendenselben.

Vorigen Inhalts.

Vor einiger Zeit glaubte ich, daß ich, ohne Abschied von Ihnen nehmen zu können, die grosse Reise nach einer volkreichern Welt, als die gegenwärtige ist, antreten würde. Ich bin seit bald drey Monaten sehr krank, und was das schlimmste ist, durch Schmerzen und Schlaflosigkeit sehr elend gewesen, und habe unglaublich viel ausgestanden. Gegenwärtig fange ich an, mich etwas wieder zu erholen, bin aber doch noch so schwach, daß ich selbst nicht schreiben

(*) In eben diesem Brief unterhielt er seinen Freund mit Litterarneuheiten, mit eben der Lebhaftigkeit und mit eben den gründlichen Anmerkungen, wie er immer gewohnt war, daß man nicht die geringste Abnahme der Seelenkräfte bemerken konnte. H. v. G.

ben kann (*). Ich finde dennoch, daß Sie in Ihren letzten Tagen darinn noch glücklicher sind, wie ich, daß Sie sich noch beschäfftigen können; bey mir sind nicht nur alle Kräfte, sondern auch alle Lust zur Arbeit völlig verschwunden, so daß ich *litterariter mortuus* bin. — Es wird doch merkwürdig genug seyn zu sehen, wie Ihr Geist bis auf den letzten Athem beschäfftigt gewesen. Sorgen Sie dafür, daß auch von den letzten Arbeiten Ihrer Feder nichts verloren gehe.

Sie haben das Vergnügen, mit dem Bewußtseyn von der Welt Abschied zu nehmen, daß eine große Menge Menschen sich Ihrer lange Zeit mit warmer Dankbarkeit und Hochachtung erinnern werden. Und ich bin gewiß, daß nicht nur in Zürich, sondern auch in Deutschland Ihr Ruhm und Ansehen sehr lange nach Ihrem Tode frisch und unverwelkt bleiben werde; und dieses ist, dünkt mich, das Beste, was man mit sich ins Grab nehmen kann. Sollten Sie vor mir die große Reise antreten, so habe ich für mich den Trost, daß ich Ihnen in kurzer Zeit nachfolgen werde, und ich werde Ihnen den schönen Abschied, den Noah vom Sipha genommen hat, nachrufen:

Geh, mein Freund, dem Engel des Todes entgegen, dem Retter,
Der von den Banden des Staubs befreyt, die Befreyeten krönet;

Der

(*) Diesen Brief diktirte er in die Feder seines getreuen Müllers, der ihm fast beständig zur Seite stund.

Der die Geburt der Menschen vollendet, die Arbeit be-
lohnet,
Und die Sorgen, die Noth, die Tugend, die Hoffnung
versiegelt.
Geh! ich halte dich nicht, und ich weine nicht eitele
Thränen,
Daß du im Porte schon stehst, indem ich den Sturm
noch besegle.
Unbethränt sieht das Auge dir nach, wie wol das Ge-
müthe
Blutend den Trost überdenkt, der meinem Leben geraubt
wird (*).

Anmerkung. Man wird es, wie ich hoffe, sehr wol aufnehmen, wenn ich noch einige Briefe von Sulzers Freunden beysetze, welche den Charakter und den Ruhm dieses Philosophen noch mehr verherrlichen.

XVI.

M. Karschin an Bodmer.

Der größte Theil dieses Briefs bezieht sich auf Sulzer, und seine damalige Gemüthslage.

— — Mein Schicksal ließ mich im Staube gebohren werden. Ich wuchs unter dem Pöbel zu Lasten von Sorgen empor, die meiner warteten. Ich war ferne von den Glückseligkeiten des Lebens, und ferne von den Augen der großen Welt: aber ich bin nicht unbekannt geblieben mit den Vorzügen des Geistes, und mit den glänzenden Schönheiten, die uns Bodmern malen, wenn man das Vergnügen hat, ihn zu lesen. Lange kannte ich Ihre vortreffliche Seele schon, und ich kenne sie dermal genauer.

Jen-

(*) So erhielt die Seele unsers Philosophen ihre Größe und Ruhe bis an sein Ende.

Jene unsichtbare Hand, die allen Begebenheiten ihre Triebfedern gab, führte mich nach Berlin, hier fand ich mehrere Früchte Ihres erhabnen, Ihres dichterischen Geistes, wie prächtig! — Sulzer ist ganz mein Freund, und er ist es um so viel mehr, weil ich ihm diese mir nützliche Kenntniß verdanken muß. Aber, bester Dichter, ich kenne Sie nicht allein dem feinen Theil nach, ich bin auch unterrichtet von den Zügen Ihres Antlitzes. Ihr Gemälde hat in dem Zimmer Ihres Freunds einen Platz über dem Bilde derer, die sein Vergnügen mit in die Gruft nahm. Er ist ganz zu beklagen, der redliche Sulzer: wie viel verlor er! Der Pinsel hat alle Schönheiten einer himmlischen Seele in dem Antlitz, in dem lächelnden Munde abgedrückt, dessen todte Anmuth ich immer küssen will, so oft ich das betrübte Vergnügen habe, meine Blicke auf ein Bild zu richten, das dem Bilde eines Engels gleicht. Er wird Ihnen seinen Schmerz beschrieben haben. — Ach! diese alten Wunden waren noch nicht verheilt, und die Vorsehung erlaubte dem Tode, sie wieder blutend zu machen. Traurig sitzt er und weint über der Leiche seines jüngsten Kindes. Der Liebling unter den dreyen, sie ist dahin; von einer langen abzehrenden Niederlage blieb nichts übrig, als die kleine Seele, die ein mit Haut überzogenes Geripp noch athmen machte. Der zärtliche Vater! Er wollte sie vom Himmel erbitten, er beschwur den Arzt, aber umsonst, sie starb.

Fühlen Sie seinen Gram in dem Zurückdenken an die Bahre Ihres Lieblings, dessen Verlust Sie der Melancholie des klagenden Hallers entgegen setzten. Ich hüte mich, Ihnen mehr davon zu sagen. Ich bitte nur einen Theil Ihrer Aufmerksamkeit und Ihrer Nachsicht, wenn ich es wagen werde, mit Ihnen in der rohen Sprache meiner Muse zu sprechen; ich hoffe Ihre Vergünstigung dazu, und ich bin voll von den Gedanken dieser schmeichelnden Hoffnung, und voll von Hochachtung gegen Ihre Verdienste ꝛc.

XVII.

Zimmermann an Hirzel.

Von Sulzers großmüthigen Rüstung zum Tode.

Sulzer, die größte Seele, die ich auf Gottes Erdboden kenne, schreibt mir beynahe alle vierzehn Tage. Kein Mensch hat vielleicht nie sich zum Tode angeschicket, wie es dieser göttliche Mann seit einem Jahre täglich thut. Du weißt, daß er unzählliche Geschwüre aus den Lungen ausgeworfen hat, und den Tod seit einem Jahre schon hundertmal vor der Thüre sah. Aber er siehet ihn mit einer Heiterkeit und Gelassenheit, davon du dir kaum einen Begriff machen kannst. Sein Geist und sein Herz sind allenthalben gegenwärtig, ob er gleich den Tod keinen Augenblick aus den Augen verliert. Er arbeitet jeden Morgen an dem zweyten Theile seiner Theorie der schönen Wissenschaften, den er diesen Winter zu vollenden hofft.

Ganz neulich schrieb er mir einen langen unvergleichlichen Trostbrief gegen meine Hypochondrie, den kein Mensch in der Welt hätte besser schreiben können &c. —

XVIII.

Wägelin an Bodmer. (*)

Die Geschichte von Sulzers Tode.

Mit dem schmerzhaften Gefühl einer aufrichtigen Betrübniß melde ich Ihnen, daß wir den 25sten Hornung, Abends zwischen 4 und 5 Uhr unsern schätzbaren Sulzer verloren haben!! — Er dachte oft auf seinem schmerzlichen Krankenlager an seinen alten guten Bodmer, dessen Bildniß er vor sich hatte, und tröstete sich mit dem Gedanken, daß er in seinem letzten Schreiben von ihm Abschied genommen habe. So beschwerlich und schmerzhaft seine letzten Zufälle diesen ganzen Winter hindurch gewesen, so sanft war hingegen sein von ihm erwarteter und sehnlich gewünschter Tod.

Herr

(*) Professor Wägelin war bey dem Tode des großen Mannes gegenwärtig.

Herr Beguelin, sein würdiger alter Freund, zwey Akademici und ich umgaben sein Sterbebett. Der nunmehr verklärte Sulzer dankte mir noch mit gebrochnen Worten für die Dienste, die ich ihm in seiner Krankheit bey unsrer Akademie der Edelleute geleistet hatte. Sie können sich leicht vorstellen, wie tief ich von dieser freundschaftlichen Regung durchdrungen war. Immer soll mir das Angedenken Sulzers theuer und verehrungswürdig seyn. Ihre mit allem Guten und Edlen der Seele so wol harmonirende Seele, wenn Sie an unsern Unterredungen bey seinem Krankenbett hätten Theil nehmen können, würde eben dieß gefühlt haben, was ich fühlte, da ich einen so hellen und mit einem festen Blick alles durchschauenden Kopf über alle Gegenstände der Erkenntniß und des täglichen Lebens so reife und gesunde Urtheile abfassen hörte. Die Kräfte seines Geistes schienen mehr bey seiner mit vielen hydropischen und andern Zufällen begleiteten Krankheit zu, als abzunehmen: und ob er sich gleich über die Unfähigkeit klagte, sich in etwas anzustrengen, so war doch der natürliche Ton seiner Seele so wol gestimmt, daß man ihm eben so gerne, als bey gesunden Tagen, zuhörte.

Sulzer, der sich durch wirkliche Verdienste und viele gute Handlungen eine allgemeine Achtung erworben hat, wird aufrichtig von den besten Einwohnern Berlins und den ehrlichsten Deutschen betraurt. Die philosophische Klasse der Akademie verliert an ihm einen wirksamen und einsichtsvollen Direktor, und unsre Akademie der Edelleute einen Professor, der in seinen gesunden Tagen zur Bildung des Geistes unsrer Eleven sehr vieles beytrug. Es werden mit ihm viele gute Entwürfe verscharret; dessen ungeachtet aber wird Sulzer als einer der reinsten und besten deutschen Schriftsteller unvergeßlich in dem Fach bleiben, das er so sehr erweitert hat. Die Theorie des Schönen hat gewiß keinen gründlichern Philosophen, als diesen unsern Kompatrioten aufzuweisen. Sein sich weit ausdehnender Geist suchte und fand immer neue Aussichten, und sein Herz traf immer die Wahl des Besten.

Ich vergesse bald, daß ich an Bodmern schreibe, der Sulzern besser als ich gekannt hat. Verzeihen Sie mir diese Ausgüsse der Freundschaft ꝛc.

XIX.

Spalding an Lavater.

Würdige Nachrichten über Sulzers Hinscheiden.

Lange und viel hat er gelitten, aber mehr als einmal mir gestanden, daß er keine innerliche Ungeduld dabey empfunden. Glauben und Hingebung an Gott und seine Vorsehung bekannte er mit lebhafter heiterer Rührung; — sprach mit Abscheu von Schriftstellern, die diese Würde und diesen Trost dem Menschen zu entreissen suchen, wie auch schon vor einigen Monaten von der Leßingischen Herausgebung der Fragmente u. s. f. Er hielte sehr rührende Unterredungen auf seinem letzten Lager, über die Empfindungen von Gott, der Vorsehung und der Unsterblichkeit mit mir, und zugleich mit andern, die nebst mir bey ihm gegenwärtig waren. Er äußerte wahre und aufrichtige Verehrung über Christus und seine Religion. Ich ehre ihn auch von Herzen wegen dessen, was ich in dieser Absicht an ihm erkannt habe. ꝛc.

XX.

Aus einem Ehrengedächtniß von Formey.

Von ähnlichem Inhalt.

— — Ich werde immer das Andenken dieses Besuchs erhalten (*), da solcher auf mich vorzüglich in zweyen Absichten einen sehr tröstlichen Eindruck machte. Zuerst rührte mich die heldenmäßige Standhaftigkeit gegen die Anfälle der Schmerzen, und die Würde, mit welcher er sie vertrug. Sein Auge war heiter, und wenn er einmal die Unterredung angefangen hatte, so erhielt er eben so viel Lebhaftigkeit, die ihm bey der vollkommensten Gesundheit eigen war. Ich sahe, daß er sich alle Hülfsquellen der Philosophie zu Nutze gemacht, ohne den Stolz des Stoicismus damit zu verbinden, weil er das Glück genoße, weit kräftigere Hülfsquellen damit zu vereinigen.

Herr

(*) Herr Formey sah Sulzern den 13ten Hornung 1779. das leztemal, 12 Tage vor seinem Ende.

Herr Spalding, einer unsrer würdigsten Geistlichen, dem die Gänge des Herzens am besten bekannt sind, sah in sein Innerstes, und entdeckte darinnen die Grundsätze der Religion tief eingegraben, und die Hoffnungen eines bessern Lebens auf die Verheißungen gegründet, welche allein davon eine Gewißheit geben können.

Ein zweytes Vergnügen, das ich von diesem Besuche genoße, war, daß ich von Hrn. Sulzer Versicherungen einer aufrichtigen Freundschaft empfangen, woran ich nicht zweifeln konnte. rc. —

XXI.

Hirzel an das Publikum.

Lob der Philosophie in dem Geiste Sulzers.

— So lebte und so starb Sulzer als ein wahrer Weiser, und verdiente sich vorzüglich den Namen des Weltweisen, weil ihn seine Weisheit nie verließ. Sie schlief mit ihm, sie wohnte bey ihm in seinem Hause, sie begleitete ihn in die Gesellschaften, bey seinen ländlichen Verrichtungen, auf dem Lehrstuhle. In seinem Kabinet saß sie neben ihm, und flößte ihm seine unsterbliche Werke ein. Sie schenkte ihm die Freundschaft der weisesten und besten Menschen, die mit ihm lebten. Sie gewann ihm die vorzügliche Gnade des weisesten und größten Königs. Sie tröstete ihn im Unglück, sie wartete seiner bey seinem Krankenbett, sie verjagte die Schrecken des Todes vor ihm, und führte ihn seinem Schöpfer zu, in die Gesellschaft der Sokraten, der Platonen, der Homere, der Leibnizen, der Boerhaven und aller Weisen und Guten, die Gott dem menschlichen Geschlechte zu Lehrern und Wohlthätern geschenkt hat.

Ich schätze es für ein Glück meines Lebens, daß ich mit diesem großen Weltweisen frühe in Verbindung gekommen, und ihn von Zeit zu Zeit wieder angetroffen habe. Nie bin ich ohne Erbauung, ohne Trost, ohne neuem Entschluß, auch mich der Weisheit und Tugend zu weihen, von ihm gegangen, und ich halte es für meinen besten Ruhm, daß er auch mich unter seine Freunde gezählt hat. rc.

XXII.

Herzog von Kurland an die jüngere Tochter Sulzers.

Schon lange suchte ich Gelegenheit, Ihrem würdigen Vater, dem seligen Herrn Sulzer, für die Bemühungen, die Er aus Freundschaft zu mir übernahm, und für die wahren Vortheile, die Ihm meine Unterthanen verdanken, Beweise meiner Erkenntlichkeit zu geben (*). Sein Tod, ein Verlust, an welchem ich mit Ihnen Theil nehme, bringt mich um das Vergnügen, meine Absicht auszuführen. Ich schmeichle mir daher, Sie werden mir die Genugthuung nicht versagen, und beygehends Billet als ein Merkmal meiner Achtung annehmen (**).



Beschrei-

(*) Herr Sulzer hat zur Einrichtung des von Sr. Hochfürstl. Durchlaucht dem Herzoge von Kurland in Mitau neugestifteten Gymnasii Akademici den Entwurf gemacht.

(**) Das Billet war eine Anweisung auf tausend Thaler.

Anmerkung. Mir wäre es sehr lieb gewesen, wenn ich auch die litterarischen Briefe, die Herr Sulzer an seine gelehrten Freunde geschrieben, hätte erhalten können. Allein, es ist ihnen vorbehalten, das Publikum damit zu beehren, und die herrlichen Schriften ihres Freundes zu ergänzen.

Beschreibungen und Erzählungen.

I.

Heidelberg.

Hier rührte mich die sonderbare Lage dieser Stadt. Der Neckar kömmt hier in einem sehr breiten, aber bey trockner Zeit halb trockenen, mit Steinen und mit großen Felsenstücken angefüllten Bette aus dem Schlund der Berge heraus, um seinen übrigen Lauf in der Ebene fortzusetzen. Die an seinen beyden Ufern liegenden Berge sind ziemlich hoch und steil; das Bett des Flusses aber nimmt die ganze Breite des Thales ein, das von der Ebene her gerade nach Morgen zwischen die Berge hineingeht. Die Landstraße, auf der ich kam, geht an dem Berge des rechten Ufers als eine Terrasse hoch über dem Bette des Flusses in diesen Schlund herein, und über der Straße ist der Berg mit Weinreben bepflanzt. An dem gegenüberstehenden linken Ufer liegt Heidelberg auf einer hohen Terrasse, nach der Richtung des Ufers in die Länge gebaut. Neben dem obern oder östlichen Ende der Stadt erhebet sich ein besonderer, von dem Hauptgebürge etwas abstehender hoher Hügel, auf welchem die ehemalige Burg oder Residenz der Kurfürsten von der Pfalz halb ruinirt liegt. Ueber der Stadt zwischen den Bergen hinein wird der Schlund immer enger, und dem Anschein nach zu einer unfruchtbaren Wildniß, welche gegen die Schönheit und Fruchtbarkeit des außerhalb dieses Schlundes liegenden

Landes einen schönen Kontrast macht. Dem Schloß gegenüber ist eine hölzerne bedeckte Brücke über den Neckar gebaut, über welche man nach der Stadt kömmt. Diese schien mir etwas dunkel, da der Berg, der gerade hinter der Mittagsseite sich emporhebt, einen großen Theil von dem Licht des Himmels, das aus der südlichen Gegend kommen sollte, abhält.

II.

Bruchsal.

Als ich nach Bruchsal kam, wurde ich bey der Einfahrt in die Vorstadt, die eigentlich die Residenz des Bischofs ausmacht, von der Reinlichkeit, Schönheit und da herrschenden Ordnung recht lebhaft gerührt. Schon das Thor, dadurch man in diese Vorstadt kömmt, ist von edler Bauart, und kündigt einen Ort an, wo der gute Geschmack der Bauart herrscht. Beym Eintritt in diese Vorstadt kömmt man auf einen ziemlich großen Platz, der mit vielen zum bischöflichen Palast, dessen Vorhof rechter Hand dieses Platzes liegt, gehörigen sehr artigen Gebäuden umgeben ist. Von diesem Platz geht eine breite gerade Straße gegen das Thor der Stadt. Es herrschet in dieser Vorstadt eine solche Reinlichkeit, Nettigkeit und Zierlichkeit in allen, auch den geringsten Nebengebäuden, daß man beynahe eher eine Operndekoration, als einen wirklichen Platz in einer Stadt zu sehen glaubt. Ich habe viele größere und prächtigere Plätze gesehen, aber keinen so anmuthigen als diesen. In dem Städtchen selbst sah ich viele neue, theils fertige, theils angefangene kleine Bürgerhäuser, alle massiv und nach der besten Art gebaut. Alles dieses machte

einen

einen so angenehmen Eindruck auf mich, daß ich mich den ganzen Weg über bis nach **Durlach** damit beschäfftigte.

Es macht mich allemal sehr vergnügt, wenn ich Werke menschlicher Hände sehe, die von guter Ueberlegung, Geschmack und Fleiß zeugen, und wenn es auch nur, wie ich nachher auf dieser Reise erfahren habe, ein besonders wolgepflügter Acker, oder ein mit Ueberlegung bepflanzter Baumgarten wäre. Hingegen macht mich nichts schneller und gewisser traurig, als wenn ich in einen schmutzigen, finstern, übelgebauten und schlecht im Bau unterhaltenen Ort komme, dergleichen man in dem nördlichen Deutschland, besonders in **Westphalen**, so viele sieht. Es beunruhiget mich sehr, wenn ich mir dabey vorstelle, wie schlecht es in den Köpfen und Herzen der Menschen aussehen müsse, die so elend wohnen, ohne gewahr zu werden, daß ihnen in einem so wesentlichen Bedürfnisse etwas fehle. Solche Menschen sind nothwendig dumm und unempfindlich, es sey, daß Armuth und Dürftigkeit, oder brutale Tyranney, oder irgend eine andere Pest der Seelen sie dahin gebracht habe.

Nichts ist natürlicher, als daß der etwas ruhige und dabey denkende und empfindsame Mensch etwas zur Verschönerung der Dinge, die ihn täglich umgeben, unternehme. Selbst wilde Völker lieben den Schmuck an ihrer Kleidung. Die Wohnungen aber sind gewiß ein eben so wichtiger Theil unsrer Bedürfnisse, als die Kleider. Wer darinn Unordnung, Verfall und Unreinlichkeit nicht bemerkt, der muß beynahe eine viehische Seele haben.

Weniger

Weniger traurig, aber ärgerlich ist es mir, wenn ich an Häusern oder Geräthschaften Arbeiten von verkehrtem Geschmack sehe: Zierrathen, für welche sich gar kein Grund entdecken läßt, oder solche, die gerade der Natur der Sachen entgegengesetzt sind, die das Gerade krumm, und das Starke schwach machen. Dieses zeuget geradezu von Narrheit und Wahnwitz.

Ueberhaupt kann man von dem Geschmack, der an einem Ort in Gebäuden herrscht, viel von dem Karakter des Volks erkennen, so wie man ein gelehrtes oder lesendes Volk aus dem Geschmack der Werke, die es vorzüglich liebt, beurtheilen kann. Viele Gelehrte selbst, die sich mit höhern Wissenschaften, oder blos mit historischen Kenntnissen abgeben, sehen die Werke des Geschmacks mit einem ganz oder halb verächtlichen Blick an. Aber sie beweisen dadurch, daß sie den Menschen nur schlecht kennen, da sie nicht wissen, wie genau der gute Geschmack mit der Urtheilskraft und den sittlichen Empfindungen zusammenhängt.

III.

Bonnet in Genthod.

In Genthod wurde ich von Herrn Bonnet und seiner liebenswürdigen Gemahlin mit recht herzlicher Freundschaft und Güte aufgenommen. Sie bewohnen da ein mehr prächtig als blos schönes Landhaus. Die Aussicht ist, wie hier gewöhnlich, reich und prächtig; und was ihr einen Vorzug giebt, ist dieses, daß man nicht nur die Stadt Genf mit der umliegenden herrlichen und mit einer großen Menge schöner Lusthäuser angefüllten Gegend, sondern

sondern auch den schönsten und bewohntesten Theil des Chablais, das hier eine wirklich reizende Landschaft ausmacht, von den Fenstern des Hauses im Gesicht hat.

Hier brachte ich also fünf Tage zu, die ich unter die angenehmsten meines ganzen Lebens zählen kann. Beydes, Geist und Herz, fanden hier ihre beste Nahrung, und was auch sonst zur Bequemlichkeit und zum Wolleben gehört, fand ich hier im Ueberfluß. Man kennet den edlen und liebenswürdigen Karakter, und den scharfsinnigen Geist des Herrn **Bonnets** aus seinen Schriften; aber noch mehr rühret im Umgang sein freundschaftliches, herzliches und redliches Wesen, das ihn zu einem der besten Menschen macht, in dessen Seele Liebe zur Wahrheit, zur Tugend und allem Guten herrschende Neigungen sind. Seine Gemahlin ist in allen Stücken seiner würdig.

Herr **Bonnet** machte mir unter andern Vergnügen auch dieses, daß er den berühmten Affraine, einen der ersten Schauspieler unsrer Zeit, der sich jetzt eben in seiner Vaterstadt Geneve aufhielt, zu uns einladete. Dieser vortreffliche Schauspieler machte uns das Vergnügen, einige der ausgesuchtesten Scenen des französischen Theaters zu spielen. Seine größte Stärke ist in dem hohen Komischen, darinn er unstreitig alle jetzt lebende französische Schauspieler übertrifft. Aber auch verschiedene tragische Scenen macht er mit großer Wahrheit und Nachdruck. Er schien mir in verschiedenen Stücken den berühmten le Kain weit zu übertreffen.

Unter die mancherley Vergnügungen, die ich hier genoß, rechne ich auch eine kleine Spatzierfahrt, die ich mit

Hr.

Hr. Bonnet allein nach Ferney machte. Dieser durch seinen jetzigen Besitzer Voltaire berühmt gewordene Ort liegt etwa eine halbe Stunde oberhalb Genthod auf einer Anhöhe, von der man eine weite Aussicht über die umliegenden Gegenden und den auf der Gränze zwischen Frankreich und der Schweiz liegenden Berg Jura hat. Ehedem war es ein schlechtes Dorf, jetzt aber ist es durch den alten Dichter so erweitert und verschönert, daß es ein angenehmer Ort geworden. Er hat eine sehr beträchtliche Anzahl Häuser, sowol zur Landwirthschaft, als blos zur Wohnung für allerley Personen eingerichtet. Die letzten sind durchgehends sehr artig, massiv und in gutem Geschmack gebaut. Künstler, Handwerker, oder andere Personen, die Lust haben hier zu wohnen, und sich deßhalb bey dem Grundherrn melden, bekommen ein solches Haus, auch allenfalls mit einem daranstoßenden Garten, gegen eine mäßige jährliche Abgabe, die aber nach Voltaires und seiner Nichte und Erbin, Mad. Denis, Tode gänzlich wegfallen, in eigenthümlichen Besitz. Dieses hat schon verschiedene Uhrmacher und einige Handwerksleute hieher gezogen, so daß der Ort sich stark aufnimmt. Noch wird mit dem Bauen beständig fortgefahren. In allen Gegenden des Dorfes sah ich eine Menge Menschen damit beschäfftigt. Man sah hier Fundamente graben, dort halbfertige Gebäude weiter aufführen, an andern Orten schon gedeckte mit inwendiger Arbeit versehen. Verschiedene Plätze liegen voll Steine, die zum Bau verschnitten und bearbeitet werden; andere sind mit Bauholz bedeckt, das die Zimmerleute bearbeiten; überall werden Baumaterialien und Erde zur Verbesserung der Wege und Straßen angefahren, und der ganze Ort ist so lebhaft und in

solcher

solcher Bewegung, als wenn eine neuangekommene Kolonie sich hier anbaute. Das Schloß oder herrschaftliche Wohnhaus steht am Ende und am höchsten Ort des Dorfes, und ist ein feines und ziemlich großes Gebäude, das Voltaire vom Grund aus neu aufgeführt hat. Nächst daran sind schöne Gärten und angenehme Plantagen von wilden Bäumen. Kurz: alles, was den Ort verschönern konnte, ist mit beträchtlichen Aufwand hier angebracht. Daß der alte Dichter auch sich mit neuen Unternehmungen im Feldbau abgebe, schloß ich aus einer englischen Sämaschine, die ich im Schloßhof antraf.

Nachdem wir alles dieses mit vielem Vergnügen gesehen und betrachtet hatten, kehrten wir wieder nach Genthod zurück. Bey dem alten Dichter selbst mochte ich mich nicht melden. Herr Bonnet hat gerechte Ursache, mit diesem Nachbar gar nicht zufrieden zu seyn, und allen Umgang mit ihm zu vermeiden; und ich hatte meinerseits auch noch besondere Gründe, ihn nicht zu sehen.

IV.

Geneve.

Ich hatte mir vorgenommen, von Genthod nach Geneve zu gehen, und mich auch ein paar Tage da aufzuhalten. Aber ich hatte Mühe, mich von einer so guten Gesellschaft loszureissen; und da mir Herr Bonnet den Vorschlag that, mich selbst nach Geneve hin, und, wenn ich den Ort gesehen, wieder zurückzubringen, so gab ich meinen vorigen Vorsatz auf. Wir fuhren also Sonntags den 15. Oktober ganz früh nach dieser Stadt. Es ist bekannt, daß

daß Geneve, nach Verhältniß seiner geringen Größe, unter die reichsten Städte in Europa gehört. Dieser Reichthum kündigt sich auch an, wenn man gegen die Stadt hinkommt. Das ganze herumliegende Land, so weit sich das Gebiet der kleinen Republik erstreckt, besonders aber die beyden Ufer des Sees, sind mit schönen und Reichthum ankündenden Land- und Lusthäusern besetzt. Ueberall, wohin man das Auge wendet, siehet man die deutlichsten Anzeigen eines im Ueberfluß lebenden Volkes. Diese Landhäuser sind zwar nicht Paläste, aber meistens ziemlich groß und wol gebaut, auch so gut unterhalten, daß sie durchgehends wie ganz neue Gebäude aussehen. Neben den Häusern sind schöne wol unterhaltene Gärten, auch gar oft Weinberge, Wiesen und Aecker. Das Gewimmel der Menschen auf der Landstraße zu Fuß, zu Pferd und im Wagen war diesen Morgen beträchtlich. Die ganze Gegend um die Stadt war so lebhaft, wie es sonst an andern Orten bey großen feyerlichen Gelegenheiten zu seyn pflegt.

Weil der See gegen die Stadt hin sich merklich verschmälert, so kann man auf diesem Wege das Land an dem jenseitigen Ufer mit den vielen Lusthäusern, Gärten und Gütern deutlich sehen. Diese reiche Landschaft, dann die Stadt selbst am Ausfluß der Rhone, die man in diesem weiten Umkreis von Lusthäusern, als den Hauptsitz, dem alles andre gehört, erblicket, hinter der Stadt aber ein hoher und sehr breiter Berg, der zum Hintergrund der Landschaft dienet, macht ein Schauspiel aus, das ich ohne starke Rührung nicht ansehen konnte. Diese bewundernde Empfindung wird, nachdem man in die Stadt

hinein

hineingekommen, eher stärker als geschwächt. Der Ort ist an sich selbst wol gebaut, besonders die obere Stadt, wo die Vornehmern wohnen. Sie liegt auf einer beträchtlichen Höhe, und da siehet man auf hohen freystehenden Terrassen eine Menge wirklich prächtiger Häuser, die man wol Paläste nennen könnte.

Das auf den Straßen wimmelnde Volk aber macht ein neues nicht wenig interessantes Schauspiel. Freyheit, Wolstand, froher Muth und eine besonders lebhafte Physiognomie kündigen wirklich ein außerordentliches Volk an. Eine solche Kraft der Gesichter, besonders der Augen, habe ich sonst nirgend gesehen, wie hier; alles lebt, arbeitet und bestrebt sich in diesen seelenvollen Gesichtern. Schwerlich wird man irgendwo eine Stadt finden, wo der gemeine Mann so viel Kenntniß, Geschmack an Litteratur und Lust sich zu unterrichten hat, als hier. Es giebt hier eine Menge Handwerksleute, die nach verrichteter Arbeit sich mit Lesen der besten Bücher beschäfftigen, und so viel Kenntniß der Geschichte, der Geographie, der Werke des Witzes, und selbst der Philosophie haben, als in manchen Ländern unter den Vornehmsten schwerlich angetroffen wird.

Verschiedene Gelehrte, die ich hier gern besucht hätte, waren abwesend, und hielten sich jetzt auf dem Lande auf; wir stiegen also blos bey dem Herrn von Saussure und bey dem Professor **Bertrand**, den ich ehedem in **Berlin** gekannt hatte, ab. Hr. **Bonnet** hatte den guten Einfall, um mir das Vergnügen, mit diesen Herren umzugehen, zu verlängern, sie einzuladen, mit uns nach

Genthod herauszufahren, welches sie auch annahmen. Also wandten wir die übrige Zeit bis auf den Mittag an, die Stadt zu besehen, und kehrten hierauf sehr vergnügt auf das Land zurück.

V.

Unreinliche Gasthöfe.

Ich trat zu Mont Luel in einem großen und von außen vor den Thoren eine ziemliche Figur machenden Gasthofe ab; und fand doch inwendig alles von einer eckelhaften Unreinlichkeit, die überhaupt auf dieser Straße sehr gewöhnlich ist. Es ist schwer, sich einen deutlichen Begriff von der Unempfindlichkeit zu machen, die das Volk in Frankreich gegen alles äußert, was Reinlichkeit, Annehmlichkeit und Ordnung in den Wohnungen betrifft. Diese mir unbegreifliche Unempfindlichkeit habe ich überall, vom Fort l'Ekluse an bis nach Marseille, angetroffen.

Zu meiner Verwunderung über diese Unreinlichkeit und den gänzlichen Mangel an Bequemlichkeit kam noch eine andre hinzu. Ich traf auf der Straße nach der Provence unterschiedliche Reisende vom vornehmern Stand an, die ebenfalls gegen diese Unreinlichkeit und Unbequemlichkeit unempfindlich schienen. Ich habe sie wenigstens nie darüber klagen, oder irgend eine Anmerkung darüber machen gehört. Bisweilen preßte der Eckel mir einige unmuthige Worte aus, und alsdenn bemerkte ich, daß es die Gesellschaft sehr befremdete, daß ich unzufrieden über Sachen war, an denen sie nichts auszusetzen fanden. So habe ich an verschiedenen Orten, wo sonst die Tafel

in

in Ansehung der Speisen reichlich bedient ist, gesehen, daß das Wasser in schönen Flaschen von Kristallglas auf den Tisch gesetzt ward; diese Flaschen aber hatten durch den darauf sitzenden Schmutz ihre Durchsichtigkeit völlig verloren; und es ist wahrscheinlich, daß sie niemals weder von außen abgewaschen, noch inwendig ausgespült worden.

In La Palud, wo ich ein andersmal über Nacht blieb, war die Unreinlichkeit völlig unausstehlich. Ich glaubte des Morgens, als ich wieder in den Wagen steigen konnte, aus einer Kloak errettet geworden zu seyn. Wehe dem, der auf dieser Straße im Essen eckel ist; er muß verhungern. Speisen werden zwar im Ueberfluß aufgetragen, auch wirklich gute Sachen, wenn sie reinlich behandelt würden; aber der Eckel verderbt alles. Teller, Löffel, Gabeln, (denn Messer werden, ich weiß nicht warum, nie vorgelegt,) sind in dem schlechtesten Zustande. Das Tischzeug ist zwar rein, aber unausstehlich grob. Weit besser wäre es, wenn man blos reinliche Zimmer fände, und jeder Reisende sein Essen selbst anschaffen müßte.

VI.

Marseille.

Ich habe mir den Aufenthalt an diesem Orte wenig zu Nutze gemacht. Der noch immer anhaltende Mistral verursachte eine merkliche Kälte, die auch gesunde Leute krank machte. Damals fieng in Marseille eben die Krankheit an zu herrschen, welche die Franzosen la Grippe nen-

nen, und die diesen Herbst fast durch ganz Frankreich viel Menschen ins Grab gebracht hat. Also hatte ich Ursache, mich sehr in Acht zu nehmen. Ganz Marseille war mit Husten und Schnupfen geplagt. An einem Abend war ich in der Komödie, und konnte kein Wort darinn verstehen, weil das beständig anhaltende Husten aus den Logen und dem Parterre die Schauspieler überstimmte. Ich durfte mich also nur in der Mittagsstunde, um welche Zeit es immer schön warm war, in die Luft wagen. Dessen ungeachtet hätte ich doch mehr sehen und erfahren können, wenn ich jemanden bey der Hand gehabt hätte, um mich in Gesellschaften zu führen. Es mangelte mir aber dabey an Addressen, wodurch ich mir hätte Bekanntschaften machen können. Wer sich den Aufenthalt an so großen Orten recht zu Nutze machen will, muß sich nicht begnügen, Empfehlungsschreiben an Kaufleute bey sich zu haben. Es ist unumgänglich nöthig, daß man Personen, die weniger beschäfftiget sind, und die mit dem vornehmern Theil der Einwohner in Bekanntschaft stehen, empfohlen werde. Man genießt zwar in den Handlungshäusern alle mögliche Höflichkeit; aber man erfährt durch sie selten, was man am meisten zu wissen verlangt, und kömmt auch durch sie in keine andre Gesellschaften, als die von ihrem Stande sind. Dazu kömmt noch, daß sie, alles guten Willens gegen einen Fremden ungeachtet, nicht Zeit haben, ihn den Tag über zu begleiten, welches doch nöthig wäre.

Ich habe demnach von den hiesigen Einwohnern, ihrer Lebensart und ihrem Karakter nichts erfahren, oder

selbst

selbst gesehen. Das Wenige, was ich sonst in diesem merkwürdigen Orte gesehen habe, will ich hier anzeigen.

Die Seeküste, an der Marseille liegt, läuft gerade von Norden nach Süden hin, und eine große Bucht liegt an der Abendseite dieser Küste; von dieser Bucht aber ist der räumliche und beynahe runde Hafen durch eine zwischen zwey hohen Felsen durchgehende enge Einfahrt abgesondert, so daß man aus der offenen Bucht von der Abendseite her in den Hafen kömmt. An der östlichen Seite des Hafens läuft also die vorher erwähnte, aus ziemlich hohen Bergen bestehende Küste von Norden nach Süden hin. An diesen Bergen und der schmalen Ebene unten an denselben ist die Stadt gebaut: die ältere Stadt in der Höhe gegen den Berg an, die neuere in der Tiefe an dem Hafen, um welche sie sich so herum zieht, daß sie ihn beynahe ganz einfasset.

Eine sehr lange, ganz gerade und schöne Straße, die von Norden nach Süden läuft, scheidet die alte oder obere Stadt von der neuern oder untern. Die nördliche Hälfte dieser Straße ist sehr breit, und nur an beyden Seiten gepflastert; in der Mitte aber ist ein breiter, auf beyden Seiten mit hohen Bäumen besetzter Platz zum Spatzierengehen ungepflastert gelassen. Eine solche Straße wird von den Franzosen **Cours** genannt, von dem italienischen Namen **Corso**, eine Rennbahn, vermuthlich, weil in den ältern Zeiten, da man noch mehr als jetzt auf starke Leibesübungen hielt, in solchen Straßen Rennspiele gehalten worden. Die andre südliche Hälfte dieser Straße ist etwas weniger breit, ohne **Cours** und ohne Bäume,

 folglich

folglich ganz gepflastert, hat aber an beyden Seiten hohe, schöne und nach sehr guter, wiewol einfacher Art gebaute Häuser. Die ganze Straße schien mir beynahe eine Stunde Weges lang.

Mitten aus dieser Straße läuft eine andre sehr breite Straße gegen Abend hin nach dem Hafen. Sie ist ebenfalls in der Mitte ungepflastert, und an beyden Seiten mit hohen Bäumen besetzt. Der ungepflasterte Platz dienet zum täglichen Marktplatz der Leute, die Obst, Gartengewächse und andere zum täglichen Gebrauch nöthige Dinge verkaufen; deßwegen er immer sehr mit Menschen angefüllt ist. Wenn man diese Straße herunter geht, würde man den am Ende derselben liegenden Hafen gerade im Gesicht haben, wenn nicht das große Arsenal an dem Hafen vorgebaut wäre. Von diesem Arsenal zieht sich die Stadt rechts und links, das ist, auf der südlichen und nördlichen Seite, an den Hafen herum. Die nördliche Seite des Hafens aber ist die Hauptseite. Der Kay oder Platz zwischen den Häusern und dem Hafen ist ziemlich breit; vor dem Rathhause aber, das gerade in der Mitte dieses Kay liegt, ist ein sehr räumlicher Platz mit großen steinernen Platten gepflastert.

Man kann sich die unbegreifliche Menge der Menschen, die an diesem Kay und auf dem großen Platz desselben sich durcheinander drängen, kaum vorstellen, wenn man es nicht gesehen hat. Weil die meisten Schiffe an dieser Seite des Hafens anlegen, so siehet man beständig eine erstaunliche Menge Waaren aus- und einladen, und folglich hin- und herschleppen. Das sämmtliche Schiffs-

volk von einigen hundert Schiffen hält sich auch meist in dieser Gegend auf, wo man Menschen von vielen europäischen und asiatischen Nationen durcheinander sieht. Dazu kommen nun die Kaufleute, die ihre täglichen Zusammenkünfte oder Börse hier haben, und denn, wenigstens um diese Jahrszeit, der müßige Theil der Einwohner geistlichen und weltlichen Standes, der in der Mittagsstunde zum Spatzieren hieher kömmt. Alles dieses macht ein unbeschreibliches Gedräng und Getümmel aus, in dem aber doch alles ohne Unordnung und Zänkerey abläuft, obgleich die Hin- und Hergehenden beständig aneinander stoßen, und sich, so gut es in einem solchen Gedränge seyn kann, Platz machen müssen. Der Hafen lag gegenwärtig so voll Schiffe, daß bey weitem nicht alle am Lande anlegen konnten, so daß an vielen Orten drey auch vier hintereinander stunden, und man selten hie und da zwischen den Schiffen durch in den Hafen hineinsehen konnte.

Ein besonderes Schauspiel für mich war an dieser Seite des Hafens der Ort, wo die königlichen Galeeren und die auf dieselben verurtheilten Sklaven liegen. Gegenwärtig liegen nur 2 Galeeren in dem Hafen; die andern sind nach **Toulon** geschickt worden. Sie liegen zwischen zwey auf besondere Art gebauten, und über dem Verdeck mit einem hölzernen Dache versehenen Wachtschiffen, worauf die Mannschaft von Seesoldaten liegt, die täglich da auf die Wacht ziehen. Zwischen diesen beyden Wachtschiffen stehet längst dem **Kay** eine Reihe kleiner hölzerner Buden, deren Fenster gegen das Wasser, die Thüren aber gegen die Straße gehen. Diese Buden

sind Werkstellen und kleine Kramläden für diejenigen Galeerensklaven, welche die Freyheit, für sich zu arbeiten, oder Gewerbe zu treiben, erkaufen können. Man trifft da Schuster, Schneider, Tischler, Perückenmacher und Barbierer, Höker und Trödler, sogar Notarien an, die in diesen Buden wie freye Leute ihr Gewerbe treiben, nur daß sie Ketten tragen, und nicht von der Stelle gehen dürfen. Man trifft da immer eine Menge gemeines Volk an, das mit diesen Leuten seinen Verkehr hat. Einer kauft etwas, ein andrer läßt sich barbieren, oder wählt sich eine Perücke, ein dritter läßt sich ein Memorial aufsetzen, u. s. f.

Die Einfahrt in den Hafen ist ziemlich enge, und eine Fregatte würde schon mit großer Behutsamkeit müssen durchgeführt werden. Sie geht zwischen zwey hohen Felsen durch, die beyde mit starken Forts besetzt sind, so daß die Stadt von der Seeseite her für jeden feindlichen Anfall gesichert ist.

Die lange Straße zwischen der obern und untern Stadt, deren ich vorher erwähnt habe, wird gegenwärtig vor das südliche Thor fast um ein Drittel ihrer jetzigen Länge weiter hinausgeführt. Vor diesem Thore war der Boden außerhalb der Stadt sehr uneben, hatte beträchtliche Höhen und Tiefen; hier und da stund ein einzelnes Haus mit einem Garten. Nun wird die ganze Revier eben gemacht. Die Höhen werden abgetragen, und die Tiefen ausgefüllt, und eine neue Vorstadt auf diesem Grund gebaut. Schon stehen viele große und schöne Häuser fertig da, und zu Erbauung anderer wurden jetzt die

Materia-

Materialien herbeygefahren. Am südlichen Ende dieser neuen Strasse wird ein großer runder Marktplatz angelegt, um welchen jetzt große und schöne Gebäude aufgeführt werden.

Dieser Platz wird dem Marquis de Castellane zu Ehren la Place Castellane genennt werden; denn der ganze Boden, worauf der neue Bau angelegt wird, gehört diesem Herrn, und die Arbeit an der Einrichtung des Platzes geschieht auf seine Kosten, so wie ein großer Theil der Gebäude ebenfalls von ihm aufgeführt wird. Seinen Vorschuß bekömmt er dadurch wieder, daß er die Baustellen und schon aufgeführten Gebäude verkauft, und von andern künftig die Miethe ziehen wird. Es läßt sich um so viel weniger zweifeln, daß der Marquis guten Vortheil aus diesem großen Unternehmen ziehen werde, weil Marseille unstreitig für die Menge seiner Einwohner und den großen Handel, der da getrieben wird, zu klein ist. Dieses Projekt hat etwas ähnliches mit dem, das in Lyon ausgeführt wird. Dergleichen Unternehmen zeigen von dem großen Reichthume an diesen Orten, und gehören in der That unter die rühmlichsten Bemühungen, die Privatpersonen in einem Lande unternehmen können. Es sind wahre Verbesserungen des Landes; doch sind vielleicht die noch wichtiger, die seit einigen Jahren in England ausgeführt werden, ich meyne die vielen schiffbaren Kanäle, wodurch der innere Verkehr von einer Stadt und von einer Grafschaft zur andern so sehr erleichtert wird.

Ich hatte hier das Vergnügen, in dem Gasthofe, wo ich abgetreten war, den Herrn Ellis, ehemaligen

Gouverneur von Neuyork, wieder anzutreffen, den ich gerade vor 11 Jahren in Spaa kennen gelernt habe. Er ist eben der berühmte Seefahrer, von dem man eine schöne Reisebeschreibung nach der Hudsonsbay hat. Er sagte mir, daß er nun alle Seereisen aufgegeben habe, aber jetzt desto mehr zu Lande in Europa herumreise. Diese kostbare, aber auch sehr angenehme Art des Zeitvertreibes machen sich viele Engländer, und man trifft besonders in dem mittägigen Frankreich und in Italien in allen Städten einige von diesen Herren an; daher wird besonders in der Provence bald jeder reisende Ausländer, der nicht ein Kaufmann ist, von dem Volke für einen Engländer gehalten. Nach der Vorstellung des Pöbels sind sie alle Mylords. Hiebey fällt mir ein, daß mein Postillon einsmals in einem Gespräch mit meinem Wirth eines englischen Lords erwähnte, den er auch durch diese Straße geführt habe. Der Wirth, der nun von Mylords wußte, fragte den Postillon, was denn ein Lord für ein Herr sey? Dieser schien über diese Frage erst etwas verlegen zu seyn, sagte aber doch endlich ganz zuversichtlich, ein Lord sey ein vornehmer Herr, etwas mehr als ein Mylord, und der Vornehmste in England.

VII.

Hieres.

Ich hatte das Glück, gleich den Tag nach meiner Ankunft ein sehr artiges, neugebautes und bequem eingerichtetes Gartenhaus zu miethen, für welches monatlich nur 40 Livres Miethe genommen wurden. Ich zog also gleich ein, und machte Anstalt, mich für ein paar Monate

nate einzurichten. Herr de Luc hatte mir in Lausanne ein Empfehlungsschreiben an Herrn Alhiet, einen der angesehensten Einwohner in Hieres, mitgegeben. Da ich hörte, daß er sich gegenwärtig auf seinem Landgute, eine Stunde von der Stadt, aufhielt, schickte ich gleich einen Bothen mit meinen Empfehlungsschreiben an denselben. Er hatte die Gefälligkeit, gleich den andern Tag nach der Stadt zu kommen, und mir zu den kleinen Einrichtungen, die ich zu veranstalten hatte, mit ausnehmender Dienstfertigkeit behülflich zu seyn. Man erfährt bey dergleichen Gelegenheiten, was für einen hohen Werth man auf Gefälligkeit und Dienstfertigkeit zu setzen habe. Ich würde ohne den Beystand dieses rechtschaffenen Mannes hier mich in großer Verlegenheit gefunden haben, da ich völlig allen Menschen unbekannt war, und nicht einmal ihre Sprache verstund; denn die hiesige provenzalische Sprache, die dem Volk allein bekannt ist, scheint fast gar keine Aehnlichkeit mit der französischen zu haben. Er richtete meine kleine Haushaltung ein, und verschaffte mir eine Köchin, die beynahe die einzige in ganz Hieres war, die französisch sprechen konnte. Bald sollte ich auf die Gedanken kommen, daß Redlichkeit und Dienstfertigkeit der hiesigen Einwohner angebohrne Tugenden sind. Die wenigen Personen, mit denen ich hier zu thun hatte, besaßen beyde in einem vorzüglichen Grade, und haben ihr Andenken in meinem Gemüthe mit Hochachtung und Dankbarkeit hinterlassen. Bey meiner Ankunft trat ich in einem schlechten Gasthofe vor dem Thore der Stadt ab, und blieb nur eine Nacht in demselben. Also hatten diese Leute eben keinen Genuß von mir. Dennoch fand ich die

ganze

ganze Zeit meines hiesigen Aufenthalts hindurch die Wirthin, ein altes gutes Mütterchen, ihre Tochter, ein angenehmes Mädchen, und ihren Sohn, der der Koch im Hause ist, so ausnehmend dienstfertig, als wenn ich ihr nächster Anverwandter gewesen wäre. Ich konnte über alles, was ich nur nöthig hatte, ihnen nur einen Wink geben, so gaben sie sich sogleich alle Mühe, es mir zu schaffen. So war die Köchin, die man für mich gemiethet hatte, ein zartes schwaches Mädchen von 20 Jahren; so die Leute, welche ein kleines Nebengebäude des Hauses bewohnten, in dem ich mich aufhielt. Nirgend habe ich so viel herzliche Dienstfertigkeit angetroffen, als hier.

Ich kann mich nicht enthalten, noch ein Beyspiel hievon anzuführen. Denn so gering diese Dinge scheinen, so gehören sie wirklich unter die merkwürdigsten Beobachtungen eines Reisenden. Ich hatte mich eines Tages mit meinem Bedienten auf einem Spatziergange ziemlich weit von der Stadt in den Bergen so sehr verirret, daß ich nirgend einen Weg mehr vor mir sah. Von der Höhe herunter wurde ich eine kleine Hütte gewahr, auf die ich herunter zu kommen suchte, um von dort aus wieder auf einen guten Weg nach der Stadt zu gelangen. Es war schwer, den Berg herunter zu kommen, weil man an verschiedenen Orten plötzlich an gähe Felsen kam, über die nicht herunter zu kommen war. Ich kam endlich an bebautes Land herunter, und befand mich also mitten in dem kleinen zu bemeldeter Hütte gehörigen Gütchen, mußte quer über angebautes Land herunter gehen, mich durch die da angepflanzten Weinreben durcharbeiten, und

mich

mich oft an Weinreben oder kleinen Bäumen festhalten, um auf dem steilen Boden nicht zu fallen. Auf einmal wurde ich einen Mann gewahr, der der Eigenthümer dieses Gütchens war. Ich besorgte, er würde unwillig seyn, zwey ihm unbekannte Menschen anzutreffen, die von einer so ungewöhnlichen Seite her in sein Eigenthum eingedrungen waren, und sich nun mitten durch dasselbe einen Weg bahnten. Aber höchst angenehm und rührend fand ich mich überrascht, als ich den Mann mit heiterm freundlichen Gesicht auf mich zukommen sah, um mir, wo das Absteigen beschwerlich war, die Hand zu bieten, und mir herunter zu helfen. Ich konnte ihn wenig verstehen, aber die Zeichen machten die Sprache verständlicher. Er nöthigte mich mit Gutherzigkeit in seine Hütte, um mir Erfrischung anzubieten. Weil es eben in der Mittagsstunde war, und ich nach Hause eilte, so mußte ichs verbitten. Er wandte sich hierauf an meinen Bedienten, und verlangte, daß dieser wenigstens seinen Wein kosten sollte u. s. w. Ich gestehe, daß dieses menschenfreundliche Betragen mich ungemein rührte. Und so fand ich auch die Eigenthümer der Küchengärten, in welche ich gar oft, da ich der Wege unkundig war, herübersteigen mußte, um wieder auf einen gebahnten Weg zu kommen. In manchem andern Lande würden die Leute den sehr unfreundlich empfangen haben, der so, wie ich hier bisweilen aus Noth that, in ihre Gärten eingedrungen wäre. Aber hier fand ich die Leute überall höflich und gefällig, und ich habe den vortheilhaftesten Begriff von dem leutseligen Karakter der hiesigen Einwohner davon getragen.

Die

Da man in den neuern Zeiten von dergleichen E
weiterungen des festen Landes gegen das Meer nich
mehr hört, so läßt sich daraus abnehmen, daß der Er
boden, auf dem ehehin so gewaltsame Revolutionen vo
gefallen, jetzt vielleicht in dem Zustand seiner Beharrlich
keit sey. In den ältern Zeiten waren dergleichen Anspü
lungen gemein. Herr **Robert Wood** beweiset in seine
schönen Anmerkungen über den **Homer**, daß die Küst
von Nieder-Aegypten gegenwärtig um eine beträchtlich
Strecke weiter ins mittelländische Meer hereintritt, als zu
den Zeiten jenes Dichters; und Herr **Chandler** macht
ähnliche Bemerkungen über die jonischen Küsten in Klein-
Asien. Steigen wir noch einige Jahrhunderte über die
Zeiten des **Homers** herauf, so treffen wir weit wichti-
gere Veränderungen dieser Art an, wie die Flut bey Deu-
kalions Zeiten, den Durchbruch des **Pontus** in das
ägeische Meer, dessen **Polybius** gedenket, u. a. m. Dar-
aus läßt sich doch nicht unwahrscheinlich abnehmen, daß
der Erdboden, oder wenigstens seine gegenwärtige Gestalt
überhaupt betrachtet, von so erstaunlichem Alter nicht sey,
wie einige neuere Naturforscher haben behaupten wollen.
S. **Brydones** Reise nach Sicilien.

Außer dem erwähnten Fluß kommen noch hie und
da aus einigen zwischen den Bergen liegenden Tobeln
kleine sehr magere Bäche heraus, die sich nach und nach
in etwas größere sammeln, und nachdem sie von den
fleissigen Einwohnern zur Wässerung ihrer Gärten und
Wiesen gebraucht worden, durch die Ebene ins Meer
fließen.

An

An der nordwestlichen Seite der dieses kleine Land umgebenden Berge, gerade da, wo sich das enge gegen Toulon heruntergehende Thal öffnet, liegt die Stadt Hieres an einen der höchsten, sehr steilen und oben ganz spitzigen Berg angebaut. Gerade über der Stadt läuft dieser Berg in eine völlig nackende Felsenspitze an, die man in einiger Entfernung für Mauern und Thürme einer über der Stadt gebauten Citadelle halten möchte. Von der Ebene her hat die Stadt wegen der steilen Anhöhe, an der sie gebaut ist, ein ziemlich prächtiges Ansehen; und verschiedene Kirchen und Gebäude fallen von der Höhe herunter sehr gut ins Auge. In der Nähe aber und innerhalb ist der Ort sehr unangenehm. Er hat zwar hohe und massiv gebaute Häuser, aber sehr enge, daher finstere und an einigen Orten sehr steile Straßen. Der obere Theil der Stadt liegt auf einem hohen und sehr schwer zu besteigenden Felsengrunde. Daselbst liegt ein adeliches Fräuleinstift, und ein Kollegiatstift von 12 Chorherren. Es wohnen auch verschiedene adeliche und einige wohlhabende bürgerliche Familien darinn. Aber bey weitem der größte Theil der Einwohner besteht aus Ackerleuten, einigen Handwerksleuten und Krämern.

Nicht nur etwas seltene, zum feinern Leben gehörige, sondern auch alltägliche gemeine Bedürfnisse sind hier nicht zu kaufen, sondern müssen aus Toulon, das 3 Lieues von Hieres liegt, dahin geholt werden. Dazu aber zeiget sich die Gelegenheit fast alle Tage. Ich hatte eine Frau bestellt, die meine Pourvoyeuse war, und dreymal die Woche den Zeddel bey mir abholte, auf dem das Nöthige, was ich brauchte, verzeichnet war, und hernach

diese Sachen mir ins Haus brachte. Zur Belohnung gab ich ihr jedesmal nach Gutdünken einige wenige Sols, und sie war allemal wol zufrieden. Auf diese Weise läßt man Fleisch, Fische, Obst, Kaffee, Zucker u. d. gl. aus Toulon holen. Sogar Dinte konnte ich in Hieres nirgends zu kaufen haben. Aber an sehr guten Gartengewächsen ist hier ein Ueberfluß, und das Brod ist das Beste, das ich jemals gegessen habe. Holz ist etwas selten, und wird zentnerweise gekauft, der Zentner für 9 Sols.

Gegen die Ebene herunter, und ganz auf der Ebene, besonders in dem gegen Toulon hinlaufenden engen Thal, ist die Stadt mit unzähligen Gärten umgeben, in deren jedem eine Bastide, das ist, ein nach den Umständen mehr oder weniger großes, allezeit aber massives Wohnhaus ist. Die nächsten Gärten an der Stadt sind meistentheils blos mit Citronen- und Orangenbäumen besetzt, auch mit hohen Mauern umgeben. Eine Menge ganz enger Gäßchen gehen ins Kreuz und in die Quer zwischen diese Mauern durch, so daß das Ganze einem Labyrinth gleich wird, aus dem sich ein Fremder nicht wol herausfinden kann. Dieses macht das Spatzierengehen etwas beschwerlich, weil man, um etwas ins Freye zu kommen, erst durch dieses Labyrinth hinaus muß.

Diese Citronen- und Pomeranzengärten sind meist durchgehends blos auf die Nutzung dieser Bäume eingerichtet, die man durch den ganzen Garten so nahe aneinander setzet, als möglich ist. Der Garten, in dem ich wohnte, war gar nichts, als ein mit solchen Bäumen bepflanzter Platz; sie waren überall acht Fuß auseinander

gesetzt.

gesetzt. Man konnte also nirgends darinn herumgehen, weil keine Gänge gelassen waren. Ich bin auch nur ein einzigesmal auf zwey Minuten darinn gewesen. Die etwas weiter entlegenen Gärten waren besser eingerichtet, in Quartiere und dazwischen liegende Gänge eingetheilt. Da werden die Pomeranzenbäume so gesetzt, wie bey uns die Obstbäume in Küchengärten. Und man gönnet auch andern Bäumen, als Obstbäumen, Mandel- Feigen- und Kirschbäumen Platz; das Land aber wird zu Pflanzung der Küchengewächse gebraucht. In ganz entlegenen Orten werden wenig Pomeranzenbäume gesetzt; und die Gärten dienen da vornehmlich zum Anbau der Küchengewächse, und der Blumen. Eigentliche Lustgärten, oder auch nur einzelne kleine Lustreviere, findet man hier auch in größern Gärten nicht; alles ist lediglich auf den Gewinn eingerichtet. Zur Lust sieht man etwa ein paar hohe traurige Cypressenbäume am Eingange des Gartens, und wo rechte Pracht seyn soll, etwa ein paar Dattelbäume.

Der Handel mit Citronen und Orangen macht hier ein beträchtliches Gewerb aus. Alles wird in Küsten verpackt und verschickt. Der Ertrag ist namhaft. Man hat mir einen Garten gezeigt, den ich 9 bis höchstens 10 Morgen, jeden von 180 rhein. Quadratruthen, schätzte; aus diesem sollen in mittelmäßigen Jahren für 8 bis 9000 Livres Citronen und Pomeranzen verkauft werden; in ganz fruchtbaren Jahren soll der Ertrag auf 14000 Livres gestiegen seyn. Doch wird das Hundert solcher Früchte nur für 1 Livre oder 6 Groschen sächsisches Geld verkauft. Aber auch aus den abfallenden Blüthen wird Nutzen gezogen. Sie werden gesammelt, und den Parfumeurs verkauft.

Denn es giebt in Marseille und allen großen Städten dieser Seeküste viel Fabriken, wo Parfums und wolriechende Pomaden gemacht werden. Man hat deßwegen in den Gärten auch andere wolriechende Sträuche und Bäume, wie Jasmin, die Acacia Mimosa u. s. w. deren Blumen einen sehr lieblichen Geruch geben.

Auch mit Küchengewächsen und Blumen wird hier ein starker Handel getrieben. Alle Arten Kohl sind hier sehr delikat, und es werden ganze Felder mit Artischocken bepflanzt. Fast alles dieses wird nach Toulon und Marseille geschickt, so wie auch die Blumen, die hier zu einer Jahrszeit aufblühen, da man an diesen weniger warmen Orten keine mehr hat. Also ist die Gärtnerey hier ein beträchtlicher Nahrungszweig.

Meist alle Gärten können hier gewässert werden; es ist angenehm zu sehen, wie artige und künstliche Einrichtungen hier gemacht sind, das wenige laufende Wasser zu nutzen. Man sieht überall nächst den Gartenmauern kleine gemauerte Wasserleitungen, die so angelegt sind, daß man das Wasser nach Erfoderniß kann in die Gärten leiten, oder vorbey fließen machen.

Der größte Theil des ebenen Landes aber besteht aus Aeckern und Wiesen, deren Boden sehr fruchtbar scheinet. Das Ackerland ist, wie in dieser Provinz durchgehends, in schmale Streifen abgetheilt, die wechselsweise mit Weinreben bepflanzt sind, und mit Waizen angesäet werden. Außerdem aber sind sie noch reich an Olivenbäumen, Feigen- und auch etwas Mandelbäumen besetzt. Die Weinreben

reben werden hier nicht angeheftet. Sie bestehen aus alten dicken Stämmen, von etwa einer halben Elle hoch. Diese treiben jährlich Sprossen aus, welche denn bis auf zwey Augen beschnitten werden. Der Landmann weiß dieses so gut zu regieren, daß immer junges tragbares Holz austreibt, so daß der dicke Stamm durch Anwachs erhöhet wird (*).

Man findet häufig in den Weinfeldern kleine viereckigte Plätze, etwa 10 Fuß ins Gevierte, die mit Steinen gepflastert, und denn mit Kalk übergossen sind, so daß der Boden fest und eben ist. Um drey Seiten eines solchen Platzes sind kleine etwa dritthalb Fuß hohe Mauern gesetzt, an der vierten sind sie offen. Der Boden ist von der offenen Seite gegen die hintere Mauer etwas abhängig, und mitten an der hintern Mauer dicht am Boden geht ein kleiner gemauerter Kanal durch die Mauer. Diese Plätze dienen dazu, daß bey der Weinlese die abgeschnittenen Trauben darauf zusammengetragen werden. Hier werden sie hernach abgeholt, und auf Eseln in die Stadt unter die Presse gebracht. Das Loch an der hintern Mauer dienet, den Traubensaft, der etwa ausläuft, durchzulassen; da denn außerhalb der Mauer ein Gefäß vorgesetzt wird, ihn aufzufassen.

Wo die Ebene anfängt an die Berge zu stoßen, und am untern Theil der Berge selbst, fängt das Land an

 rauh

(*) Palladius hält dieses für die beste Art, die Weinreben zu ziehen. Vineae, sagt er, in prouinciis multis generibus fiunt; sed optimum genus est, vbi vitis velut arbuscula stat breui crure fundata.

rauh zu werden. Es ist da in breitere und schmälere Terrassen abgetheilt, und diese dienen meist zum Weinbau. Außerdem aber ist alles höhere Land noch reichlich mit Olivenbäumen besetzt. Hie und da sieht man auch wol noch auf etwas breiten, nicht sehr steilen Höhen Waizenäcker. Die obersten Höhen der Berge sind entweder kahle Felsen, oder sie sind mit schlechten, nämlich niedrigen und übelgewachsenen Pinastern, und verschiedenen Arten der Eichen, dann mit kleinem Gesträuche, Wachholdern, Rosmarin, Cistus &c. bewachsen.

Der Theil, der jenseits des Gapaud liegt, ist rauher, aber reichlich mit Olivenbäumen besetzt; und einen beträchtlichen Theil dieser Ebene nehmen die weitläuftigen Salinen, davon ich hernach sprechen werde, und die da herumliegenden Moräste ein.

Die ganze Gegend ist überhaupt sehr angenehm, und in den Wintermonaten sehr gesund. Daher kommen alljährlich verschiedene kränkliche Personen aus andern Ländern hieher. Es giebt für Personen, die gut zu Fuße sind, angenehme Spatziergänge, denen es aber bey hellem Wetter an Schatten fehlt. Ein Ausländer, der sich hier aufhalten will, und an Butter und Milch gewöhnt ist, thut wol, wenn er einen Vorrath von Butter und eine Kuh dahin bringen läßt; denn Butter ist gar nicht zu haben, und keine andere Milch als von Ziegen. Kühe sind höchst selten, so wie die Pferde. Das einzige Vieh, das man hier hat, sind Esel und Ziegen. In einer ganz abgelegenen Gegend habe ich einmal einige Ochsen auf einer Weide gesehen.

Ich

Ich suchte meinen täglichen Zeitvertreib hier im Spazierengehen, und erfuhr dadurch, daß ich täglich etwas stärker wurde, so daß ich bald nach meiner Ankunft eine gute Stunde weit auf die herumliegenden Berge gehen konnte.

Außer den schönen Gegenden und mannigfaltigen Aussichten, die diese Spatziergänge angenehm machen, fand ich ein besonders Vergnügen daran, hier so vielerley Bäume und Gewächse anzutreffen, die wir in Deutschland in Gewächshäusern überwintern müssen. An den Wegen, und überall wo hohe Boorte sind, trifft man vornehmlich folgende Gesträuche an: den Granatapfelbaum, den Mastixstrauch oder Lentiskus, die Myrte mit dem großen Blatt, den gelben Jasmin, Kaprifolium, verschiedene Arten immergrüner Rosenstauden u. a. m. Höchst angenehm aber werden die Spatziergänge durch eine in allen Hecken häufig wachsende Staude mit lieblich riechender Blüthe (*), wovon im Herbst die ganze Gegend parfumirt wird. Nicht weniger ergötzend für das Auge ist der unter anderm dichten Gesträuch, sonderlich an etwas feuchten Orten wachsende Ruskus, ein kleines Gesträuch, dessen steife, wie Pergament glatte Blätter ein vortreffliches Grün zeigen, das durch das hohe Roth der mitten aus dem Blatt herauswachsenden Frucht, einer großen runden Beere, noch erhöhet wird.

Auf dem obern und rauhern Theile der Berge findet man den oft erwähnten Pinaster, die immergrünen Eichen

 mit

(*) Smilax aspera fructu rubente. C. B.

mit stachlichten Blättern, die Korkeiche, deren äusserste Rinde das Pantoffelholz giebt, die aber hier nicht sehr groß wird. Unter den kleinen Gesträuchen ist besonders der Erdbeerbaum (arbutus vnedo) sehr angenehm. Im späten Herbst findet man insgemein Blüthen, halb und ganz reife Früchte zugleich darauf, und alle schön. Die reife Frucht sieht wie eine große Erdbeere aus, hat auch beynahe den Geschmack, doch weniger fein, und etwas säuerlich. Sie hängt an langen Stielen wie die Kirschen. Die ausgewachsenen noch nicht reifen Früchte sind von schöner gelber Farbe. Der Wachholderstrauch ist hier auch schön, und trägt sehr große Beeren von braunrother Farbe.

Ich habe vorhin der großen Salzwerke gedacht, die eine Stunde weit von Hieres am südöstlichen Ende dieser Ebene liegen, und will hier eine Beschreibung davon geben. Sie bestehen überhaupt aus vielen, nahe an der See liegenden, in die Erde aufgegrabenen Bassins oder Wasserbehältnissen, die mit Meerwasser können angefüllt werden, welches darinn ausdünstet, und das Salz zurück läßt. Der ganze Platz zu diesen Anstalten ist ein großes Viereck, das etwa eine Stunde Weges im Umfange hat, mit einem tiefen Graben mit Seewasser angefüllt, und mit einem Wall verwahrt ist, daß niemand heimlich herüberkommen könne. Der Eingang auf diesen Platz geht durch ein Thor, neben dem noch verschiedene Gebäude für die Arbeiter stehen.

Dieser Wall umschließt alle Wasserbehältnisse, deren jedes mit einem besondern Damm umgeben ist, folglich

sein

sein Wasser ohne Ausfluß behält. Neben diesen Dämmen sind überall wieder besondere Kanäle, vermittelst deren man mit kleinen Kähnen an jedes Wasserbehältniß anfahren kann, um das Salz abzuholen. Ferner ist allemal zwischen zwey Behältnissen ein Platz, auf welchem verschiedene halb in Gruben eingesenkte Schöpfräder angebracht sind, die von Pferden getrieben werden. Diese dienen dazu, daß das Wasser aus einem Behältniß in das andere herübergeschöpft werden könne.

Aus den Kanälen werden die Behältnisse mit Seewasser angefüllt, um darinn auszudünsten. Um aber aus einem Behältniß auf einmal desto mehr Salz zu erhalten, wird die Sohle, wenn das Wasser bis auf einen gewissen Grad ausgedünstet ist, mit neuem Wasser vermehrt, bis man sie für stark genug hält, da sie denn der völligen Ausdünstung überlassen wird. Wenn diese geschehen, so wird das zurückgebliebene Salz gesammelt, und auf trockenen Plätzen in Haufen geschlagen; worauf dann das Behältniß wieder mit neuem Wasser angefüllt wird. Wenn das Wasser schon meist ausgedünstet, und das Salz schon da liegt, muß man sich in Acht nehmen, daß kein Regen darauf falle, der es wieder auflösen würde. Dieses wird dadurch verhindert, daß man bey einfallenden Regen das Salz mit neuer Sohle bedeckt. Diese löset nichts von dem vorhandenen auf, und wird auch von dem Regen nicht so verdünnet, daß etwas aufgelöset würde.

Das fertige Salz wird von dem Haufen nach dem Magazin geschafft. Dieses ist ein sehr langes, mit starken Mauern, die ein länglich viereckiges Fort ausmachen,

umgebenes Gebäude, das dicht am Meere steht. Bi da wird es denn in die Schiffe geladen, die es weit bringen.

Es werden jährlich 90 bis 100000 Minots Salz hie gemacht. Der Minot hält gerade einen Zentner. Der König oder vielmehr die Generalpachter bezahlen dem Eigenthümer dieser Werke für jeden Minot 5 Sols. Dafür muß er das Salz an die Schiffe liefern, und die kostbare Unterhaltung der Werke auf seine Rechnung nehmen. Die Unkosten oder jährlichen Auslagen belaufen sich auf 14000 Livres; folglich bleiben dem Eigenthümer wenige tausend Livres jährliche reine Einkünfte von diesem schönen Werk übrig. Die Fermiers verkaufen für einen Louisd'or, was ihnen 5 Sols kostet. Vermuthlich fragt jeder, der dieses liest, ob die Vorfahren des jetzigen Besitzers, die dieses Werk angelegt haben, sich die Mühe würden gegeben haben, es einzurichten, wenn sie vorhergesehen hätten, daß ihren Nachkommen nur etwa der hundertste Theil des Ertrags würde gelassen werden.

Bey dem Magazin wohnet ein Offizier, der wenige Mannschaft zur Bedeckung dieser Werke unter sich hat.

Von den Bergen, welche die Ebene bey Hieres umgeben, bleiben mir noch einige Anmerkungen zu machen übrig. Die, welche an der Nordseite liegen, bestehen aus einem grauen, etwas ins Röthliche fallenden Glimmerschiefer, der sich etwas fettig anfühlt, und an der Luft ziemlich verwittert. Die Erde, womit diese Berge nur dünne bedeckt sind, scheinet blos aus diesem verwitterten Schiefer herzurühren. Seine Schichten sind meistens sehr dünne,

so

o daß sie nur die Dicke eines Papiers haben. Ich habe auch hier gefunden, was ich schon in mehrern Schiefer-bergen wahrgenommen habe, daß hie und da eine Schicht eines ganz andern Gesteines von Quarz oder Kieselart darinn vorkömmt, und daß in diesen Quarzschichten sich verschiedene in Kristallen angeschössene Steine finden. Es läßt sich schwerlich errathen, wie diese fremdartigen Schichten unter die andern gekommen sind.

Die gegen Mittag an der Seeküste liegenden Berge sind etwas weniger hoch, als die an der Nordseite, und sind von ganz anderer Art. Ihr Gestein ist kalkig, entwe-der blos gemeiner Kalkstein, oder mehr und weniger feiner Marmor. Hie und da sind Steingruben, wo er gebro-chen wird. Die gemeinste dieser Marmorarten ist dunkel-grau und nur halb fein; der beste ist weiß und röthlich ge-fleckt. Dieser ist sehr hart, und nimmt eine gute Politur an. Die Schichten dieser Steine sind von 3 bis 4 Zoll bis auf so viel Fuß stark. Zwischen den Schichten liegt eine feine Boluserde, in welchen sich artige Spathkristal-len finden.

Auf einem dieser mittäglichen Berge fand ich in einer vollkommen rauhen und ganz steinigen Gegend, unter dem Schutte der von den Felsen sich losmachenden und herun-terfallenden Steine, ein Stück feinen weißen sogenannten salinischen Marmor, das offenbar ein Bruchstück von ei-nem antiken Werk war. Denn man sah deutlich einige architektonische Glieder daran ausgehauen.

Ich habe gleich vom Anfang dieser Anmerkungen über hieres die Gemüthsart der hiesigen Einwohner gerühmt.

Ich

Ich will hier noch hinzuthun, daß sie mir ein arbeitsam und sparsames Volk geschienen haben. Des Morgens frü sieht man ganze Familien aus der Stadt zur Arbeit a das Feld gehen. Die Mütter tragen ihre noch säugende Kinder in der Wiege auf dem Kopfe mit sich, und auf de Abend ziehen sie so wieder in die Stadt. Sie haben deß wegen mitten auf ihren kleinen Ackergütern kleine steinern Gebäude, in denen sie in der Mittagsstunde ausruhen, und wo sie vor Hitze und Regen Schutz finden.

Die Felder sind durchgehends gut angebaut, und werden durch Umgraben bearbeitet, weil es hier an Vieh fehlet. Höchst aufmerksam ist man hier, alles, was zum Düngen dienlich ist, zu sammeln, und zu Rathe zu halten. An den Bergen traf ich gar oft neuausgerabete und zum Anbau zurecht gemachte Plätze an.

Es fiel mir oft ein, dieses Volk mit den Einwohnern kleiner Städte in der Schweiz, und kleiner Reichsstädte zu vergleichen; und die Vergleichung war für die letzten gar nicht vortheilhaft. Diese, die gemeiniglich ansehnliche Gemeingüter haben, davon wenigstens ein Theil des Ertrages den Bürgern zufließt, sind bey weitem nicht so arbeitsam, als die Bürger in Hieres. Man sieht oft ganze Truppe müßig auf den Gassen stehen, oder in den Weinhäusern sitzen. Sie leben lieber sehr ärmlich zu Hause, als daß sie sich durch Arbeit besser setzten.

Man kann hieraus abnehmen, daß der rohe natürliche Mensch die Arbeit hasset, und den Müßiggang liebet, und daß nur Noth oder Ueberlegung ihn zur Arbeit zwinget. Die Noth ist das gemeinste Mittel dazu; in der Ueberlegung

jüng muß man es schon weit gebracht haben, um zu fühlen, daß eine ordentliche Arbeit und die daher entsprinzenden Vortheile die besten Mittel sind, ein vergnügtes und zufriedenes Leben zu führen.

Es giebt Politiker, die behaupten, daß starke, kaum zu erschwingende Auflagen ein Mittel seyn, das gemeine Volk zur Arbeit zu zwingen. Allerdings arbeiten durch Auflagen gedrückte Menschen aus Noth mehr, als ein noch unvernünftiges Volk, das ohne viele Arbeit seine Nothdurft zu befriedigen findet. In so fern ist jene Behauptung wahr. Aber das wahre Mittel, immer und dauerhaften Trieb zur Arbeitsamkeit zu erwecken, ist die Erweckung des Gefühls für Wolstand, und die Annehmlichkeit des Ueberflusses. Wer erst recht fühlt, daß Ordnung und Arbeit ihm nicht blos das Nothdürftige zuwegebringt, sondern auch etwas Ueberfluß, woraus denn ein leichter und frölicher Genuß, und eine beständige Vermehrung der Mittel zu demselben entsteht, der wird denn gewiß Lust zur Arbeit bekommen. Die so entstandene Arbeitsamkeit ist jener, die durch Noth erzwungen worden, unendlich weit vorzuziehen.

In dieser angenehmen Gegend von Hieres, und unter diesem gutartigen Volke bracht ich meine Zeit vergnügt zu, und meine Gesundheit stärkte sich merklich.

VIII.

Spazierfahrten zu Mailand.

Der Adel und überhaupt die reichern Einwohner von Mailand, die Kutschen und Pferde halten, machen sich

täglich

täglich gegen den Abend den Zeitvertreib, stillsitzend zu spatzieren. Man fährt nämlich in eine schöne breite und lange Straße, il Corso, und auf den daranstoßenden hohen Wall, der noch von der ehemaligen Befestigung übrig ist. So wie man da angekommen ist, halten die Kutschen in Reihen hintereinander still. Die darinnsitzende Gesellschaft unterhält sich mit Gesprächen, oder man sieht sich nach andern zur Seite haltenden oder vorbeyfahrenden um, oder man genießt blos der frischen Abendluft in der Kutsche. Bisweilen läßt man sich Chocolade oder Gefrornes, oder andere Erfrischungen in die Kutsche reichen. So hält manche Kutsche ein paar Stunden, ohne von der Stelle zu kommen. Die sich etwas mehr bemühen, halten eine Zeitlang in dem Corso; dann fahren sie auf den Wall, von dem man eine sehr schöne Aussicht hat, um auch da eine halbe Stunde zu halten; und endlich lassen sie sich auch auf die Piazza vor der Domkirche fahren, um da eine Zeitlang stille zu halten. Dieses dauert bis in die Nacht hinein. Von da fährt man nach der Komödie, oder man hält auch wol bis auf die Abendmahlzeit, die erst gegen Mitternacht angeht. Denn die Mittagsmahlzeit fängt auch erst um 4 Uhr Nachmittags oder später an. Im Sommer wird der Corso und der Wall zur Tilgung des Staubes alle Abende mit Wasser besprützt. Die zu Sklavenarbeit verurtheilten Missethäter werden an Wagen gespannt, auf deren jedem ein großes Faß ist, das sie anfüllen, und an den bestimmten Orten ausgießen. Es macht einen sonderbaren Kontrast, erst einen langen Zug von Wagen, vor denen Menschen statt Viehes vorgespannt sind, hernach einen ganz andern Zug prächtiger Kutschen,

mit

nit müßigen, im wollüstigen Ueberflusse lebenden Menschen zu sehen, für deren Gemächlichkeit jene viehische Arbeit verrichten müssen.

IX.

Wildpret.

Ich fand einmal auf meiner Reise einige Leute beschäfftiget, das bey weitem noch nicht reife Getraide, da es ich kaum zu entfärben angefangen hatte, abzuschneiden. Auf Befragen, warum sie die reife Aernte nicht abwarteten, sagten sie mir ganz gelassen, sie müßten es unreif nehmen, wenn sie es nicht gänzlich vom Wild abgefressen und verwüstet sehen wollten. Nicht weit davon fuhr ich neben Aeckern vorbey, die mit Ertoffeln angepflanzt waren, die mir ein eben so trauriges Nachdenken verursachen. Auf dem ganzen Felde waren wenig Schritte auseinander kleine Stöcke in die Erde gesteckt, und von jedem auf die nächst um ihn stehenden Faden gezogen, an denen dünne hölzerne Schindeln, Stücke zerbrochener Glasscheiben, Papiere und Lappen überall angehängt waren, um das Wild von diesen Aeckern zu verscheuchen. Ein trauriger Beweis einer barbarischen Geringschätzung des Landmannes, der vielleicht jeden Thaler, den der Landesherr vom Verbrauch des Wildprets ziehet, mit zehn Thaler Schaden an seinem Getraide, und an verlorner Arbeit bezahlen muß. Denn für den Zeitvertreib der Jagd könnten Wildgärten eingehegt werden.

X.

X.

Gotthardsberg.

Heute that ich die beschwerlichste und gefährlichste der vielen Tagreisen, die ich bisher gemacht hatte, und ich werde lange daran denken. Der ganze Weg von Airol bis oben auf den Gotthardsberg ist fast durchgehends sehr steil. Gegen halb sechs Uhr des Morgens ritt ich aus, und immer so gerade in die Höhe, als ob ich eine Treppe hinaufritt. Auf der ersten Stunde trifft man noch überall Holz an, schöne Lerchen- und Tannenbäume, die aber allmählig niedriger werden, und endlich sich ganz verlieren. Der übrige Theil des Berges ist alsdann kahler Felsen, hie und da, wo sie nicht gar zu steil sind, mit einer Decke von Gras und Kräutern überzogen.

Um 7 Uhr langte ich bey dem Schnee an. Nun hatte ich noch eine Stunde lang oder etwas darüber zu steigen, und sah vor und um mich nichts als eine weite Wüste von tiefem Schnee, der 20 bis 50 Fuß hoch die Gegend bedeckte. Der Theil des Berges, der so mit Schnee bedeckt war, ist noch immer eine Art von Thal, aber steil wie ein Dach; denn zu beyden Seiten erheben sich Berge von kahlen Felsen in die obere Luft. Durch dieses steile mit Schnee bedeckte Felsenthal stürzt der Ticino in einem engen, tief in die Felsen ausgehöhlten Bette sehr rauschend herunter, und läuft durch so viele Krümmungen, daß man oft darüber muß. Jetzt war der Strom mit allen seinen steinernen Brücken verschneyt, und nur hie und da sichtbar. Man kömmt einigemal darüber, ohne es zu wissen, weil der aufgehäufte Schnee statt einer Brücke

dienet.

ienet. Also reitet man über Schnee weg, der in der Tiefe sein Fundament hat, worauf er ruhet. Stürzte dieses Schneegewölbe ein, so würde man tief in einen Abgrund versinken, durch den ein reissender Strom herunterstürzt. Das Beste dabey ist, daß der Reisende seine fürchterliche Lage selten sehen kann. Doch kömmt man auch auf Stellen, wo sie nur zu deutlich in die Augen fällt; wo man den Strom tief unter sich neben dem Wege hat, und dann etwas weiter hin in ein hohes Gewölbe, von bloßem Schnee über den Strom geschlagen, hinein sieht. Unter diesem Gewölbe sieht man den Strom wie aus einer dunkeln Höhle herausstürzen, und die Vorstellung, daß man nun über dieses so gebrechliche Gewölbe herüberreiten müsse, macht in der That schwindlich.

Zu dieser Gefahr kömmt noch die von den Schneelawinen, die bisweilen von der Höhe herabrollen, und alles, was sie antreffen, mit sich fortreissen. Ich habe an ein paar Orten noch Ueberreste solcher Lawinen angetroffen, die vor kurzem heruntergestürzt, und neben dem Wege liegen geblieben waren.

Dieser Weg hat nur dadurch einige Festigkeit, daß der Schnee durch das Eintreten dichter zusammengeballt, und also fest geworden. Weil aber bey dieser Jahreszeit die Sonne schon ihre volle Kraft hat, so wurde der Schnee hie und da schon weich, und die Pferde traten oft tief hinein. Es ist merkwürdig anzusehen, wie diese Thiere, wenn sie etwas eingesunken sind, sogleich die Gefahr empfinden, und mit Vorsichtigkeit sich wieder herauszuhelfen suchen, um sich nicht durch allzulebhafte Bewegung noch

tiefer in den Schnee hinein zu arbeiten. Das Pferd worauf ich ritt, war etwas lebhafter als die andern, un bestrebte sich in solchen Fällen zu stark, daher es einig mal tief hineinsank. Dieses machte mir das Reiten z beschwerlich, und ich entschloß mich, so schwach ich auch war, zu gehen. Aber auch dieses wurde mir sehr sauer und ich fiel oft, wenn ich selbst etwas tief eintrat, um Nach einem müheseligen, zwey Stunden langen Wege über den Schnee, kam ich endlich gegen 9 Uhr auf der obersten Höhe des Weges bey den Kapuzinern an, wo ich etwas ausruhte. Es sind hier zwey Häuser; in dem einen wohnen zwey Kapuziner, welche die Durchreisenden von einigem Ansehen beherbergen, und sehr gut bewirthen; das andere Haus ist ein Gasthof für Durchreisende von geringerm Stande, besonders für Säumer, oder solche, die auf Pferden, die hier Saumrosse (Chevaux de Somme) genennt werden, Waaren fortschaffen. Mir begegneten viele Säumer auf dem Wege, und ich lernte, aber zu spät, von ihnen, wie man sich die Reise über den Schnee erleichtern könne. Jeder Säumer geht mit einer Spathe vor seinen Pferden her, und wo er den Schnee weich, oder wo er eingetretene Löcher darinn findet, füllet er den Weg mit frischem Schnee aus, den er fest einstampfet; und so sinken seine wiewol schwer beladene Pferde selten ein.

Diese oberste Höhe bey den Kapuzinern ist dennoch nur ein Thal. Denn zu beyden Seiten desselben erheben sich hohe Berge von kahlen Felsen. Aber das Thal ist ziemlich weit. In demselben liegen nahe an den Kapuzinern einige Seen. Aus einem derselben fließt ein Bach,

der

der hernach zum Ticin wird, gegen die Mittagsseite herunter; aus einem andern ein ähnlicher Bach nach der Nordseite. Dieser wird hernach zu dem Fluß Reuß, welcher sich im Kanton Bern in die Aare, nicht weit vor ihrem Einfluß in den Rhein, ergießt. Aber jetzt waren diese Seen nicht zu sehen, weil alles tief unter dem Schnee lag.

Ich will hier noch anmerken, daß diese Höhe bey den Kapuzinern gerade der Punkt ist, wo die deutsche und welsche Sprache zusammenstoßen. Das Dorf Airol, von dem ich jetzt herkam, bedienet sich noch der welschen Sprache, und das nächste, dahin ich nun im Heruntersteigen kommen sollte, ist schon deutsch. Zwar verstehen und sprechen die Einwohner des Livinerthals fast durchgehends das Deutsche auch, aber unter sich sprechen sie welsch; und so verstehen die ersten Dörfer an der andern nördlichen Seite auch noch die welsche Sprache, obgleich die deutsche ihre eigentliche Muttersprache ist.

Hieraus läßt sich, wie ich denke, ziemlich deutlich abnehmen, wie in den alten Zeiten die Deutschen allmählig immer tiefer gegen Süden hin, die Welschen ihrer Seits immer tiefer nach Norden in diese Berge hineingedrungen, bis sie endlich auf der obersten Höhe aufeinander getroffen haben. Es läßt sich aber vermuthen, daß die alten Lepontier vor den Deutschen sich bis hieher ausgebreitet, und sich selbst hier Gränzen gesetzt haben, weil sie gegen Norden herunter den Weg durch Felsen versperrt gefunden. Denn ostwärts vom Gotthard, in Graubündten, wo es leichter war, gegen Norden wei-

 ter

ter vorzudringen, erstreckt sich auch die welsche Sprach viel weiter gegen Norden hin, nämlich bis nahe an di Hauptstadt Chur; woraus abzunehmen, daß die alte Thuscier eher in dieß Land gedrungen, als die Deutsche von der andern Seite dahin gekommen. Denn es ist na türlich, daß der, der zuerst kömmt, am weitesten vorrückt. Wenn ich bedenke, daß das Livinerthal, das an de Südseite bis auf den St. Gotthard reicht, ehedem der Kirche zu Mailand, das Urselerthal aber, das von der Nordseite an denselben Berg stößt, der Abtey Dissentis in Rhätien unterworfen gewesen, und daß endlich das freye Landvolk von Uri seine Wohnsitze bis an das Urselerthal hat, so wird mir wahrscheinlich, daß hier drey verschiedene Völker bey ihrem Vordringen aufeinander gestoßen sind: die Lepontier von Italien aus, die Urseler von Rhätien oder Morgen, und die Urner von Norden her. Aber ich komme wieder auf die Fortsetzung meiner Reise.

Ich mußte nun von den Kapuzinern ab wieder nordwärts so heruntersteigen, wie ich an der Mittagsseite heraufgekommen war, und hatte noch etwa anderthalb Stunde über den Schnee zu gehen. Auch diesen Weg machte ich zu Fuße, ließ mich aber, weil ich des Fallens müde war, führen. Der Weg geht doch nicht völlig so steil herunter, wie auf der Mittagsseite, und ist auch weniger gefährlich, weil man nicht so auf Schneegewölbern über den Reuß muß, die man meist allezeit zur rechten Hand behält. Doch fand ich mich gar sehr erleichtert, als ich das Ende des Schnees erreicht hatte, und wieder auf festen Boden treten konnte. Da setzte ich mich sehr vergnügt

gnügt, diesen gräulichen Weg endlich im Rücken zu haben, wieder zu Pferde, und ließ mir so wol seyn, als wenn ich über die schönsten Fluren ritte, ob ich gleich nichts als Felsen unter mir, und neben mir, und in der Höhe über mir sah.

XI.

Nizza.

Lage der Stadt.

Das Ufer des Meerbusens von Antibes ziehet sich von dieser Stadt an gegen Nordost in einem Zirkelbogen herum, dessen Sehne von Südwest nach Nordost läuft. An dem nordostlichen Ende derselben liegt Nizza, in gerader Linie, etwa drey deutsche Meilen von Antibes. Beyde Städte liegen unmittelbar am Meer, und so, daß man von der einen die andere gerade im Gesichte hat. Von dieser Lage hat vermuthlich Antibes seinen griechischen Namen Antipolis, die gegenüber liegende Stadt, von den ehemaligen griechischen Einwohnern von Nicäa, dem heutigen Nizza, bekommen.

Die Ufer des gedachten Meerbusens sind ganz flach; aber in einer geringen Entfernung von der See erheben sich kleine Hügel, die sich gegen das Land herein an die höhern Berge der Provence anschließen. Von Nizza aus aber, gegen Genua hin, sind die Küsten meistentheils sehr hoch, steil und felsig. Diese hohe Küste fängt gleich neben Nizza an.

ter vorzudringen, erstreckt sich auch
viel weiter gegen Norden hin, nä
Hauptstadt Chur; woraus ab
Thuscier eher in dieß Land g
von der andern Seite dahin
türlich, daß der, der zuerst
Wenn ich bedenke, daß
Südseite bis auf den
Kirche zu Mailand,
Nordseite an dens
in Rhätien un
freye Landvolk
Felerthal h
verschieden
stoßen s
von
den
... mit diesem Berge, dessen Grund
... so viel Raum einnimmt, als die Stadt
... man gemächlich in weniger als einer Stunde
... gänzlich zerstört

Zwischen gedachtem Felsenberge und dem wenige hundert Schritte ostwärts gegenüberliegenden, sich von der

(*) Plinius sagt in seiner Geschichte der Natur (III. B. 7. C.): Igitur ab amne Varo Nicaea oppidum a Massiliensibus conditum; fluuius Pado u. s. w. Hier muß offenbar, wie auch in einigen Handschriften steht, fluuius Palo gelesen werden; denn er meynt den Paglion. Auch die gleich darauf folgenden Worte: Alpes, populique Inalpini multis nominibus, sed maxime Capillati; oppidum Vediantiorum; ciuitatis Cemelion; portus Herculis Monoeci, gehen alle, wie aus der Beschreibung des Plinius zu sehen ist, auf die nahe um Nizza liegenden Oerter.

..s ins Land hineinziehenden Berge Mont-
..r Hafen von Nizza. Seit kurzem ist
an der Seeküste ein sehr schöner und
..o Fuß hoch über die See, an dem
..n, durch den man von dem un-
.. der Stadt nach dem Hafen
..n kann.

..t durch einen hohen
..prellen der Wellen
..wolber ausgemauert,
..mannsgüter dienen; oben
..ne Platteforme zum Spatzieren-
..seite der Stadt ist gegen den Paglion
..ohen, außerhalb mit einer starken Mauer be-
..n Erdwall versehen, der meistens mit Steinen aus-
..gepflastert ist, weil er sowol zum Reiten und Fahren, als
zum Gehen dienet. Aus der Stadt führen Treppen und
Rampen auf diesen Wall, und von da gehen auch solche
an die steinerne Brücke, die über den Paglion nach ei-
ner Vorstadt herübergeht, herunter. Man kann also von
der West- und Nordseite der Stadt auf diesen Wall, und
von da in die Stadt kommen, so daß sie ein völlig offe-
ner Ort ist, obgleich sowol in dem Wall, als an der Süd-
und Nordseite der Stadt Thore sind. Wer nicht Lust hat
durch die Thore zu gehen, geht über den Wall frey aus
und ein.

Nichts ist schöner als der Spatziergang um die Stadt
herum. Man kann von einer breiten, längst des vorher-
erwähnten hohen am Meer gemauerten Walles laufenden

Nizza hat die Form eines Dreyecks, dessen kleinere gegen Süden gekehrte Seite an das Meer stößt, die beyden andern aber am nördlichen Ende der Stadt zusammenstoßen. Dicht an der Abendseite fließt der bey trockenem Wetter sehr seichte, zu andern Zeiten sehr stark anlaufende, und alsdenn sehr breite Fluß **Paglion**, der sich hier ins Meer ergießt (*). An der Morgenseite der Stadt aber liegt ein hoher, vom Meer an einige hundert Schritte ins Land hineinlaufender und ganz einzeln stehender Felsenberg. Auf der beträchtlichen, etliche hundert Fuß betragenden Höhe dieses Felsens lag das ehedem für unüberwindlich gehaltene, aber 1704. von dem Marschall de Catinat eingenommene, und jetzt gänzlich zerstörte Schloß Nizza.

Die ganze Stadt mit diesem Berge, dessen Grund ohngefähr eben so viel Raum einnimmt, als die Stadt selbst, kann man gemächlich in weniger als einer Stunde umgehen.

Zwischen gedachtem Felsenberge und dem wenige hundert Schritte ostwärts gegenüberliegenden, sich von der

Ee

(*) Plinius sagt in seiner Geschichte der Natur (III. B. 7. C.): Igitur ab amne Varo Nicaea oppidum a Massiliensibus conditum; fluuius Pado u. s. w. Hier muß offenbar, wie auch in einigen Handschriften steht, fluuius Palo gelesen werden; denn er meynt den Paglion. Auch die gleich darauf folgenden Worte: Alpes, populique Inalpini multis nominibus, sed maxime Capillati; oppidum Vediantiorum; ciuitatis Cemelion; portus Herculis Monoeci, gehen alle, wie aus der Beschreibung des Plinius zu sehen ist, auf die nahe um Nizza liegenden Oerter.

See nordwärts ins Land hineinziehenden Berge Montalban, liegt der Hafen von Nizza. Seit kurzem ist von der Stadt aus an der Seeküste ein sehr schöner und breiter Weg, 30 bis 60 Fuß hoch über die See, an dem Felsen ausgehauen worden, durch den man von dem untern oder südlichen Quartier der Stadt nach dem Hafen gehen, und mit Wagen fahren kann.

Die Mittagsseite der Stadt ist durch einen hohen und festen gemauerten Wall für das Anprellen der Wellen geschützt. In diesem Wall sind Gewölber ausgemauert, welche zu Magazinen der Kaufmannsgüter dienen; oben auf demselben aber ist eine Platteforme zum Spatzierengehen. Die Abendseite der Stadt ist gegen den Paglion mit einem hohen, außerhalb mit einer starken Mauer bekleideten Erdwall versehen, der meistens mit Steinen ausgepflastert ist, weil er sowol zum Reiten und Fahren, als zum Gehen dienet. Aus der Stadt führen Treppen und Rampen auf diesen Wall, und von da gehen auch solche an die steinerne Brücke, die über den Paglion nach einer Vorstadt herübergeht, herunter. Man kann also von der West- und Nordseite der Stadt auf diesen Wall, und von da in die Stadt kommen, so daß sie ein völlig offener Ort ist, obgleich sowol in dem Wall, als an der Süd- und Nordseite der Stadt Thore sind. Wer nicht Lust hat durch die Thore zu gehen, geht über den Wall frey aus und ein.

Nichts ist schöner als der Spatziergang um die Stadt herum. Man kann von einer breiten, längst des vorhererwähnten hohen am Meer gemauerten Walles laufenden

Straße, vermittelst einer schönen steinernen, ganz neu angelegten Treppe, auf die Platteforme dieses Walls kommen. Von da geht man längst dem Meer auf den Wall gegen Abend, und hat den ganzen Meerbusen, die völlige Küste mit ihren Hügeln, und die Stadt Antibes gerade vor sich. Von diesem gemauerten Wall kömmt man auf den an ihn anschließenden ebenfalls hohen Erdwall, auf dem man nordwärts hingehet. Von diesem hat man eine bezaubernde Aussicht, erst auf die kleine flache, mit viel hundert Gärten und Gartenhäusern besetzte Gegend um die Stadt, und dann auf die umliegenden kleinern, ebenfalls mit unzähligen Bastides oder Landhäusern besetzten, und mit Wäldern von Oliven bedeckten Berge, hinter denen mehrere Reihen immer höherer Berge die Häupter emporheben.

Wenn man auf diesem Wall an das nördliche Ende der Stadt gekommen ist, so geht man herunter, und kömmt auf einem schönen breiten Wege an dem Fuß des gedachten Bergfelsens östlich an demselben herum bis ans Meer. Auf diesem Wege hat man wieder erst einen schmalen Strich ebenes, in Gärten eingetheiltes Land, jenseits desselben den Berg Montalban mit der oben auf demselben liegenden kleinen Festung im Gesichte. Hernach kömmt man an den Hafen, um welchen eine Menge kleiner Häuser zur Bewirthung des Schiffsvolks zerstreut liegen. Gegen das Meer geht dann der sehr schöne am Felsen ausgehauene Weg an, der wieder an den gemauerten hohen Wall führt, von dem man zuerst ausgegangen ist. Von diesem Wege hat man einen Theil der hohen Seeküste gegen Genua zu Gesichte, und das offene Meer, über

welches man bey hellem Wetter die hohen Gebirge auf Korsika zu sehen bekömmt. Dieses ist der schönste Spaziergang, der sich erdenken läßt.

Ein über die Beschreibung prächtiges Schauspiel aber geben, auf dem neuen Wege nach dem Hafen bey etwas hoher See, die sich an den hervorstehenden Klippen des Felsenberges brechenden Wellen. Das schäumende Wasser springt nach dem Anprellen in hundert Gestalten, wie prächtige Springbrunnen in die Höhe. Ein Theil derselben fällt auf die höhern und niedrigern Felsen von mannigfaltiger Form und Gestalt, und läuft davon in hundert veränderten Kaskaden wieder ab. Auf diese Springbrunnen und Kaskaden siehet man von dem hohen darüberliegenden Wege herunter, und siehet sich nicht satt.

Innere Beschaffenheit der Stadt.

Die Stadt selbst hat innerhalb wenig Annehmlichkeit. Die Straßen sind enge, und bey den meist hohen Häusern etwas düster, bey nassem Wetter sehr unreinlich und von übelm Geruch, obgleich sehr gut gepflastert. Nur das mittägliche Quartier der Stadt, das neuer ist, hat breitere und ganz gerade Straßen, und ist überhaupt wol gebaut, hat einen ziemlich großen ganz regulairen viereckigen Platz, wo die Wachtparade gestellt wird.

An öffentlichen Gebäuden hat die Stadt nichts, das verdiente bemerkt zu werden, außer dem schon erwähnten hohen gemauerten Wall, und die von der Straße her darauf führende mit Marmor bekleidete Treppe, die eben, als ich mich hier aufhielt, fertig wurde. Die Kirchen

Straße, vermittelst einer schönen steinernen, ganz neu angelegten Treppe, auf die Platteforme dieses Walls kommen. Von da geht man längst dem Meer auf den Wall gegen Abend, und hat den ganzen Meerbusen, die völlige Küste mit ihren Hügeln, und die Stadt Antibes gerade vor sich. Von diesem gemauerten Wall kömmt man auf den an ihn anschließenden ebenfalls hohen Erdwall, auf dem man nordwärts hingehet. Von diesem hat man eine bezaubernde Aussicht, erst auf die kleine flache, mit viel hundert Gärten und Gartenhäusern besetzte Gegend um die Stadt, und dann auf die umliegenden kleinern, ebenfalls mit unzähligen Bastides oder Landhäusern besetzten, und mit Wäldern von Oliven bedeckten Berge, hinter denen mehrere Reihen immer höherer Berge die Häupter emporheben.

Wenn man auf diesem Wall an das nördliche Ende der Stadt gekommen ist, so geht man herunter, und kömmt auf einem schönen breiten Wege an dem Fuß des gedachten Bergfelsens östlich an demselben herum bis ans Meer. Auf diesem Wege hat man wieder erst einen schmalen Strich ebenes, in Gärten eingetheiltes Land, jenseits desselben den Berg Montalban mit der oben auf demselben liegenden kleinen Festung im Gesichte. Hernach kömmt man an den Hafen, um welchen eine Menge kleiner Häuser zur Bewirthung des Schiffsvolks zerstreut liegen. Gegen das Meer geht dann der sehr schöne am Felsen ausgehauene Weg an, der wieder an den gemauerten hohen Wall führt, von dem man zuerst ausgegangen ist. Von diesem Wege hat man einen Theil der hohen Seeküste gegen Genua zu Gesichte, und das offene Meer, über

welches

welches man bey hellem Wetter die hohen Gebirge auf Korsika zu sehen bekömmt. Dieses ist der schönste Spaziergang, der sich erdenken läßt.

Ein über die Beschreibung prächtiges Schauspiel aber geben, auf dem neuen Wege nach dem Hafen bey etwas hoher See, die sich an den hervorstehenden Klippen des Felsenberges brechenden Wellen. Das schäumende Wasser springt nach dem Anprellen in hundert Gestalten, wie prächtige Springbrunnen in die Höhe. Ein Theil derselben fällt auf die höhern und niedrigern Felsen von mannigfaltiger Form und Gestalt, und läuft davon in hundert veränderten Kaskaden wieder ab. Auf diese Springbrunnen und Kaskaden siehet man von dem hohen darüberliegenden Wege herunter, und siehet sich nicht satt.

Innere Beschaffenheit der Stadt.

Die Stadt selbst hat innerhalb wenig Annehmlichkeit. Die Straßen sind enge, und bey den meist hohen Häusern etwas düster, bey nassem Wetter sehr unreinlich und von übelm Geruch, obgleich sehr gut gepflastert. Nur das mittägliche Quartier der Stadt, das neuer ist, hat breitere und ganz gerade Straßen, und ist überhaupt wol gebaut, hat einen ziemlich grossen ganz regulairen viereckigen Platz, wo die Wachtparade gestellt wird.

An öffentlichen Gebäuden hat die Stadt nichts, das verdiente bemerkt zu werden, außer dem schon erwähnten hohen gemauerten Wall, und die von der Straße her darauf führende mit Marmor bekleidete Treppe, die eben, als ich mich hier aufhielt, fertig wurde. Die Kirchen

haben insgemein gute, doch mit zu viel Gesimsen un Verkröpfungen überladene Vorderseiten. Die Häuser de neuen Quartiers, besonders an dem Paradeplatze, sin sehr groß und wol gebaut. Einige gar wenige in de Stadt sind von guter Bauart; sonst sind die Häuser durch gehends schlecht, kündigen schon von außen die innere Un reinlichkeit, und eine gänzliche Sorglosigkeit in Ansehung der Unterhaltung und Ausbesserung des Schadhaften an.

Die Treppen in den Häusern sind insgemein gemauert, und die Tritte mit dünnen Platten von schwarzem Schiefer belegt. Verschiedentlich werden solche Platten auch zu Bekleidung der Thürgewände und der Fenster gebraucht. Sie werden aus dem Genuesischen hergebracht, und thun im Bauen große Dienste.

Inwendig sind die Häuser durchgehends sehr unreinlich, und auf den Treppen gemeiniglich von übelm Geruch. Es wird nichts weder gewaschen, noch ausgebessert. Da bey den engen Straßen die Zimmer an sich schon wenig Licht haben, wird nicht einmal dafür gesorget, daß die Fenster rein gehalten werden. Ich habe, und nicht in den geringsten Häusern, solche gesehen, die wegen des auswendig daraufsitzenden Staubes und inwendigen von Fliegen herkommenden Schmutzes fast ganz undurchsichtig geworden. Man kann sich schwer in die Empfindungsart solcher Menschen setzen, die eine so eckelhafte Unreinlichkeit ertragen können. Ohne Zweifel trägt dieses viel zu der ungeheuren Menge Fliegen bey, die hier gezeugt werden. Alle Spiegel müssen mit Vorhängen von Flor bedeckt werden, wenn sie nicht in ein paar Tagen

von

von den Fliegen unbrauchbar gemacht werden sollen. Wenn ich höchstens ein Dutzend der besten Häuser in dieser Stadt ausnehme, so wäre es mir nicht möglich, in irgend einem der übrigen zu wohnen.

Ich halte die Stadt auch im Winter für ungesund. Die Häuser können nicht gelüftet werden, und sind, weil die Sonne fast nirgend hinkommen kann, kalt und feucht. Wenn man nun im Winter bey schönem Wetter, wie täglich geschieht, spatzieren geht, so kömmt man doch in einige Wärme, und wird beym Eintreten in die Häuser wieder kalt, kann sich auch in den meisten Häusern nicht einmal wärmen, da selten Kamine in den Zimmern sind.

Uebrigens sieht es in der Stadt lebhaft genug aus; denn sie scheinet für ihre geringe Größe stark bewohnt, und den ganzen Tag sieht man außer den Einwohnern eine große Menge Landvolk auf den Straßen.

Der Hafen.

Von der Lage des Hafens habe ich bereits gesprochen. Er ist ganz durch Kunst gemacht. Die Natur hat dazu weiter nichts gethan, als daß sie zwischen dem Felsenberge, daran die Stadt liegt, und dem Berge Montalban einen schmalen Strich niedriges Land, das an die See stößt, gelassen hat. Dieses ist an der See ausgegraben, und zum Hafen vertieft worden. Die Einfahrt in denselben ist durch zwey starke in die See gesetzte gemauerte Wälle oder Mole ins Enge gebracht. Gegenwärtig ist der Hafen noch klein, und würde schwerlich 40 Handlungsschiffe beherbergen können. Man kann ihn aber, so weit man

will,

will, ins Land hinein verlängern; und gegenwärtig wi[rd] wirklich an dieser Verlängerung gearbeitet. Es wäre ab[er] nöthig, daß die Rheede vor der Einfahrt auch tiefer ge[=]macht würde; denn es sind noch Felsen im Grunde, wel[=]che ganz beladenen Schiffen von 400 Tonnen und darü[=]ber die Einfahrt nicht gestatten: daher dergleichen Schiff[e] erst in dem unweit davon liegenden Hafen von Villa[=]franka lichten.

Sonst wird an dem Hafen nichts gespart. Die Mole sind schön gebaut, und besonders der, den man bey der Ausfahrt linker Hand hat. Er hat inwendig gegen den Hafen viele gewölbte, offene Nichen, in denen das Schiffs[=]volk im Trockenen seyn und kochen kann. Jede Niche hat eine aus der Mauer herauskommende aus Erz gegossene Röhre mit einem Hahn, wodurch man sehr gutes und gesundes Wasser, nicht nur zum täglichen Gebrauch, son[=]dern auch zum Schiffsvorrath, kann herauslaufen lassen. Am Ende dieses Mole neben der Ausfahrt stürzt dieses Wasser in einer sehr artigen Niche aus einem Löwenmaul, und fällt in Kaskaden herunter. Dieses schöne Quellwas[=]ser wird durch gemauerte Wasserleitungen von einer hal[=]ben Stunde weit her nach den Hafen geleitet.

Gleich neben dem Hafen liegt ein vortrefflicher Stein[=]bruch, von einem weißlichen marmorartigen Kalkstein, woraus die beyden Mole und die Ufer des Hafens ge[=]mauert sind.

Merkwürdigkeiten der Natur.

Bey Gelegenheit dieses Steinbruchs muß ich zweyer Merkwürdigkeiten gedenken. Vor ein paar Jahren hat man

man in dem Steinbruch, da man zwey durch eine sehr dünne Schicht Thon voneinander getrennte Steine voneinander spaltete, einen fast ganz verrosteten kupfernen Nagel zwischen diesen Steinen gefunden, der sich in den einen eingedrückt hatte. Der Baumeister, welcher die Aufsicht über die Arbeiten am Hafen hat, sagte mir, der Nagel sey ihm weggekommen; er zeigte mir aber eine wolgezeichnete Abbildung mit Farben, die er selbst damit gemacht hatte. Kurze Zeit hernach fand man unweit vom Hafen noch mehr solcher sehr wol erhaltenen kupfernen Nägel, davon gedachter Baumeister mir einen schenkte. Ich habe ihn in das Naturalienkabinet der königlichen Akademie der Wissenschaften geschenkt.

Die andere Merkwürdigkeit dieser Seeküste sind die sogenannten Dattelmuscheln, die ihren Namen von der einer Dattel ähnlichen Figur haben. Diese Muscheln fressen sich, wenn sie noch ganz klein sind, in den harten, im Grund des Meeres liegenden Kalkstein ein, dringen darinn immer tiefer, und so wie sie anwachsen und älter werden, erweitert sich auch der Gang, den sie sich im Stein ausgraben. Er ist aber nur um die Dicke von zwey oder drey Kartenblättern weiter, als die Muscheln dick sind, so daß sie sich darinn nicht umwenden können. Ein Kalkstein von etwa drey Fuß lang und einen Fuß dick, der vor fünf Jahren versenkt worden, wurde, aus Gefälligkeit für mich, aus dem Grunde herauf geholt. Dieser war so sehr sowol von diesen Datteln, als auch von einer andern Art hariger Muscheln (Musculus) durchgefressen, wie irgend ein altes Stück Holz von Würmern, und ich fand keinen Kubikzoll festen Stein daran. Ich ließ den

Stein zerschlagen, behielt einige Stücke mit den lebenden Muscheln eine Zeitlang im Seewasser auf; die andern speißte ich wie Austern, und fand sie sehr delikat, von besserm Geschmack als die feinsten Austern aus der Nordsee. Als ich einige Zeit nachher den Chevalier de Foncenax in Villa franka besuchte, ließ er in meiner Gegenwart auch solche Steine aus dem dortigen Hafen ausfischen, die ebendasselbe zeigten; und wir verzehrten auch diese Datteln als wahre Leckerbissen.

Handlung.

Bey Gelegenheit des Hafens will ich auch hier anführen, was ich von der hiesigen Handlung gesehen habe. Sie ist, ungeachtet der Hafen für einen Freyhafen erkläret worden, sehr gering. Drey oder vier Handlungshäuser können alle Geschäffte bestreiten. In den sechs Monaten, da ich mich hier aufhielt, sind kaum zwölf Schiffe angekommen, und auch nicht mehrere abgegangen.

Ausgefahren wird 1) eine beträchtliche Menge sowol ganz feines, als auch geringeres Oel, daran die Grafschaft Nizza großen Ueberfluß hat; 2) Seide, sowol aus der Grafschaft, als die aus Piemont hieher gebracht wird; 3) eine beträchtliche Menge Hanf, ebenfalls aus Piemont; 4) Reis, auch daher, und in Menge; 5) der feinere in der Grafschaft wachsende Wein, aber in unbeträchtlicher Menge; 6) Limonen, Citronen (*) und Pomeranzen in starker Menge; 7) An-

(*) Limonen sind die Früchte, die man in Deutschland Citronen nennt, und Citronen, was die Deutschen bittere Pomeranzen nennen.

Anchois, Sardellen, Tonfische, und dann in kleinen Fahrzeugen auch Gartengewächse, auch etwas Leder; von Fabrikwaaren wenig oder nichts; wenigstens sind in der Grafschaft Nizza, so viel ich weiß, keine Fabriken.

Eingefahren wird 1) Getraide, an dem die Grafschaft einen gänzlichen Mangel hat. Der Getraidehandel wird aber auch hier auf Spekulation getrieben, um das hier aufgeschüttete Getraide in vorkommenden Fällen wieder nach andern Seehäfen zu verfahren. Es kommen sogar Schiffe mit Getraide aus den amerikanischen englischen Kolonien hieher. 2) Alles Salz, was in der Grafschaft und in Piemont gebraucht wird. Dieses kommt aus Sardinien. 3) Alle Arten von Fabrikwaaren, und viele darunter, mit denen, wie man sagt, ein vortheilhafter Schleichhandel nach Frankreich getrieben wird. 4) Bauholz, und denn die zur Nothwendigkeit gewordenen feineren Lebensmittel, Zucker, Kakao, Kaffee u. s. f.

Beträchtlich kann die Handlung hier nie werden; nicht blos wegen der Nachbarschaft weit größerer Handlungsplätze, wie Genua und Marseille, sondern auch wegen Mangel fahrbarer Straßen aus den inneren Provinzen von Italien oder von hier hinein.

Beschreibung der umliegenden Landschaft.

Ein kleiner Strich Landes an der nördlichen, nordwestlichen und westlichen Gegend der Stadt ist ebenes Land. Nach Westen geht ein schmaler Strich solches Landes bis an den Varo längst dem Meerbusen. Das wenige, der Stadt gegen nordwest liegende ebene Land,

das

das in allem keine Quadratstunde ausmacht, ist mit nicht sehr hohen, in unzählige Hügel eingetheilten Bergen umgeben, hinter denen viel Meilen weit immer höhere und höhere Berge das Land beynahe zu einer Wildniß machen. Von der Aussicht auf diese Berge von dem Wall der Stadt habe ich bereits gesprochen.

Von den nächsten Bergen erstrecken sich einige Hügel vom Gebirge ab in die Ebene hinaus, davon einer, den die Einwohner **Cimie** nennen, längst dem rechten Ufer des **Paglion** bis nahe an die Stadt heraus tritt. Zwischen diesen hervortretenden Hügeln liegen einige schmale höchst angenehme Thäler, die in die Ebene auslaufen. An ein paar Orten aber gehen aus diesen Thälern noch andere engere in den Schoß der Berge hinein, und bilden da einsame reizende Wohnplätze. Jenseits dieser nächsten Berge liegen zwischen diesen und den größern dahinterliegenden auch viele theils wilde, theils fruchtbare, ganz romantische Thäler, an denen man sich von den Höhen herunter nie satt sehen kann.

Das ebene flache Land zunächst an der Stadt ist in Gärten eingetheilt, die mit ziemlich hohen Mauern umgeben sind, zwischen denen eine Menge enger Gäßchen durchgehen. Die Gärten haben nichts angenehmes als die große Menge der Citronen- und Pomeranzenbäume, womit sie besetzt sind, und die schönsten Küchengewächse, die hier auch den ganzen Winter über in großem Ueberfluß darinn angetroffen werden. Das Land in diesen Gärten ruhet nie; so wie ein Stück seine Nutzung gegeben hat, wird es auch gleich wieder umgegraben, und aufs neue

neue bepflanzt oder besäet. Außerdem haben die Gärten keine Annehmlichkeit, keinen Schatten, keine Spatziergänge; kurz, nichts zum blossen Vergnügen.

In jedem Garten steht ein mehr oder weniger großes und gutes Wohnhaus, sowol für die Familien des Gärtners, als für den in der Stadt wohnenden Eigenthümer. Denn nur wenige Gärtner sind selbst Besitzer der Gärten, die sie bearbeiten. Einige sitzen auf Pacht darinn; andere, und diese sind die meisten, bearbeiten und benutzen sie für die Hälfte des jährlichen Ertrages. Einige wenige dieser Gartenhäuser sind räumlich und gut unterhalten. Diese sind im Winter meist von den Engländern bewohnt, die ihrer Gesundheit halber oder aus Laune hieher kommen. Bisweilen kommen auch andere Fremde. Auch ich hatte mir ein solches Gartenhaus gemiethet. Hie und da sind auch gute Wiesen zwischen den Gärten. Das übrige etwas von der Stadt entferntere ebene Land, das in den Thälern und andern Bergen, ist in unzählige kleine Güter eingetheilt, die ich weder Ackergüter noch Gärten nennen kann; sie sind von beyden etwas. Ihre Größe ist gering, von vier und sechs, bis zehn, fünfzehn und zwanzig Morgen Landes, das zum Gartenbau, zum Wein- und Kornbau eingerichtet ist. Jedes dieser Gütchen hat sein massives Haus; einige sehr wenige ganz schöne Landhäuser. Auf diese Weise ist die ganze Gegend und die Anhöhen der sie umgebenden Berge, sogar die oberste Höhe derselben mit unzähligen zerstreuten Gebäuden bedeckt, die von der Stadt aus, wo man alles übersehen kann, eine erstaunliche Ansicht geben. An den Bergen siehet man ganze Wälder von Olivenbäumen, und auch in der Ebene sind

sie in grosser Menge gepflanzt. Andere Bäume, als Maulbeer- Feigen- und Obstbäume, sind etwas sparsam angebracht. Von Waldung aber ist gar nichts zu sehen, als hie und da an den wildesten und höchsten Stellen der Berge dünne stehende Pinaster und Gesträuche, so daß das Holz in dieser Gegend rar ist.

Die größte Mannigfaltigkeit geben dem Auge die vielen tausend Terrassen, in welche die ziemlich steilen Anhöhen der Berge eingetheilt sind, damit dieß steile Land konnte bebaut werden. Alle werden durch trockene, das ist, ohne Kalk aufgeführte Mauern unterstützt. Wohin man auch das Auge gegen die Berge wendet, sieht man eine erstaunliche Menge übereinander stehender Terrassen, und bewundert dabey die geduldige Arbeitsamkeit der ehemaligen Einwohner, die diese dürren Anhöhen dadurch zum Anbau tüchtig gemacht haben. Ohne Zweifel hat Ueberfluß an arbeitenden Händen und Mangel an Nahrungsmitteln sie zu dieser erstaunlichen Arbeit gezwungen.

Wenn man in Gedanken alle diese Terrassen wegreißt, und diese Berge sich in ihrer ursprünglichen Gestalt, mit meist rauhen und ziemlich unfruchtbaren Boden vorstellt, so denkt man, es hätte niemand vorhersehen können, daß so viel Menschen an diesen Bergen wohnen, und ihre Nahrung finden könnten. Eine vor der Bewohnung des Landes dahingeschickte Kolonie würde vermuthlich berechnet haben, daß dieses kleine Stückchen Landes, wo jetzt über tausend Familien wohnen, nicht hinreichend sey, viel über hundert Familien zu nähren. Nichts, als einige ganz steile Felsen, ist hier unbenutzt gelassen.

Einige

Einige hundert, vielleicht tausend kleinere und grössere Wege durchkreuzen Ebenen und Berge, wodurch die Gegend zu einer Art von Labyrinth wird. Auf diesen kann man überall hinkommen, und man würde das ganze Jahr durch täglich auf neuen Wegen und in andere Gegenden spatzieren können. Wer das Gehen liebt, und gut steigen kann, der findet die Gegend unerschöpflich an immer neuen und sehr veränderten Spatziergängen. Aber im Wagen kann man sie aus Mangel der Straßen nicht genießen, auch nicht zu Pferde, weil auch dafür wenige Wege breit und gebahnt genug sind.

Das Land ist durchgehends, einige halb morastige Tiefen ausgenommen, dürre. Nichts ist seltener, als eine Wasserquelle mitten in so vielen Bergen. Man trifft etliche wenige sehr seichte Bächelchen an, deren weniges Wasser aber sehr gut genutzt wird.

Einwohner von Nizza.

Der Adel.

Man rechnet die Anzahl der Einwohner in der Stadt auf 25000, aber die Zahl scheint mir zu groß; wiewol ich nicht läugnen kann, daß auf den Straßen es ziemlich von Menschen wimmelt. Der Adel ist hier ziemlich zahlreich, aber größtentheils unvermögend. Wenn man drey oder vier der ersten Häuser ausnimmt, die man hier reich nennen kann, weil sie von 20 bis 50000 Lire (*) Einkünfte haben, und dann eine kleine Anzahl derer, die von

(*) Eine Lire de Piemont ist ohngefähr 7 Groschen im sächsischen Gelde.

Bedienungen leben, so ist der übrige Theil des Adels ärmlich, und ein Theil ganz arm und elend.

Man siehet deßwegen hier nichts von der in großen Städten durch ganz Europa herrschenden Ueppigkeit, keine reichen Equipagen, die man ohnedem in einem Lande, wo keine Fahrwege, und in einer Stadt, wo wenig Straßen sind, durch die man in Kutschen fahren könnte, entbehren kann; keine öffentlichen kostbaren Lustbarkeiten; keine Schauspiele; keine Tafeln von Aufwand, als etwa zur Seltenheit bey ganz besondern Veranlassungen. Es sind drey oder vier adeliche Häuser, bey denen im Karneval der übrige Adel des Abends in die sogenannten Conversationi zusammenkömmt, wo man sich mit Gespräch, mit Spielen, auch bisweilen mit Tanzen die Zeit vertreibt. Auch werden zu derselben Zeit wöchentlich in dazu gemietheten Sälen, in die man den Eingang bezahlt, maskirte Bälle gegeben.

Ansehnliche königliche Bediente und auch die Advokaten rechnen sich selbst mit zum Adel, wenn sie gleich nicht von adelicher Geburt sind, und unterscheiden sich von den andern nicht adelichen durch das Tragen des Degens, den man hier für ein Zeichen des Adels hält; deßwegen auch kein Edelmann, so elend und arm er auch ist, und so ein abgenutztes und zerrissenes Kleid er trägt, ohne Degen ausgeht. Ich habe solche gesehen, die so alte und abgenutzte Degen trugen, daß die Scheide nicht mehr daran halten wollte. Da sie das Vermögen nicht hatten, eine neue machen zu lassen, banden sie die alte mit Bindfaden, um sie nur nicht in Stücken fallen zu lassen. Das

gemeine

gemeine Volk bezeuget jedem, der einen Degen trägt, große Ehrerbietigkeit.

Unter diesem zahlreichen Adel sind denn auch viele Neugeadelte. Man kann den Adel vom Landesherrn gleichsam kaufen, und dann wird jeder, der von dem Könige oder auch von einem Besitzer ein solches verfallenes Lehn kauft, unter den Adel gerechnet. Man kann durch diesen Weg für wenig tausend Thaler Conte oder gar Marchese werden. Dessen ungeachtet ist der Adel auch hier auf die Vorzüge seines Standes stolz.

Die Geistlichkeit.

Die Geistlichkeit, als der zweyte Stand, ist hier zahlreich, aber eben nicht ansehnlich; denn die Pfründen der Weltgeistlichen sind gering; die meisten Klöster aber sehr arm. Selbst der Bischof hat nur geringe Einkünfte, und führt deßwegen gar keinen Hofstab. Er geht gar oft in seinem ehemaligen Ordenshabit, wie ein gemeiner Mönch spatzieren; bisweilen sieht man ihn in einer sehr schlechten Kutsche mit zwey übelgekleideten Lakayen fahren. Bey schönem Wetter sind des Nachmittags alle Straßen voll Geistliche, und sie gehen wirklich schaarenweise spatzieren. Wären die hiesigen Landeseinwohner nicht so gar sehr besorgt, nach ihrem Tode bald aus dem Fegfeuer zu kommen, so müßte gewiß die Hälfte der hiesigen Geistlichen verhungern oder wegziehen. Aber alle Altäre sind so reichlich mit Seelmessen besetzt, daß jeder Priester doch täglich 10 Sols (*) für eine Messe verdienet. Zur höchsten Noth

(*) Ohngefähr 4 Groschen.

kann einer hievon leben. Ein sehr edler, freymüthiger Ordensgeistlicher, ein wirklicher Philosoph, der mich hier mit seiner Freundschaft beehrte, hat mich versichert, daß unter der großen Anzahl Geistlichen in Nizza nur etwa drey seyn, die Litteratur oder Wissenschaft besitzen.

Die Kaufmannschaft.

Die Kaufleute machen die dritte Klasse der Einwohner aus. Ich habe bereits oben angemerkt, daß gar wenig Häuser hier alle große Handlung in ihren Händen haben. Die übrigen sind Kommissionairs und Krämer. Doch scheinen verschiedene dieser letztern, aus ihren Waarengewölben zu urtheilen, gut zu stehen. Fabrikanten giebt es in Nizza gar nicht.

Das geringere Volk.

Der große Hause, oder das geringere Volk, scheinet hier durchgehends sehr arm zu seyn. Ansehnliche Handwerksleute giebt es hier gar nicht. Man kann auch darum hier in keinem Stücke recht gute Arbeit bekommen. Die Reichern lassen sich, wenn sie etwas Vorzügliches haben wollen, es aus Frankreich oder aus Genua, oder gar aus England kommen. Dieses geschieht mit Hüten, Strümpfen, Schuhen u. d. gl. gemeinen Sachen. Weil sie alle insgemein im untersten Theil des Hauses ihre offenen Werkstellen haben, so kann man ohne vieles Nachforschen sehen, in was für schlechter Verfassung sie sind.

Tagelöhner, außer denen, die sich mit Hin- und Herschleppen der Waaren nach dem Hafen, und von da nach der Stadt abgeben, giebt es hier dem Ansehen nach sehr

wenige.

wenige. Ich schloß dieses daher, daß zu dem Bau am Hafen, sogar im Steinbruch und in andern öffentlichen Arbeiten, Weiber, junge Mädchen, und sogar Kinder in großer Zahl, und immer 10 gegen eine Mannsperson, zum Stein- Kalk- und Sandherbeyschaffen gebraucht werden. Desto mehr Bettler aber giebt es, die durchgehends mit so gar elenden Lappen behangen sind, daß ein Fremder sie ohne Entsetzen nicht ansehen kann.

Eine Klasse des niedrigen Volks verdienet einer besondern Erwähnung, nämlich die Fischer. Sie machen einen besondern Stamm aus, aus dem ihre Kinder nicht herausheirathen. Ich hörte, als eine gemeine Sage, daß diese Leute sich von allen andern durch einen guten Lebenswandel und bessere Sitten unterscheiden. Ich erkundigte mich bey Männern, denen ich trauen konnte, nach der Wahrheit dieser Sage; und sie wurde bestätiget, mit dem Zusatze, daß bey Menschengedenken kein Fischer, oder sonst jemand aus einer Fischerfamilie, einer Kriminalsache halber sey belangt worden.

Ueberhaupt sind die Einwohner der Stadt, wie man schon aus dem Angeführten abnehmen kann, weder reich noch wolhabend zu nennen. Ich habe mir auch sagen lassen, daß man durchgehends zu Hause sehr ärmlich lebt, und besonders auf Essen und Trinken sehr wenig wendet. Und da es überhaupt hier ziemlich wolfeil ist, so kommen sie also mit wenigem aus. Der größte Theil der in dem Gebiete der Stadt liegenden Güter gehört den Einwohnern der Stadt, und sie ziehen die Hälfte des jährlichen Ertrages derselben, die ihnen denn nebst dem, was sie etwa in der Stadt verdienen oder an Besoldung haben, durchhilft.

Sitten und Charakter der Einwohner.

In Absicht auf die Religion herrscht fast durchgehends große Unwissenheit, blinder Aberglaube, aber sehr wenig herzliche Andacht unter diesen Leuten. Ich könnte von Leuten von nicht geringem Stande, und die übrigens nach ihrer Art eine gute Erziehung gehabt haben, starke Beweise hievon anführen. Die äußerlichen Religionsgebräuche ordentlich mitzumachen, dienet ihnen statt Kenntniß und Frömmigkeit. Man siehet den Menschen durchgehends bey ihren gottesdienstlichen Uebungen an, daß sie nichts dabey denken. Ihre Prozessionen und die Umzüge der verschiedenen Bruderschaften, die man Büßende (Penitenti) nennt, geschehen mit solcher Achtlosigkeit und mit solchem Leichtsinn, daß sie mir äußerst anstößig waren. Hätte ich nicht gewußt, was es seyn sollte, so hätte ich es beynahe für Fastnachtslustbarkeiten gehalten. Und doch sind dieses Dinge, die sie selbst für höchst wichtig ausgeben.

Gelehrte und philosophische Kenntnisse, selbst blos historische über den allgemeinen Zustand der Welt, Bemühungen den Geist aufzuklären, oder den Geschmack zu erhöhen, sind hier gar seltene Dinge; und Bücher sind hier sehr schwer zu bekommen. Ich bin in dem vornehmsten der hiesigen zwey Buchläden gewesen, habe aber außer den Gebet- und Litaneybüchern kein anderes darinn gesehen, als Wörterbücher der Sprachen. Es ist nur ein einziger Edelman in Nizza, der eine Bibliothek besitzt, in welcher man die Werke der berühmtesten Schriftsteller, sowol in Wissenschaften als in Werken des Geschmacks, antrifft. Eine andre mit guter Wahl gesammelte kleine

Samm-

Sammlung von Büchern habe ich bey einem sehr geschickten Advokaten angetroffen. Ich will auch nicht verschweigen, daß ich ein paar Frauen, die eine vom ersten Stande, und die andere vom zweyten Range, gesehen habe, die begierig nach Kenntnissen, und wirklich von aufgeklärtem Geiste waren. Dieses sind aber so seltene Dinge hier, daß sie der allgemeinen Anmerkung über den Mangel an Kenntnissen, der hier herrschet, kaum eine Einschränkung geben.

Alle Thätigkeit und Aufmerksamkeit der Menschen scheinet hier blos auf den sehr engen Kreis der ihnen zunächst vor den Augen liegenden Gegenstände gerichtet. Daher macht jedes kleine Familien- oder Gesellschaftsgeschichtchen, und was etwa täglich in der Stadt vorgeht, viel Aufsehens. Ein kleines Histörchen von Galanterie, oder ein ganz unbedeutender Vorfall, der sich etwa in der Konversation oder beym Ball geäußert hat, ist viele Tage lang fast der einzige Inhalt der Gespräche. Auch macht der Mangel an wichtigern Beschäfftigungen, daß bey dem geringsten kleinen Vorfall alles in Bewegung kömmt. Bey den in der That nichtsbedeutenden Festins des gemeinen Volks sieht man gemeiniglich alle Vornehmere als Zuschauer versammelt. Während meines Aufenthalts in Nizza wurde das hier in Besatzung liegende Bataillon abgewechselt; und ich sah beym Einmarsch des ankommenden Bataillons alle Straßen vor der Stadt auf eine halbe Stunde Weges weit mit den Einwohnern der Stadt, vornehmern und geringern Standes besetzt, um an einer so merkwürdigen Begebenheit Theil zu nehmen. Eben so sieht man in den letzten Tagen des Karnevals,

da der Pöbel einige Mummereyen und Fastnachtslustbarkeiten vornimmt, alles auf den Straßen der Stadt, um das abgeschmackte Schauspiel zu sehen. Alles zeiget eine ungemeine Gierigkeit nach Zeitvertreib, und beweiset, wie wenig hier die Menschen sich zu Hause zu beschäfftigen oder zu ergötzen wissen. Im Winter macht das Spatzierengehen einen Theil des Zeitvertreibes aus; und dabey sieht man gemeiniglich die Damen in dem besten Putz.

Von Industrie oder Bestrebung Neues zu erfinden, oder das Gebräuchliche zu verbessern, habe ich hier keine Spur angetroffen. Die gemeinsten alltäglichen Künste haben hier nur einen geringen Grad der Vollkommenheit erreicht. Die Mühlen, das Getraide zu mahlen, sind vermuthlich hier noch in dem Grad der Unvollkommenheit, in dem sie zuerst nach den Abendländern gekommen sind. Das durch den langsam herumlaufenden Stein zermalmte Getraide, das alsdenn aus Mehl, Gries und Kleyen besteht, wird in einen Kasten ausgeleert, und so dem Eigenthümer zugestellt, der nun nach Belieben es so brauchen, oder durch Siebe das Mehl herausnehmen kann.

Daß die hiesigen Einwohner durchgehends wenig auf Reinlichkeit und Gemächlichkeit in ihren Wohnungen sehen, habe ich bereits erinnert. Es mögen auch hier einige wenige Ausnahmen statt haben: aber in Ansehung des weit größten Theils ist es gewiß wahr. Dieser scheinet für die Annehmlichkeit, gemächlich zu wohnen, und um sich her alles in guter Ordnung, und, ich will nicht sagen zierlichem, sondern nur reinlichem Stande zu sehen, keine Empfindung zu haben. Besonders befremdete es mich, hier

in

in guten Häusern zum täglichen Gebrauch der Chokolade und des Kaffee so wenig Porzellain anzutreffen. Man trinkt aus Tassen von Fayence. Der gemeinere Bürger wohnt durchgehends höchst elend, und erstickt beynahe im Staub und Schmutz.

In Ansehung der Kleidung der vornehmen und gemeinern Einwohner der Stadt, findet man hier nichts, als was man überall in Frankreich und Deutschland sieht. Eine einzige Sache habe ich hier an Mannspersonen gesehen, die mir nicht übel gefallen hat. Bey etwas kaltem Wetter sieht man sie mit Müffen von Tuch, worinn sie die Hände wärmen. Ist es etwas warm, wie in den Mittagsstunden, so tragen sie diese Müffe unter dem Arm; wird es kälter, so wickeln sie dieselben auseinander, und dann sind es Mäntel, die sie sich umhängen.

Ueberhaupt sieht man an den Manieren der hiesigen Einwohner noch wenig von dem, was die Italiäner sonst besonders an sich haben. Darinn gleichen sie mehr den Franzosen als den Italiänern. Auch ist die französische Sprache hier ziemlich gemein. Sonst kömmt die hiesige Landessprache ziemlich mit der provenzalischen überein; obgleich in öffentlichen Geschäfften, vor den Gerichten und im Predigen die italiänische Sprache eingeführt ist. —



Philoso-

Philosophische Aufsätze.

I.

Gedanken über den Ursprung und die verschiedenen Bestimmungen der Wissenschaften und schönen Künste.

Die Geschichte der menschlichen Seele stellt uns, in Absicht auf den Fortgang der Künste und Wissenschaften, eine besondere Merkwürdigkeit dar. Die Künste gelangten in kurzer Zeit nach ihrem Anfang der Vollkommenheit sehr nahe. Der große Sophokles, welcher das Trauerspiel auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht hat, war nur 17 Jahr jünger als Aeschilus, der Erfinder dieser Kunst. Ungeachtet wir von dem Zustand der Litteratur bey den Griechen vor den Zeiten Homers nichts sicheres wissen, so ist doch sehr wahrscheinlich, daß dieser große Mann die Art von Dichtung erfunden, wovon er ein beynahe in allen Theilen vollkommenes Muster gab. Nicht weniger merkwürdig ist, daß die Baukunst, die Bildhauerkunst und Malerkunst, kurze Zeit nach ihrer Geburt sehr nahe zu ihrer größten Vollkommenheit gebracht worden sind. Mindestens ist es außer allem Zweifel, daß in einer Folge von 20 Jahrhunderten glücklicher und erleuchteter Zeiten, in den schönen Künsten nichts herfürgebracht worden, welches vor den besten Werken

Werken der Alten, deren Epoche dem Ursprung der Künste so nahe ist, einen merklichen Vorzug hätte.

Die Wissenschaften hatten ein ganz anderes Schicksal. Ihr Fortschritt war äußerst langsam. Die größten Philosophen des Alterthums sind, in Vergleichung mit den heutigen Weltweisen, ganz unwissend. So große Genies auch die Eukliden und Archimede waren, so sind ihre Werke nur Anfangsgründe und Kleinigkeiten, wenn man sie mit den bewunderungswürdigen Werken der Meßkünstler unserer Zeiten vergleicht. Aristoteles war ein für die Philosophie gebohrnes Genie. Allein, weder seine Physik, noch seine Metaphysik können bey weitem mit den Systemen der heutigen Philosophen verglichen werden. Man hat sich nach dem Kartesius, Leibnitz, Newton in dem Reich der Wissenschaften in Gegenden häuslich niedergelassen, welche den Alten so unbekannt waren, daß sie nicht einmal ihre Existenz vermuthen konnten. Die Kindheit der Wissenschaften dauerte so lange, daß zweytausend Jahre Nachdenken und Nachforschen nöthig waren, ehe man nur erfinden konnte, was eine Farbe sey. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Philosophie in zehn Jahrhunderten den Grad der Zeitigung oder der Vollkommenheit erhalten werde, auf welchem sich die Künste schon so lange befinden.

Diese Ungleichheit des Fortganges, welche so außerordentlich ist, erweckt sogleich den Gedanken, daß die Wissenschaften von den Künsten wesentlich verschieden seyn müssen. Denn wenn die einen und die andern aus gleicher Quelle herflößen, wenn es die gleichen Fähigkeiten

wären,

wären, die solche vervollkommeten; wenn der Philosoph mit dem Künstler gleichartige Gegenstände bearbeitete: so könnten ihre Erfolge nicht so ungleich seyn. In der That sieht man das Genie als den gemeinsamen Vater dieser ungleichen Kinder an, und man beehrt den Maler und den Dichter so gut mit dem Namen eines grossen Genies, als den Philosophen und den Künstler. Allein das hindert nicht, daß man nicht eine wesentliche Verschiedenheit dieser zwey Früchte des Genies, sowol in ihrer Natur, als in ihren Wirkungen wahrnimmt.

Es ist aber nicht eine bloße Neugier, dasjenige zu entdecken, was den Künstler von dem Philosophen unterscheidet, und das verschiedene Genie und die verschiedenen Verdienste zu ergründen, welche die Künste von den Wissenschaften unterscheiden. Diese Untersuchung wird uns in den Stand setzen, von dem Werth des einen und des andern besser zu urtheilen, und dem Künstler ohne Nachtheil des Philosophen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Wissenschaften und Künste sind so kostbare Geschenke des Himmels, daß alles, was auf solche einige Beziehung hat, uns wichtig seyn muß. Sie sind es, die die natürliche Barbarey der ununterrichteten Menschen vertreiben, und die über das Leben und die Handlungen der Menschen Annehmlichkeit und wahre Gründlichkeit verbreiten. Ohne sie würde das Vergnügen nur eine Wirkung eines traurigen Bedürfnisses, die Sitten und Tugenden nur Wirkungen eines blinden Instinkts, und die Religion selbst würde nichts anders seyn, als eine Empfindung, die entweder zu schwach oder zu schwärmerisch wäre, die Menschen zur Vollkommenheit zu führen. Ich habe

diese

diese Materie für wichtig und angenehm genug gehalten, in dieser erlauchten Versammlung behandelt zu werden.

Um uns von den Künsten und Wissenschaften eine richtige Vorstellung zu machen, wollen wir uns bemühen, bis zu ihrem Ursprung hinauf zu steigen, und ihnen in ihrem Fortgange zu folgen.

Es ist eine genugsam erkannte Wahrnehmung, daß die Armuth die Mutter der Künste sey. Dieses ist nicht nur in Absicht auf die mechanischen Künste wahr, ohne welche der Mensch in dem größten Elende leben müßte; es gilt auch in Absicht auf die schönen Künste. Der Mensch ist ein Wesen, das nach Vergnügen begierig ist — Die Natur hat ihn mit einer Menge von Werkzeugen und Fähigkeiten versehen, welche in seiner Seele eine große Menge sinnlicher Eindrücke und angenehmer Empfindungen zu erwecken vermögen. Die Erfahrung machte ihm nach und nach diese glücklichen Eigenschaften bekannt, indem sie den Sinnen Gegenstände darstellte, welche fähig waren, ihnen zu schmeicheln. Es bedurfte jetzt nichts mehr, als des Verlangens, sich so viel möglich dieses Geschenk der Natur zu Nutzen zu machen. Sobald der Mensch sich in dem Zustand befand, mit einer Leichtigkeit die nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen zu können: so bekam er Muße, auf minder nöthige Bedürfnisse, als zu seiner bloßen Erhaltung nöthig, aber welche, seine Existenz leicht und angenehm zu machen, eben so wesentlich waren, zu denken. Er empfand nun, daß die Gegenstände, die seine Sinnen, seine Einbildungskraft und sein Herz auf eine angenehme Weise zu rühren fähig wären,

in

in der Natur, nicht in einem grossen Ueberfluß vorhanden sind, und nicht allemal in seiner Gewalt stehen.

Es fanden sich aber zugleich Genien, die glücklich genug waren, auf die Abschilderung der angenehmen Gegenstände der Natur zu denken, und die allzusehr zerstreuten zusammenzubringen. Wenn man sich genöthigt fand, einen angenehmen Aufenthalt oder eine einnehmende Gesellschaft zu verlassen: so konnte man seine Einbildungskraft erhitzen, und entweder durch Worte, oder durch Zeichnung und Farben ein lebhaftes Bild davon entwerfen. Hiedurch konnte man nicht nur das vergangene Vergnügen erneuern, sondern solches durch Mittheilung an andere vermehren. Nicht lange darnach fand man das Geheimniß, durch Nachahmung der Natur, angenehme Gegenstände zu schaffen, ja diese Nachahmungen reicher, mannigfaltiger und angenehmer zu machen, als die ursprünglichen Gegenstände selbst sind. Anstatt des allzueinförmigen Gesanges der Vögel erfand man einen melodiereichern Gesang, welcher mehr Abänderung hatte, und, durch die Harmonie unterstützt, den Leidenschaften auf eine rührende Weise schmeichelte, indem er ihren Ton, Bewegung und Ausdruck nachahmte. Dieses ist der Ursprung der schönen Künste.

Die Wissenschaften haben einen weniger eigennützigen Anfang; eine unschuldige Neugier, und die Begierde, die Erscheinungen der Natur vom Grund aus zu kennen, gab zu ihrer Erzeugung Gelegenheit; und zweifelsohne fiel dieses später, als die Geburt der Künste. Die Natur ist ein weiter Schauplatz, welcher von allen Seiten

erstau=

erstaunende Gegenstände und Begebenheiten darstellt. Konnten die Menschen, nachdem sie sich von ihren ersten Nährungssorgen losgemacht, und die übrige Zeit gewonnen hatten, lange dieses herrliche Gebäude der Welt betrachten, ohne an die unsichtbare Macht, die solches herfürgebracht, und an die geschickte Hand zu denken, welche die Theile zusammenordnete? Konnten die alten Bewohner dieser glücklichen Gegenden, wo eine reine und stille Luft den Himmel allzeit offen läßt, lange dieses wunderwürdige Gewölbe ansehen, an welchem so viele Sterne glänzen, davon einer allein fähig wäre, unsern Anblick fest zu heften, ohne sich selbst zu fragen, was alle diese Lichter seyn? Konnten sie den regelmäßigen Lauf dieses gutthätigen Gestirns sehen, welches die Jahrszeiten ordnet, und einen so merklichen Einfluß auf die Früchte des Feldes hat, oder endlich darauf zu denken, wie sie die Geheimnisse derselben ergründen könnten? Ohne Zweifel legten sie sich selbst beyzeiten unendlich viele Fragen vor, welche Nachforschungen erzeugten, wovon ein großer Theil vielleicht niemals wird aufgelöset werden. Ohne Zweifel ist dieses der Ursprung der Wissenschaften, unter welchen die Naturforschung die älteste scheint. Wenigstens waren die ersten Weltweisen, deren die Jahrbücher der Alten Erwähnung thun, Sternkundige und Liebhaber der Naturlehre (*).

Ich

(*) Alle griechische Weltweise, die vor Sokrates gelebt, waren, was wir Naturforscher nennen. Dieser große Mann führte Moralphilosophie ein.

Ich habe schon angemerkt, daß ich die Geburt der Wissenschaften für später ansehe, als die Geburt der Künste. Es ist natürlich, daß der Mensch lange vorher an sich selbst gedacht habe, ehe er an das, was außer ihm war, gedachte. Außerdem wirken die verschiedenen Bedürfnisse, auf welche sich die schönen Künste beziehen, ohne Zweifel stärker, als die bloße Neugier. Hierzu kommt, daß es unendlich leichter war, die angenehmen Gegenstände nachzubilden, als ihre Natur zu ergründen. Die Erfahrung bestätiget diesen Vernunftschluß. Es giebt ganze Völkerschaften, bey welchen man keine Spur von dieser Neugier findet, welche eine Mutter der Wissenschaften ist. Der dumme Hottentott und der elende Grönländer (*) sehen die Wunder der Natur mit einer erstaunungswürdigen Unempfindlichkeit an. Aber sollte es möglich seyn, eine Nation zu finden, welche gänzlich der schönen Künste beraubt wäre? Sind Musik und Tanz nicht Künste, welche allen Völkern der Erde gemein sind? Die eigentliche Zeit des Ursprungs der Künste und Wissenschaften ist in der Finsterniß des entferntesten Alterthums gleich verborgen. Inzwischen wird, in den ältesten und ehrwürdigsten Monumenten, der Künste lange vor den Wissenschaften gedacht, und die Griechen besaßen Dichter und Bauverständige, ehe sie Philosophen hatten. Auch bey der Erneurung der Künste und Wissenschaften, nachdem die Barbarey der dunkeln Jahrhunderte in Italien

(*) Der Missionarius Egede fragte einen Grönländer, wer der seyn möchte, der seine Insel, das Meer, die die Sonne u. s. w. gemacht. Er antwortete, daß er nie daran gedacht habe.

lien ein wenig vertrieben worden war, hatte man Petrarchen, Michael Angelo und Raphael vor einem Galilaeus.

Was wir bisher von dem Ursprung der Künste und der Wissenschaften angemerkt haben, kann uns dienen, den eigentlichen Charakter und die Verrichtungen der einen und der andern festzusetzen. Daraus werden wir einige Schlüsse ziehen können, welche auf verschiedene Fragen, die sich auf diesen Gegenstand beziehen, ein Licht werfen.

Dulces ante omnia Musae.

Der wahre Charakter der schönen Künste besteht darinn, daß sie das Schöne und Angenehme aller Art abbilden und nachahmen. Ich unterscheide hier die Abbildung von der Nachahmung, weil ich sehe, daß diese zwey Sachen wirklich verschieden sind, ob man sie gleich gemeiniglich miteinander vermischt. Ich nenne eine Abbildung die Beschreibung, die Darstellung oder Herfürbringung eines Gegenstandes, der sich nicht in der Natur befindet, sondern den natürlichen Gegenständen ähnlich ist. Indem der Geschichtschreiber getreu die Handlungen und Sitten der Menschen erzählt, macht er davon eine Abbildung; der Dichter, welcher sie verschönert, um daraus einen Gegenstand für das Theater zu machen, ahmt sie nach. Das Portrait einer Person, das nach der Natur gemacht worden, ist eine Abbildung; ein historisches Gemälde, das nach den Regeln des Geschmacks angeordnet und ausgeführet worden, ist eine Nachahmung.

Ich habe schon angemerkt, daß ich die Geburt der Wissenschaften für später ansehe, als die Geburt der Künste. Es ist natürlich, daß der Mensch lange vorher an sich selbst gedacht habe, ehe er an das, was außer ihm war, gedachte. Außerdem wirken die verschiedenen Bedürfnisse, auf welche sich die schönen Künste beziehen, ohne Zweifel stärker, als die bloße Neugier. Hierzu kommt, daß es unendlich leichter war, die angenehmen Gegenstände nachzubilden, als ihre Natur zu ergründen. Die Erfahrung bestätiget diesen Vernunftschluß. Es giebt ganze Völkerschaften, bey welchen man keine Spur von dieser Neugier findet, welche eine Mutter der Wissenschaften ist. Der dumme Hottentott und der elende Grönländer (*) sehen die Wunder der Natur mit einer erstaunungswürdigen Unempfindlichkeit an. Aber sollte es möglich seyn, eine Nation zu finden, welche gänzlich der schönen Künste beraubt wäre? Sind Musik und Tanz nicht Künste, welche allen Völkern der Erde gemein sind? Die eigentliche Zeit des Ursprungs der Künste und Wissenschaften ist in der Finsterniß des entferntesten Alterthums gleich verborgen. Inzwischen wird, in den ältesten und ehrwürdigsten Monumenten, der Künste lange vor den Wissenschaften gedacht, und die Griechen besaßen Dichter und Bauverständige, ehe sie Philosophen hatten. Auch bey der Erneurung der Künste und Wissenschaften, nachdem die Barbarey der dunkeln Jahrhunderte in Ita-

lien

(*) Der Missionarius Egede fragte einen Grönländer, wer der seyn möchte, der seine Insel, das Meer, die die Sonne u. s. w. gemacht. Er antwortete, daß er nie daran gedacht habe.

lien ein wenig vertrieben worden war, hatte man Petrarchen, Michael Angelo und Raphael vor einem Galilaeus.

Was wir bisher von dem Ursprung der Künste und der Wissenschaften angemerkt haben, kann uns dienen, den eigentlichen Charakter und die Verrichtungen der einen und der andern festzusetzen. Daraus werden wir einige Schlüsse ziehen können, welche auf verschiedene Fragen, die sich auf diesen Gegenstand beziehen, ein Licht werfen.

Dulces ante omnia Musae.

Der wahre Charakter der schönen Künste besteht darinn, daß sie das Schöne und Angenehme aller Art abbilden und nachahmen. Ich unterscheide hier die Abbildung von der Nachahmung, weil ich sehe, daß diese zwey Sachen wirklich verschieden sind, ob man sie gleich gemeiniglich miteinander vermischt. Ich nenne eine Abbildung die Beschreibung, die Darstellung oder Hervorbringung eines Gegenstandes, der sich nicht in der Natur befindet; sondern den natürlichen Gegenständen ähnlich ist. Indem der Geschichtschreiber getreu die Handlungen und Sitten der Menschen erzählt, macht er davon eine Abbildung; der Dichter, welcher sie verschönert, um daraus einen Gegenstand für das Theater zu machen, ahmt sie nach. Das Portrait einer Person, das nach der Natur gemacht worden, ist eine Abbildung; ein historisches Gemälde, das nach den Regeln des Geschmacks angeordnet und ausgeführt worden, ist eine Nachahmung.

Ich habe schon angemerkt, daß ich die Geburt der Wissenschaften für später ansehe; als die Geburt der Künste. Es ist natürlich, daß der Mensch lange vorher an sich selbst gedacht habe, ehe er an das, was außer ihm war, gedachte. Außerdem wirken die verschiedenen Bedürfnisse, auf welche sich die schönen Künste beziehen, ohne Zweifel stärker, als die bloße Neugier. Hierzu kömmt, daß es unendlich leichter war, die angenehmen Gegenstände nachzubilden, als ihre Natur zu ergründen. Die Erfahrung bestätiget diesen Vernunftschluß. Es giebt ganze Völkerschaften, bey welchen man keine Spur von dieser Neugier findet, welche eine Mutter der Wissenschaften ist. Der dumme Hottentott und der elende Grönländer (*) sehen die Wunder der Natur mit einer erstaunungswürdigen Unempfindlichkeit an. Aber sollte es möglich seyn, eine Nation zu finden, welche gänzlich der schönen Künste beraubt wäre? Sind Musik und Tanz nicht Künste, welche allen Völkern der Erde gemein sind? Die eigentliche Zeit des Ursprungs der Künste und Wissenschaften ist in der Finsterniß des entferntesten Alterthums gleich verborgen. Inzwischen wird, in den ältesten und ehrwürdigsten Monumenten, der Künste lange vor den Wissenschaften gedacht, und die Griechen besaßen Dichter und Bauverständige, ehe sie Philosophen hatten. Auch bey der Erneurung der Künste und Wissenschaften, nachdem die Barbarey der dunkeln Jahrhunderte in Italien

(*) Der Missionarius Egede fragte einen Grönländer, wer der seyn möchte, der seine Insel, das Meer, die die Sonne u. s. w. gemacht. Er antwortete, daß er nie daran gedacht habe.

lien ein wenig vertrieben worden war, hatte man Petrarchen, Michael Angelo und Raphael vor einem Galilaeus.

Was wir bisher von dem Ursprung der Künste und der Wissenschaften angemerkt haben, kann uns dienen, den eigentlichen Charakter und die Verrichtungen der einen und der andern festzusetzen. Daraus werden wir einige Schlüsse ziehen können, welche auf verschiedene Fragen, die sich auf diesen Gegenstand beziehen, ein Licht werfen.

Dulces ante omnia Musae.

Der wahre Charakter der schönen Künste besteht darinn, daß sie das Schöne und Angenehme aller Art abbilden und nachahmen. Ich unterscheide hier die Abbildung von der Nachahmung, weil ich sehe, daß diese zwey Sachen wirklich verschieden sind, ob man sie gleich gemeiniglich miteinander vermischt. Ich nenne eine Abbildung die Beschreibung, die Darstellung oder Hervorbringung eines Gegenstandes, der sich nicht in der Natur befindet; sondern den natürlichen Gegenständen ähnlich ist. Indem der Geschichtschreiber getreu die Handlungen und Sitten der Menschen erzählt, macht er davon eine Abbildung; der Dichter, welcher sie verschönert, um daraus einen Gegenstand für das Theater zu machen, ahmt sie nach. Das Portrait einer Person, das nach der Natur gemacht worden, ist eine Abbildung; ein historisches Gemälde, das nach den Regeln des Geschmacks angeordnet und ausgeführt worden, ist eine Nachahmung.

Ich unterscheide ferner das Schöne von dem Angenehmen; und dieser Unterschied ist nicht weniger wesentlich, als der vorhergehende. Alles, was schön ist, ist eben deßwegen angenehm, allein das Angenehme ist nicht allemal schön. Die Natur des Schönen besteht in einer angenehmen Vereinigung von verschiedenen einfachen Gegenständen; das Angenehme ist nicht allzeit zusammengesetzt. Die einfacheste Handlung und die an sich selbst am wenigsten schön ist, wird uns doch angenehm, wenn sie ein Vorhaben, das uns am Herzen liegt, befördert. Ein Mensch von einem zärtlichen Temperament wird durch einen einfachen Ton einer Stimme auf eine angenehme Weise gerührt, wenn er eine Zärtlichkeit ausdrückt. Ueberhaupt ist alles das, was unsern Leidenschaften schmeichelt, angenehm, ohne daß es den wahren Charakter des Schönen an sich hat.

Die schönen Künste haben also zwey verschiedene Gegenstände, das Angenehme und das Schöne. Ihre Verrichtung ist, die in der Natur zerstreuten Blumen zu sammeln, oder einfacher zu reden, allenthalben das Schöne und Angenehme aufzusuchen, es den Sinnen, der Einbildungskraft und dem Herzen darzustellen, und das menschliche Geschlecht mit Abbildungen und Nachahmung der Natur von allem, was unsern Fähigkeiten angenehm ist, zu unterhalten. Die menschliche Seele wird durch eine unwiderstehliche Kraft in Bewegung gesetzt und angetrieben. Diese widerstrebet beständig der Ruhe und Unthätigkeit, und verhindert sie, sich gleichsam hinter die Materie zu verbergen, und mit derselben sich zu vermischen. Wenn es an Gegenständen, die fähig sind, uns zu beschäffti-

schäfftigen, mangelt; so verfällt die Seele in Langeweile, die Säfte des Leibes werden verdorben, der Mensch wird sich selbst zur Last, oder er verfällt in eine dumme Unempfindlichkeit, die ihn zu den Thieren gesellet. Die schönen Künste sind es, die ihn aus dieser Gesellschaft herausziehen, indem sie die thierische Unempfindlichkeit verjagen, welche der unangebauten Seele natürlich ist. Sie sind es, die den fröhlichen Muth unterhalten, indem sie eine unendliche Menge von Annehmlichkeiten und Vergnügungen über das Leben verbreiten, und die Seele erfrischen, wenn sie von der Last der Geschäffte oder der Thätigkeit gedruckt wird.

Dieses ist nicht alles. Je mehr man sich den Annehmlichkeiten der Musen überläßt, desto aufmerksamer wird man auf Alles, was zum Vergnügen beytragen kann. Der glückliche Einfluß der Künste ist es, der die natürliche Wildheit des Menschen bezähmet,

— — emollit mores nec finit esse feros,

und der eine gründliche Höflichkeit erzeugt, welche eine Folge der Annehmlichkeit der Sitten ist, und die man nie mit jener erzwungenen künstlichen Höflichkeit vermengen muß, welche so oft mit diesem schönen Namen beehrt wird.

So wichtig aber auch diese Wirkung der schönen Künste ist: so ist sie doch nicht ihre einzige Frucht. Es ist ohne Zweifel ein wichtiger Dienst, die Menschen gesittet, thätig und angenehm zu machen, und sie so über die Thiere in einen höhern Rang zu heben: Allein so groß dieser Dienst ist; so hat er die schönen Künste nicht ganz gegen die Anfälle der Bosheit beschützen können.

in der Natur, nicht in einem großen Ueberfluß vorhanden sind, und nicht allemal in seiner Gewalt stehen.

Es fanden sich aber zugleich Genien, die glücklich genug waren, auf die Abschilderung der angenehmen Gegenstände der Natur zu denken, und die allzusehr zerstreuten zusammenzubringen. Wenn man sich genöthigt fand, einen angenehmen Aufenthalt oder eine einnehmende Gesellschaft zu verlassen: so konnte man seine Einbildungskraft erhitzen, und entweder durch Worte, oder durch Zeichnung und Farben ein lebhaftes Bild davon entwerfen. Hiedurch konnte man nicht nur das vergangene Vergnügen erneuern, sondern solches durch Mittheilung an andere vermehren. Nicht lange darnach fand man das Geheimniß, durch Nachahmung der Natur, angenehme Gegenstände zu schaffen, ja diese Nachahmungen reicher, mannigfaltiger und angenehmer zu machen, als die ursprünglichen Gegenstände selbst sind. Anstatt des allzu einförmigen Gesanges der Vögel erfand man einen melodiereichern Gesang, welcher mehr Abänderung hatte, und, durch die Harmonie unterstützt, den Leidenschaften auf eine rührende Weise schmeichelte, indem er ihren Ton, Bewegung und Ausdruck nachahmte. Dieses ist der Ursprung der schönen Künste.

Die Wissenschaften haben einen weniger eigennützigen Anfang; eine unschuldige Neugier, und die Begierde, die Erscheinungen der Natur vom Grund aus zu kennen, gab zu ihrer Erzeugung Gelegenheit; und zweifelsohne fiel dieses später, als die Geburt der Künste. Die Natur ist ein weiter Schauplatz, welcher von allen Seiten

erstau-

und die sanften Reize der einfachen Wahrheit sind ohne mächtig, einen sinnlichen Menschen an sich zu ziehen. Nur der Dichter und andere Diener der Musen können ihr die Macht der Bezauberung geben, und ihr die Herzen gewinnen. Auf diese Weise hat Orpheus, nach der Meynung des Horaz, dieses großen Lehrers der Künstler, durch die Bezauberung seiner Leyer die rohen und grausamen Menschen gezähmet, um sie zu Pflichten anzuführen.

Siluestres homines sacer interpresque Deorum,
Caedibus & victu foedo deterruit Orpheus
Dictus ab hoc lenire tigres, rabidosque leones.

Den schönen Künsten steht es zu, dem Menschen Alles, was ihm nützlich ist, angenehm zu machen, und allen seinen Pflichten einen bezaubernden Reiz zu geben. Dieses erhabene Amt der Künste ist keinem erleuchteten Volke unbekannt geblieben, ob man gleich nicht allemal sich dasselbe zu Nutzen zu machen gewußt hat. Warum hat man den Gebrauch der schönen Künste, der Dichtkunst, Musik, Malerey und Bildhauerkunst bey dem Gottesdienst eingeführt? Geschah es nicht, um durch ihre Beyhülfe die Andacht zu unterstützen, und den Pflichten der Religion mehr Reiz zu geben? Der Meißel eines Phidias gab dem Jupiter eine Majestät, wovon das gemeine Volk ohne dieß keine Vorstellung gehabt hätte. Warum bedient man sich der Dichtkunst, der Beredsamkeit, und der Bildhauerkunst, die Tugenden der Helden, die für das Vaterland gestorben sind, zu verewigen? Geschieht es nicht deswegen, weil man wahrgenommen, daß man die Pflichten gegen das Vaterland angenehm machte, wenn man sie mit den Reizen der Künste ausschmückte?

Ich habe schon angemerkt, daß ich die Geburt der Wissenschaften für später ansehe; als die Geburt der Künste. Es ist natürlich, daß der Mensch lange vorher an sich selbst gedacht habe, ehe er an das, was außer ihm war, gedachte. Außerdem wirken die verschiedenen Bedürfnisse, auf welche sich die schönen Künste beziehen, ohne Zweifel stärker, als die bloße Neugier. Hierzu kommt, daß es unendlich leichter war, die angenehmen Gegenstände nachzubilden, als ihre Natur zu ergründen. Die Erfahrung bestätiget diesen Vernunftschluß. Es giebt ganze Völkerschaften, bey welchen man keine Spur von dieser Neugier findet, welche eine Mutter der Wissenschaften ist. Der dumme Hottentott und der elende Grönländer (*) sehen die Wunder der Natur mit einer erstaunungswürdigen Unempfindlichkeit an. Aber sollte es möglich seyn, eine Nation zu finden, welche gänzlich der schönen Künste beraubt wäre? Sind Musik und Tanz nicht Künste, welche allen Völkern der Erde gemein sind? Die eigentliche Zeit des Ursprungs der Künste und Wissenschaften ist in der Finsterniß des entferntesten Alterthums gleich verborgen. Inzwischen wird, in den ältesten und ehrwürdigsten Monumenten, der Künste lange vor den Wissenschaften gedacht, und die Griechen besaßen Dichter und Bauverständige, ehe sie Philosophen hatten. Auch bey der Erneurung der Künste und Wissenschaften, nachdem die Barbarey der dunkeln Jahrhunderte in Italien

(*) Der Missionarius Egede fragte einen Grönländer, wer der seyn möchte, der seine Insel, das Meer, die die Sonne u. s. w. gemacht. Er antwortete, daß er nie daran gedacht habe.

lien ein wenig vertrieben worden war, hatte man Petrarchen, Michael Angelo und Raphael vor einem Galilaeus.

Was wir bisher von dem Ursprung der Künste und der Wissenschaften angemerkt haben, kann uns dienen, den eigentlichen Charakter und die Verrichtungen der einen und der andern festzusetzen. Daraus werden wir einige Schlüsse ziehen können, welche auf verschiedene Fragen, die sich auf diesen Gegenstand beziehen, ein Licht werfen.

Dulces ante omnia Musae.

Der wahre Charakter der schönen Künste besteht darinn, daß sie das Schöne und Angenehme aller Art abbilden und nachahmen. Ich unterscheide hier die Abbildung von der Nachahmung, weil ich sehe, daß diese zwey Sachen wirklich verschieden sind, ob man sie gleich gemeiniglich miteinander vermischt. Ich nenne eine Abbildung die Beschreibung, die Darstellung oder Herfürbringung eines Gegenstandes, der sich nicht in der Natur befindet; sondern den natürlichen Gegenständen ähnlich ist. Indem der Geschichtschreiber getreu die Handlungen und Sitten der Menschen erzählt, macht er davon eine Abbildung; der Dichter, welcher sie verschönert, um daraus einen Gegenstand für das Theater zu machen, ahmt sie nach. Das Portrait einer Person, das nach der Natur gemacht worden, ist eine Abbildung; ein historisches Gemälde, das nach den Regeln des Geschmacks angeordnet und ausgeführt werden, ist eine Nachahmung.

Ich unterscheide ferner das Schöne von dem Angenehmen; und dieser Unterschied ist nicht weniger wesentlich, als der vorhergehende. Alles, was schön ist, ist eben deßwegen angenehm, allein das Angenehme ist nicht allemal schön. Die Natur des Schönen besteht in einer angenehmen Vereinigung von verschiedenen einfachen Gegenständen; das Angenehme ist nicht allzeit zusammengesetzt. Die einfacheste Handlung und die an sich selbst am wenigsten schön ist, wird uns doch angenehm, wenn sie ein Vorhaben, das uns am Herzen liegt, befördert. Ein Mensch von einem zärtlichen Temperament wird durch einen einfachen Ton einer Stimme auf eine angenehme Weise gerührt, wenn er eine Zärtlichkeit ausdrückt. Ueberhaupt ist alles das, was unsern Leidenschaften schmeichelt, angenehm, ohne daß es den wahren Charakter des Schönen an sich hat.

Die schönen Künste haben also zwey verschiedene Gegenstände, das Angenehme und das Schöne. Ihre Verrichtung ist, die in der Natur zerstreuten Blumen zu sammeln, oder einfacher zu reden, allenthalben das Schöne und Angenehme aufzusuchen, es den Sinnen, der Einbildungskraft und dem Herzen darzustellen, und das menschliche Geschlecht mit Abbildungen und Nachahmung der Natur von allem, was unsern Fähigkeiten angenehm ist, zu unterhalten. Die menschliche Seele wird durch eine unwiderstehliche Kraft in Bewegung gesetzt und angetrieben. Diese widerstrebet beständig der Ruhe und Unthätigkeit, und verhindert sie, sich gleichsam hinter die Materie zu verbergen, und mit derselben sich zu vermischen. Wenn es an Gegenständen, die fähig sind, uns zu be-

schäffti-

schäfftigen, mangelt; so verfällt die Seele in Langeweile; die Säfte des Leibes werden verdorben, der Mensch wird sich selbst zur Last, oder er verfällt in eine dumme Unempfindlichkeit, die ihn zu den Thieren gesellet. Die schönen Künste sind es, die ihn aus dieser Gesellschaft herausziehen, indem sie die thierische Unempfindlichkeit verjagen, welche der unangebauten Seele natürlich ist. Sie sind es, die den fröhlichen Muth unterhalten, indem sie eine unendliche Menge von Annehmlichkeiten und Vergnügungen über das Leben verbreiten, und die Seele erfrischen, wenn sie von der Last der Geschäffte oder der Thätigkeit gedruckt wird.

Dieses ist nicht alles. Je mehr man sich den Annehmlichkeiten der Musen überläßt, desto aufmerksamer wird man auf Alles, was zum Vergnügen beytragen kann. Der glückliche Einfluß der Künste ist es, der die natürliche Wildheit des Menschen bezähmet,

—— emollit mores nec finit esse feros,

und der eine gründliche Höflichkeit erzeugt, welche eine Folge der Annehmlichkeit der Sitten ist, und die man nie mit jener erzwungenen künstlichen Höflichkeit vermengen muß, welche so oft mit diesem schönen Namen beehrt wird.

So wichtig aber auch diese Wirkung der schönen Künste ist: so ist sie doch nicht ihre einzige Frucht. Es ist ohne Zweifel ein wichtiger Dienst, die Menschen gesittet, thätig und angenehm zu machen, und sie so über die Thiere in einen höhern Rang zu heben. Allein so groß dieser Dienst ist; so hat er die schönen Künste nicht ganz gegen die Anfälle der Bosheit beschützen können.

Man hat sie angeklagt, daß sie den Menschen weichlich machen, die natürliche Einfalt der Sitten und die Redlichkeit des Herzens verderben. Allein dieses ist eine offenbare Verläumdung, welche widerlegt zu werden nicht verdient. Es ist sehr gut, daß die Künste nicht allein die Eigenschaften haben, uns zu belustigen, sondern daß ihnen noch ein weit höheres Verdienst übrig bleibet, nämlich das Verdienst, die Leidenschaften zu erwecken und ihnen zu schmeicheln, weil die Leidenschaften den Menschen beherrschen. Die Künste sind also fähig, sich des Herzens und der Aufführung der Menschen zu bemächtigen. Dieses macht das Erhabene ihrer Verrichtung aus, und dieser Eigenschaften wegen haben die Musen Tempel und Altäre verdient.

Um die ganze Wichtigkeit dieses Berufs der schönen Künste zu begreifen, merken wir an, daß keine menschliche Gesellschaft glücklich seyn kann, wenn nicht ein jedes Glied derselben alle Pflichten seines Standes erfüllt. Allein es ist ganz gewiß, daß das Vergnügen das erste, und mächtigste Triebrad des Menschen ist. Nichts ist gemeiner, als der Widerspruch zwischen Pflicht und Vergnügen, ob gleich dieser Widerspruch nur scheinbar ist. Denn das Vergnügen übertrifft alle andere Arten desselben, wo nicht an Stärke, doch an Dauerhaftigkeit. Ein geschickter Künstler ist auf gewisse Weise Meister über das menschliche Herz; er weiß sich dessen durch das Vergnügen, das er verbreitet, zu bemächtigen; er ist es, der gegen Sachen, die an sich gleichgültig, oder den Neigungen eines verdorbenen Menschen zuwider sind, eine Leidenschaft erwecket. Die Vernunft führet nur schwach,

und die sanften Reize der einfachen Wahrheit sind ohnmächtig, einen sinnlichen Menschen an sich zu ziehen. Nur der Dichter und andere Diener der Musen können ihr die Macht der Bezauberung geben, und ihr die Herzen gewinnen. Auf diese Weise hat Orpheus, nach der Meynung des Horaz, dieses großen Lehrers der Künstler, durch die Bezauberung seiner Leyer die rohen und grausamen Menschen gezähmet, um sie zu Pflichten anzuführen.

Siluestres homines sacer interpresque Deorum,
Caedibus & victu foedo deterruit Orpheus
Dictus ab hoc lenire tigres, rabidosque leones.

Den schönen Künsten steht es zu, dem Menschen Alles, was ihm nützlich ist, angenehm zu machen, und allen seinen Pflichten einen bezaubernden Reiz zu geben. Dieses erhabene Amt der Künste ist keinem erleuchteten Volke unbekannt geblieben, ob man gleich nicht allemal sich dasselbe zu Nutzen zu machen gewußt hat. Warum hat man den Gebrauch der schönen Künste, der Dichtkunst, Musik, Malerey und Bildhauerkunst bey dem Gottesdienst eingeführt? Geschah es nicht, um durch ihre Beyhülfe die Andacht zu unterstützen, und den Pflichten der Religion mehr Reiz zu geben? Der Meißel eines Phidias gab dem Jupiter eine Majestät, wovon das gemeine Volk ohne dieß keine Vorstellung gehabt hätte. Warum bedient man sich der Dichtkunst, der Beredsamkeit, und der Bildhauerkunst, die Tugenden der Helden, die für das Vaterland gestorben sind, zu verewigen? Geschieht es nicht deswegen, weil man wahrgenommen, daß man die Pflichten gegen das Vaterland angenehm machte, wenn man sie mit den Reizen der Künste ausschmückte?

Quintilian, dieser vernünftige Schriftsteller, scheint festzusetzen, daß der kriegerische Ruhm der Römer zum Theil von ihrer kriegerischen Musik abgehangen habe. Quorum concentus, sagt er, da er von den in dem Krieg gebräuchlichen Instrumenten redet, quorum concentus quanto est vehementior, tanto romana in bellis gloria caeteris praestat. Diese ausnehmende Eigenschaft der Künste ertheilt denen, die sie ausüben, das Recht, auf den ersten Rang der Führer und Gutthäter des menschlichen Geschlechtes Ansprüche zu machen. Dieses ist der Grund, warum Virgil den Künstlern einen erhabenen Rang in den elisäischen Feldern an der Seite der Helden und ersten Wohlthäter der Menschen einräumt.

> Hic — — — — —
> Inuentas aut qui vitam excoluere per artes
> — — — — — —
> Omnibus his niuea cinguntur tempora vitta.

Auf diese Weise veredelten sich in der Folge die schönen Künste, welche ihren Ursprung nur der Begierde sich zu belustigen zu verdanken hatten, durch die Dienste, die sie der Religion, der Philosophie, und der Staatskunst leisteten. Es wäre zu wünschen, daß die großen Künstler, vorzüglich die Dichter, beständig an diese Würde, zu welcher sie sich erheben können, gedächten, und den Ruhm, die Führer der Menschen zu seyn, dem schwachen Ruhm, zu belustigen und die Ohren zu kitzeln, vorzögen.

Ich verlasse nicht ohne Unwillen einen solchen angenehmen Gegenstand, ohne ihn ganz erschöpft zu haben. — Allein es ist Zeit, von dem Charakter und der Bestim-

nung der Wissenschaften zu reden. Wir haben angemerkt, daß die bloße Neugier sie herfürgebracht habe. Ihr Charakter besteht in genauer Erforschung der Eigenschaften der Gegenstände, welche sich den Sinnen und der Seele darstellen, und der Ursachen der Wirkungen, die man in der Natur wahrnehmen kann. Der Künstler heftet in dem Regenbogen seine Aufmerksamkeit immer auf die Wirkung, welche dieses angenehme Phänomen in seiner Seele hervorbringt. Er denkt auf nichts anders, als es wol zu schmecken, und auf Mittel, in der Seele des andern eben diese angenehme Empfindung und dieses Vergnügen, welche seine Seele erfüllen, zu erzeugen. Der Philosoph sieht den gleichen Gegenstand, allein er bemüht sich vorzüglich, ohne gegen seine Reize unempfindlich zu seyn, alle Umstände desselben zu beobachten. Er zählt die Farben des Bogens, er beobachtet ihre Ordnung, ihren verschiedenen Glanz, und er bemüht sich, die Ursachen einer so besondern Wirkung zu entdecken. Er vergißt seine Schönheit, um seinen Ursprung zu suchen. Der eigentliche Charakter des Philosophen ist, die Gegenstände kennen und ergründen zu lernen, da der Künstler sich begnügt, die Wirkungen an sich zu fühlen. Der eine verwendet alles auf Vernunftschlüsse und die Betrachtung, der andere auf die Empfindung.

Es ist also der Philosophie erster Zweck, die Neugier, ein Bedürfniß der Seele, zu sättigen, und hierinn gleichet sie den schönen Künsten. Allein die Untersuchungen, die eine einfache Neugier zu unternehmen reizte, lehrten die Menschen bald, daß das Studium der Philosophie viel weiter führte. In der That führt eine genaue Kenntniß

 der

der Begebenheiten, sowol in der körperlichen Natur, als in dem Innern des Menschen, zur Kenntniß der sie erzeugenden Ursachen, und dadurch entdeckt man nach und nach die wunderbare Verbindung der Triebfedern, die das vollkommene Kunstwerk der Welt hervorbringen. Man setze sich vor, die Ursachen zu entdecken, welche die Pflanzen wachsen machen, und man wird bald sehen, daß die Ursachen in der Beschaffenheit der Luft und der Jahreszeiten liegen: die Jahrszeiten hangen von der Bewegung der Gestirne ab, und diese von gewissen allgemeinen Kräften, worüber die Neugier sich nicht wird befriedigen lassen, bis man die allgemeine Ursache gefunden hat, von der alles, was ist, abhängt. Auf diesem Wege führt uns die geringste Begebenheit in der Natur durch eine Kette von Ursachen zu der erhabenen Kenntniß einer allgemeinen Anordnung der Welt.

Nachdem die Philosophen bemerkt hatten, daß alles in der Natur verknüpft, daß alles nach Gewicht und Maaß gemacht, und daß man dem Zufall nichts schuldig ist: so erhoben sie sich von Ursache zu Ursache, bis sie gleichsam von ferne die erste Ursache aller Wunder der Natur entdeckten. Und nachdem man ein wenig die verschiedenen Vorstellungen der Seele, welche die allgemeine Kenntniß der Welt enthalten, in Ordnung gebracht hatte, entdeckte man die Spuren dieses erhabenen und anbetungswürdigen Wesens, welches die unendliche Zahl der in ein System vereinigten Dinge hervorgebracht und angeordnet hat, dessen Vollkommenheit alle unsere Ausdrücke übersteigt. Wie stark muß die erste Vorstellung von diesem höchst vollkommenen Wesen den glücklichen Sterblichen gerührt haben, der sie zuerst wahrgenommen hat!

Die

Die Erkenntniß dieses erhabenen Verstandes diente der Philosophie zur Führerin; sie richtete die Aufmerksamkeit auf alles das, was etwas beytragen konnte, die wahre Bestimmung und den letzten Endzweck aller existirenden Dinge auszumitteln. Man kennt den Urheber der Welt aus seinem Werke, und das Werk ward nachher besser bekannt, nachdem man seinen Urheber entdeckt hat. — So fand sich die Philosophie tüchtig, einer jeden Sache den gerechten Werth anzuzeigen. So lernte der Mensch erkennen, was er selbst sey, und was er werden könne, und was seine Pflichten seyen, sowol in Absicht auf das Gegenwärtige, als in Absicht auf die Zukunft. Die Philosophie lehrte ihn eine jede Handlung nach einem gewissen Endzweck einrichten. Hierdurch ward die Philosophie eine Meisterin der Künste, und verhinderte sie, in Tändeley zu fallen. In der That ergründet die Philosophie alles. Sowol die mechanischen, als die freyen Künste ziehen Nutzen von ihr; die Regeln derselben werden durch die Entscheidungen der Philosophie richtiger, und sie bereichert und erweitert das Gebiet der Musen durch das weite Reich der Wahrheit, das ohne sie immer verborgen geblieben wäre. Es ist der einzige Vortheil, den die heutigen Künstler vor den alten voraus haben, daß sie, durch die Entdeckungen der Philosophie ein weiteres Feld erlangt haben, als ihre Vorgänger hatten. Diese unsichtbare neue Welt, welche wir der Philosophie schuldig sind, enthält Schätze und Schönheiten, welche diejenigen übertreffen, die sich in der sichtbaren Welt befinden. Glücklich sind die heutigen Künstler, die sich dieses zu Nutzen machen; es ist das einzige Mittel, sich über die Alten zu

erheben. Durch diese Beyhülfe ist Homer von Milton und von Bodmer, und Lukrez von Pope übertroffen worden. Dieß ist der Charakter und das Amt der Philosophie.

Diese Vergleichung der Philosophie und der schönen Künste könnte uns reichen Stoff zu vielen wichtigen Anmerkungen geben. Allein ich würde die Nachsicht dieser erlauchten Versammlung mißbrauchen, wenn ich mich in das Umständliche einlassen wollte, das dieser Gegenstand zu heischen scheint. Ich will mich also begnügen, eine kleine Anzahl von Anmerkungen beyzufügen.

1) Wir finden in den verschiedenen Charaktern der Künste und der Wissenschaften den Grund von der Schnelligkeit des Fortganges der einen, und der Langsamkeit der andern. Die Künste hangen größtentheils von der Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und der Empfindsamkeit der Herzen ab. Beyde sind Geschenke der Natur, die weder Studium noch Nachforschen erfodern. Der Künstler darf sich nur den Gegenständen, die ihn rühren, überlassen, und er findet in seiner eignen Empfindung die Grundsätze seiner Kunst. Eine leichte Erfahrung giebt ihm einen gründlichen Unterricht von dem Werth der Gegenstände in Absicht auf seine Kunst. Das Modell, nach dem er arbeitet, ist vor seinen Augen. Er ist in Absicht auf ihren Werth keinen Täuschungen ausgesetzt; wenigstens ist eine nur wenig überlegte Aufmerksamkeit hinlänglich, solche bald zu zerstreuen. Ich will damit nicht läugnen, daß es viel Genie und Kunst erfodere, einen Plan zu erfinden, und viel Geschicklichkeit, ihn auszu-

führen.

fahren. Allein das vornehmste hängt von dem Naturell ab, und die Kunst ist nicht so weitläufig, noch ihre Grundsätze so versteckt, daß es einem für sie gebohrnen Genie nicht leicht genug seyn sollte, sie zu erhaschen. Hingegen der Philosoph hat bey dem Anfange seiner Nachforschungen nichts, das ihn leitete. — Alles scheint sich zu verbinden, um ihn zu betrügen. Die Sinne und Einbildungskraft, diese großen Führer des Künstlers, verführen den Philosophen, und verbergen die Wahrheit hinter einem Vorhang, der undurchdringlich scheint. Sie stellen ihm die Sachen, unendlich verschieden von dem, was sie sind, dar. Der Philosoph hat eine unendliche Menge von Vorurtheilen und Täuschungen der Sinne zu bestreiten, ehe er nur einen Schritt fortrücken kann; der Künstler hingegen keine. Der Philosoph kann erst nach einer langen Entwickelung, nach unendlich vielen Erforschungen zu einer schwachen Kenntniß seines Gegenstandes gelangen, und dem Künstler kostet dieß nur einen einzigen Blick. Er darf nur die Augen öffnen, um die Anmuth zu sehen, welche die Sonne über die Natur verbreitet; hingegen wie viele Nachforschungen hat es nicht dem Philosophen gekostet, wie viele abstrakte Wissenschaften hat er nicht erschaffen müssen, ehe er begreifen konnte, was dieses Gestirn ist, worinn die unsichtbare Kraft besteht, die solches um die Erde herumzuführen scheint, und welches die wunderbaren Eigenschaften sind, wovon wir nur die Wirkung sehen? Eine große Zahl von Jahrhunderten und ein endloser Fleiß war kaum hinlänglich, um daß der Philosoph die Sonne nach seiner Art so gut kennen lernte, als der Dichter sie in einem Tage erkennen lernen konnte. Hierzu

kommt,

3). Die Wissenschaften sind bestimmt, die Wahrheit auszuspähen und die Welt zu unterrichten; die schönen Künste hingegen, die Wahrheit zu verschönern und liebenswürdig zu machen. Beyde tragen das Ihrige zum Dienst des menschlichen Geschlechts bey. Es wäre sehr überflüßig, wenn man nachforschen wollte, welche den wichtigsten Dienst leisteten. Beyde sind gleich nothwendig. Ohne die Wissenschaften würden die schönen Künste ihre vorzügliche Bestimmung verfehlen, und ohne die schönen Künste würde den Wissenschaften die Menschlichkeit mangeln, und sie würden ihrer größten Zierde beraubt seyn.

Die Vorsehung hat weislich dafür gesorgt, daß jedes Jahrhundert eine Anzahl berühmter Männer in dem einen und andern herfürbrächte. Diese müssen ihre Kräfte vereinigen, und sich gegenseitig die Hände bieten, das Ihrige beyzutragen, damit die Menschen weiser und glücklicher werden. Vermöge einer solchen Wirkung der Weisheit hat der erhabene Beschützer dieser Akademie die schönen Künste mit den Wissenschaften in eine Gesellschaft vereint. Sie sind zwey Schwestern, welche einander wechselsweise verschönern. Glücklich diejenigen, welche den Ruf erhalten, sie in diesem Heiligthum zu nähren und zu pflegen! Noch glücklicher diejenigen, welchen es gelingt, durch ihre gelehrten Arbeiten etwas zu der Erleuchtung eines Jahrhunderts beyzutragen, von welchem man erwarten darf, daß es den Glanz der berühmtesten Jahrhunderte verdunkeln wird. Welche Vorstellung rührt meine Seele! Wie groß, meine Herren, ist der erhabene Beschützer, der uns Muße schenkt, uns ganz den Reizungen der Musen zu überlassen, zu einer Zeit, da die Hälfte

von Europa unsere Zerstörung sucht? Welch ein Tag, der in den Jahrbüchern der spätesten Nachkommen immer im größten Ansehen bleiben wird, ist dieser, den wir heut zu feyern das Glück haben. Er ist es, der der Welt das Muster der Helden und Könige gab. Welches Volk darf sich rühmen, alle Annehmlichkeit des Friedens genossen zu haben, indessen daß unzählbare Heere von Feinden solches umringt haben? Welch ein Volk kann sich rühmen, daß es von einem so großen König, wie Friedrich, beschützt worden ist? Allein es steht den Günstlingen der Musen zu, diesen Tag zu feyern — welcher uns hier versammelt hat. Mir bleibt kein ander Mittel übrig, als ein ehrfurchtvolles Stillschweigen und eine tiefe Bewunderung.

II.

Von dem Nutzen der Lektür klassischer Schriftsteller des Alterthums.

Man hat schon oft angemerkt, daß die Jugend auf keine bessere Art könnte erzogen werden, als durch einen beständigen Umgang mit rechtschaffenen Menschen. Ihre Unterredungen würden bey jungen Leuten den Geschmack bilden, und ihnen viele nützliche Wahrheiten bekannt machen; ihr Beyspiel aber würde sie zum Guten reizen. Eine solche Erziehung aber ist selten möglich; und deßwegen muß man junge Leute in den Umgang mit den Todten bringen, und mit ihnen die besten Schriftsteller fleißig lesen.

Die klassischen Schriften der alten Griechen und Römer sind dazu sehr bequem. Die meisten rühren von großen Einsichten und scharfem Nachdenken her, welche

uns ihre Erfahrungen, ihre Untersuchungen, ihre Betrachtungen über die menschlichen Angelegenheiten, und über die Sitten ihrer Zeiten so angenehm vortragen, daß man ein ausnehmendes Vergnügen in ihrem stillen Umgange findet.

Allein man muß wissen, sich diesen Umgang recht zu Nutze zu machen. Wenn Kinder sich in der besten Gesellschaft befinden, so ziehen sie oft wenig Vortheil daraus; weil sie wenig auf den Zusammenhang der Gespräche Acht haben, und weil das Spielen ihr Hauptwerk ist. Dieses ist leider ein ziemlich natürliches Bild des Unterrichts, den die Jugend auf den meisten Schulen bey Lesung der alten Schriftsteller genießt. Man erstaunt, wenn man bedenkt, mit wie wenig Nutzen die vortrefflichsten Schriften sich in den Händen der Jugend befinden.

Der Nutzen, den man aus dem Lesen der alten klassischen Schriften ziehen kann, läßt sich, meines Erachtens, auf folgende vier Punkte bringen. Erstlich dienen sie zur gründlichen Erlernung der griechischen und lateinischen Sprachen, und eben dadurch zur Erlangung sehr vieler Begriffe, die man sonst nicht bekommen würde; zweytens zur Bildung des Geschmacks oder des Gefühls für das Schöne sowol in den Sitten als in den Künsten; drittens zur Erlangung einer gründlichen Kenntniß der alten Geschichte; und viertens zur Erlernung der Philosophie. Es ist nöthig, daß ich über jeden dieser vier Artikel einige Betrachtungen anstelle.

Man könnte denken, die Erlernung der alten Sprachen sey nicht an sich selbst, sondern nur darum vortheil-

haft,

haft, weil sie den Weg bahnet, die übrigen Vortheile zu erhalten. Allein ich sehe sie hier als einen unabhänglichen Vortheil an.

Die Kenntniß einer Sprache, deren sich die besten Schriftsteller in allen Arten der Wissenschaften bedienet haben, ist an sich selbst unter die besten Güter des Verstandes zu zählen, wenn auch alle Bücher, die darinn geschrieben sind, verloren gehen sollten. In einer solchen Sprache lieget eine große Menge feiner Begriffe verborgen, welche einige große Geister zuerst entwickelt, und durch eigene Wörter fühlbar gemacht haben. Es ist eine Wahrheit, die noch nicht nach ihrem ganzen Umfang überall bekannt ist, daß eine eingeschränkte und arme Sprache auch eine solche Art zu denken nothwendig mit sich führet, so wie hingegen eine reiche und vollkommene Sprache das Denken ungemein erleichtert und erweitert. Ein Maler, den die Natur in den sandigten Wüsten von Afrika gebildet hätte, würde niemals Landschaften malen, welche mit den schönen Landschaften der besten deutschen und niederländischen Meister zu vergleichen wären. Alle unsere Vorstellungen kommen ursprünglich von außen her. Wer nichts Reizendes jemals gesehen hat, der wird mit aller Kraft der Einbildung keine reizende Bilder malen. Eben so ist es auch mit den abgezogenen Begriffen beschaffen. Der Reichthum der Gedanken kann niemals mit einer armen Sprache bestehen. Der Philosoph, den wir am meisten wegen seiner eigenthümlichen Erfindung bewundern, würde mit allem seinem Genie wenig hervorgebracht haben, wenn er nichts als eine arme Baurensprache gesprochen hätte. Wir bekommen durch die Sprache Be-

griffe, welche wir sonst nicht würden bekommen haben, und verschiedene Wörter malen uns andre Begriffe sehr lebhaft, welche ohne dieselben uns immer würden sehr undeutlich geblieben seyn. Auch liegt in den verschiedenen Wendungen und Figuren einer zur Vollkommenheit gebrachten Sprache sehr viel, das die Einbildungskraft und das Genie eines Menschen bilden hilft, und auf seine ganze Art zu denken einfließt. Es ist bekannt genug, daß der Vortrag eines Schriftstellers und seine Sprache edel, oder gemein, lebhaft und reizend, oder langweilig, eckelhaft und verworren, zärtlich und pathetisch, oder kalt seyn könne. Es ist aber gar nicht zu zweifeln, daß der Charakter der Sprache auf die Art zu denken einen großen Einfluß habe. Wem also eine edle Art sich auszudrücken durch vielfältiges Lesen vortrefflicher Schriftsteller geläufig worden, der wird sich auch allemal besser als ein anderer ausdrücken, wenn er auch gleich nicht in eben dieser Sprache spricht.

Und hieraus erhellet deutlich, daß die Erlernung der griechischen und lateinischen Sprachen schon an sich selbst sehr wichtige Vortheile mit sich bringe; denn es wird niemand in Abrede seyn, daß diese beyde Sprachen nicht große Vortheile über alle andere Sprachen haben, da die vortrefflichsten Köpfe in denselben geschrieben haben.

Der zweyte Vortheil, der aus dem Lesen der klassischen Schriftsteller der Alten entsteht, ist die Bildung des Geschmacks. Der Geschmack ist eine anschauende Erkenntniß des Schönen, des Anständigen, und des Guten; er hat viele Aehnlichkeit mit dem Gefühl der Sinne, weil

das Urtheil unmittelbar aus der Betrachtung oder dem Anschauen der Gegenstände erfolget, ohne daß die Gründe, worauf er beruhet, auseinander gesetzt werden. Es geschieht durch dieses innere Gefühl, daß wir eine schöne Gestalt einer häßlichen, eine angenehm lachende Gegend einer dürren Wüste vorziehen. Man muß aber den Geschmack nicht blos auf das natürliche Schöne einschränken, denn er erstreckt sich auch auf die Gegenstände des sittlichen Lebens. Man erkennet durch den Geschmack, daß ein Mensch in seinen Manieren und in seinem ganzen Wesen angenehm und liebenswürdig, ein anderer niedrig und verächtlich ist, daß die Sitten, Gebräuche und die ganze Lebensart eines Landes Vorzüge vor andern hat, daß gewisse Handlungen anständig und gut, andere unanständig und strafbar sind.

Es ist aber eine unzweifelhafte Sache, daß der Geschmack einer Bildung fähig ist, und daß er gut oder verderbt werden kann. Man sieht täglich, daß selbst das Gefühl der Sinne, welches weit unmittelbarer ist, als der Geschmack, durch Gewohnheit kann gebildet werden. Man kann durch die Gewohnheit eine Speise gut finden, für welche man einen natürlichen Eckel gehabt hat; und es ist bekannt, daß die schwarze Brühe der Spartaner keinem als einem spartanischen Menschen gut geschmecket hat. Der tägliche Genuß machte sie diesem angenehm. So ist es mit allen Dingen beschaffen, die wir blos unvollkommen erkennen. Durch die Gewohnheit werden wir dafür eingenommen; oder sie werden uns zuwider.

Die menschliche Natur ist so beschaffen, daß wir die allermeisten Sachen, die uns vorkommen, nur auf diese

unvollkommene Weise erkennen. Es giebt nur wenige Fälle, da wir Zeit oder Einsicht genug haben, über den Werth der Dinge nach Abwiegung aller Umstände zu urtheilen. In allen andern Dingen kömmt es blos auf den Geschmack an. Wie viel Menschen giebt es, die von der Schönheit einer Person nach allen Regeln der Zeichnung urtheilen können, oder die den moralischen Werth einer Handlung so genau nach den Grundsätzen der Moral und des natürlichen Rechts untersuchen, wie ein gründlicher Rechtsgelehrter einen Proceß nach den Gesetzen zergliedert? Weil nun also in dem menschlichen Leben fast alles auf ein richtiges Gefühl ankömmt, so erhellet hieraus, wie wichtig es sey, den Geschmack der Jugend zu bilden.

Das fleißige Lesen der klassischen Schriften der Alten kann hiebey vortreffliche Dienste thun. Die meisten sind von Männern von großem Geschmack geschrieben. So wie die besten Statuen der Alten, die der allgemeinen Zerstörung entgangen sind, die vortrefflichsten Muster der menschlichen Schönheit geben, nach welchen die neuern Künstler jede schöne Figur bilden, so finden wir auch in ihren Schriften vollkommene Muster für jeden Gegenstand des Geschmacks. In allen Arten der Dichtkunst, der Beredsamkeit und der guten Schreibart haben sie uns wahre Meisterstücke hinterlassen. Dieses ist so durchgehends bekannt, daß es nicht nöthig ist, hierüber weitläuftig zu seyn. Es ist auch bekannt genug, daß in den neuern Zeiten diejenigen Schriftsteller der Vollkommenheit am nächsten gekommen sind, die sich am meisten nach den vortrefflichen Mustern der Alten gebildet, und die sie so oft und mit so großer Aufmerksamkeit gelesen haben, daß

ihnen alle Schönheit derselben geläufig geworden. Die Kritik der Künste wird schwerlich eine Art der Schönheit, oder einen Kunstgriff die Sachen angenehmer, einnehmender, oder lebhafter vorzustellen, ausdenken können, davon man nicht Beyspiele bey den Alten findet. Es ist aber unmöglich, diese Sachen durch Regeln zu lernen. Man muß sie an den schönen Mustern erkennen, und sich eigen machen, wenn man sie in seiner Gewalt haben will. Dazu kömmt man aber nur durch ein sehr fleißiges und überlegtes Lesen der Alten.

Auch der Geschmack an dem Schönen, Anständigen und Guten in dem sittlichen Leben kann dadurch gebildet werden. Ich will nicht behaupten, daß die Welt, in welcher die klassischen Schriftsteller gelebet, und in welcher sie ihren eigenen Geschmack gebildet haben, in allen Dingen besser gewesen sey, als die heutige. Dessen ungeachtet treffen wir in ihren Schriften ungemein vieles an, was zur Bildung des sittlichen Geschmacks vorzüglich dienet.

Erstlich war in den alten Sitten der Griechen und Römer allerdings sehr viel Gutes, davon in den neuern Zeiten nur wenige Spuren übrig geblieben sind. Die Bürger eines Staats waren ungleich mehr miteinander verbunden, als sie jetzo sind. Die allgemeine Wohlfahrt lag ihnen mehr am Herzen, ihr Umgang war keinem Zwang, keinem unnützen und eitlen Gepränge, und keinem abgeschmackten Ceremoniel unterworfen. Auf öffentlichen Plätzen und Spaziergängen ward sehr vielfältig von den moralischen Angelegenheiten der Menschen, oder

den, unter der Leitung eines kühnen oder scharfsinnigen Mannes, ihre Kräfte zu einem großen Werke vereinigen. Eine solche Macht scheint uns das Höchste zu seyn, was wir uns von Kraft und Wirkung vorstellen können. Wenn sie auf Zerstörung oder Eroberung ausgeht, so muß alles vor ihr weichen; und wenn sie es unternimmt, daurende Werke zu stiften, so scheint sie der Natur Trotz zu bieten. Wüste Länder werden zu herrlichen und fruchtbaren Wohnsitzen; große Städte und herrliche Gebäude werden wie durch eine Schöpfung hervorgebracht, und setzen den, der sie in der Nähe sieht, in Erstaunen. Das Donnern und die unwiderstehliche Gewalt des Geschützes, die Kriegsheere und Kriegsflotten sind im Fürchterlichen das Höchste und Größte, das die Menschen insgemein sich denken können.

Mir fiel es gar oft während meines Zuges über die Alpen ein, gewisse Wirkungen der Natur, die ohne Bestrebung, ohne außerordentliche Anspannung ihrer Kräfte, gar leicht erfolgen könnten, und wirklich oft erfolget sind, gegen die vereinigte Macht nicht nur eines, sondern vieler Völker zugleich, zu halten: und da verschwand diese augenblicklich. Ich stellte mir ein großes Kriegsheer mit allen fürchterlichen Werkzeugen der Verwüstung versehen, etwa in einem Bergthale gelagert, vor, und dachte wie schnell eine solche Macht durch Einstürzen eines gegen das Thal überhangenden Gebirges völlig zernichtet werden würde, wie so gar nichts die vermeynte Macht eines solchen Heeres gegen einen solchen gar leicht möglichen Fall ausrichten könnte. Da empfand ich, daß es der Natur gleich leicht fallen würde, ein Heer von Menschen

oder

weit besser fühlen, als beschreiben läßt, und welches bey unsern Schriftstellern eine überaus seltene Sache ist, da die meisten entweder in dem ausgelassenen und müßigen Leben der hohen Schulen, oder in dem Umgange mit Personen von mittelmäßiger Lebensart zu Schriftstellern erzogen worden.

Man kann endlich auch sagen, daß die Alten uns die Sitten und Charaktere, die Verdienste und Laster der Menschen weit lebhafter und vollkommener gemalt haben, als wir sie durch unsere eigene Erfahrung erkennen können, es sey, daß diese Männer lebhafter empfunden haben, als wir, oder daß sie öftere und bessere Gelegenheiten gehabt haben, das Thun und Lassen der Menschen auf das richtigste zu beobachten, weil damals die Bürger eines Staats mehr unter den Augen der Welt gelebt haben, als heut zu Tage geschieht. Man vergleiche die Lebensbeschreibungen des Plutarchs, oder die Jahrbücher des Tacitus mit den neuern Geschichten, so wird man diesen Unterschied sehr lebhaft bemerken.

Ich schließe also aus diesen Anmerkungen, daß das fleißige Lesen der besten Alten einen sehr großen Einfluß auf die Bildung unsers sittlichen Geschmacks haben müsse. Wie ein Mensch, der mit einer guten natürlichen Anlage zu einer edlen Art zu denken, unter dem Pöbel erzogen ist, hernach in eine andere Welt kömmt, wo er blos mit Männern von großen Verdiensten und einer großen Art zu denken umgeht, sich sehr bald nach dieser Klasse bilden und gleichsam adeln wird; eben so muß auch nothwendig die Art zu denken desjenigen Menschen erhöhet werden, der mit einer guten Anlage die Alten zu seiner Gesellschaft wählet.

Der dritte Vortheil, den man aus dem Lesen de
Alten zieht, ist die Kenntniß der alten Geschichte. Ich
habe nicht nöthig, hier weitläuftig zu zeigen, wie nützlich
die Historie überhaupt und hauptsächlich die Geschichte der
jenigen Völker sey, von denen wir die Künste, die Wissen
schaften, und einen grossen Theil der Gesetze selbst bekom-
men oder angenommen haben. Diese Sache ist hinläng-
lich bekannt. Ein Mensch, der in der alten Geschichte
unerfahren ist, kommt mir immer als ein Einäugiger vor,
der noch dazu auf dem guten Auge halb blind ist. Die
Erlernung der alten Historie sollte billig bey jeder guten
Erziehung ein Hauptaugenmerk seyn. Ich meyne aber
nicht eine solche Kenntniß dieser Historie, die man etwa
aus einem kleinen Auszuge eines neuern Schriftstellers er
lernen kann, viel weniger die alte Historie, wie etwa ein
Hübner, oder Curas, oder ein anderer von diesem elen
den Geschmack zusammengetragen hat, sondern die Ge
schichte, wie sie uns von den ersten Verfassern überliefert
worden. Man zieht auch den Nutzen, den wir hier vo
Augen haben, nicht einmal aus den Schriften der Neuern,
welche die alte Geschichte aus den Urkunden mit Fleiß und
Geschmack zusammengetragen haben, wie Rollin gethan
hat. Es ist zwischen diesen Schriften und den alten selbst
ein eben so großer Unterschied, als zwischen einer blos mit
Bleystift gezeichneten Landschaft, und der Gegend selbst,
wenn man sie in der Natur sehen kann, oder als der U
wenn man eine schöne Gegend beym Mondlicht und bey
Licht der Morgensonne siehet. Wer allen Nutzen aus de
alten Geschichte haben soll, der muß die Urkunden sel
lesen, oder wenigstens gute Uebersetzungen derselben al
neuen Schriften über die alte Historie vorziehen.

Ein

Endlich dienet das Lesen der Alten auch zu einer gründlichen Vorübung zur Weltweisheit, der Königin aller Wissenschaften. Ich will mich nicht aufhalten, zu beweisen, wie groß das Verdienst einiger Alten um die Weltweisheit ist. Es ist bekannt, daß die großen Philosophen neuerer Zeiten, ein Leibniz, ein Shaftesbury, ein Wolf, einige der wichtigsten Lehren der Weltweisheit aus den Alten genommen haben. Ueberhaupt kann man sagen, daß die Hauptwahrheiten der theoretischen und praktischen Weltweisheit den Alten bekannt und geläufig gewesen, und daß die heutige Philosophie weit mehr durch die Methode als durch die Lehren von den besten Schulen der Alten sich unterscheide.

So sehr ich die Methode hochschätze, welche Leibniz, und insonderheit Wolf in der Philosophie gebraucht haben, so nothwendig sie mir scheinet, um eine hinlängliche Gewißheit zu erlangen; so halte ich doch dafür, daß man junge Leute nicht eher in die systematische Philosophie führen müsse, als bis sie in der Philosophie der Alten hinlänglich geübet sind. Denn dadurch erlangen sie erst einen allgemeinen Geschmack an philosophischen Untersuchungen, und sehen sehr bald, daß die Weltweisheit nicht blos aus abgezogenen Begriffen und eitlen Spekulationen besteht; sondern in Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände der menschlichen Erkenntniß; da hingegen durch unsere heutige Methode mancher von der Weltweisheit abgeschreckt wird. Der Kopf muß zur Philosophie gebohren seyn, der bey dem Eingange derselben ein halbes Jahr mit der Ontologie aufgehalten wird, wo er bloße Erklärungen und abgezogene Sätze von dem Möglichen und Wirklichen,

von dem Raum und der Zeit, von dem Einfachen und Zusammengesetzten hört, und doch Lust zu dieser Wissenschaft behält. Weit angenehmer wird er durch das Lesen der Alten, des Cicero, des Maximus von Tyrus, des Xenophons, des Plato u. a. m. in die Vorhöfe der Weltweisheit eingeführt. Diese fangen gleich bey Untersuchung gemeinnütziger Fragen an, und behandeln ihre Materie mehr nach den Grundsätzen der gesunden Vernunft, als nach der demonstrativen Methode; sie gehen, wie man sich in der Logik ausdrückt, analytisch; der Weg, den sie uns führen, ist angenehm und mit Rosen bestreuet. Wir bekommen die nöthigen Begriffe selten durch abstrakte Erklärungen, sondern durch Beyspiele, durch Betrachtungen angenehmer Bilder, und die Schlüsse sind eine Art von natürlichen höchstwahrscheinlichen Folgerungen, die man Induktionen nennt, aus denen zwar selten eine Ueberzeugung, aber meistentheils eine hinlängliche Gewißheit folget. Durch diese Methode lernet man die Nothwendigkeit verschiedener abstrakter ontologischen Untersuchungen, da man zugleich die Angelegenheiten sieht, aus welchen sie nothwendig entstehen. Zwar lernt man auf diese Weise die Philosophie nicht so zusammenhangend, noch mit der Gewißheit, welche in der Methode der Wolfischen Schule angetroffen wird, dazu bleibt hernach immer noch Zeit, und eine doppelte Lust übrig. Hingegen wird man auch nicht verführet, seichte, und durch immerwährende Abstraktionen ohne Aussichten eingeschränkt zu denken, wie so sehr viele Schüler Wolfens allezeit, und dieser große Mann selbst bisweilen gedacht hat. Nach meiner völligen Ueberzeugung würde die Philosophie

losophie unendlich gewinnen, wenn die Jugend erst hinlänglich in den philosophischen Schriften der Alten geübet würde, ehe man sie nach unserer Universitätsordnung aus der Logik in die Ontologie, aus der Ontologie in die Kosmologie, aus der Kosmologie in die Psychologie und so fort, führte.

Dieß sind also die hauptsächlichsten Vortheile, die man aus den klassischen Schriftstellern der Alten ziehen kann.

III.

Betrachtungen bey Reisen über hohe Gebirge.

Seitdem ich in meiner Jugend durch einen Theil der Alpen gereiset, habe ich oft gedacht, daß der, welcher nie in solchen Gebirgen gewesen ist, das Größte, das Wunderbarste und Merkwürdigste in der leblosen Natur nicht gesehen habe; und jetzt bin ich wieder aufs neue in dieser Meynung bestärkt worden. Alle Begriffe von Macht und Größe und unwiderstehlicher Gewalt, die man sich bey Gelegenheit der menschlichen Anstalten gemacht hat, verschwinden hier wie Wasserblasen; und von den grossen Veranstaltungen der Natur zur allgemeinen Oekonomie des Erdbodens bekömmt man da ganz andere Begriffe und Einsichten, als durch langes Forschen und Studiren im Kabinet. Diese Anmerkungen scheinen mir einiger Entwickelung werth zu seyn.

Die ersten Begriffe von Macht und Größe, die wir uns bilden, entstehen insgemein aus Betrachtung dessen, was die Menschen thun können, wenn Tausende derselben,

ben, unter der Leitung eines kühnen oder scharfsinnigen Mannes, ihre Kräfte zu einem großen Werke vereinigen. Eine solche Macht scheint uns das Höchste zu seyn, was wir uns von Kraft und Wirkung vorstellen können. Wenn sie auf Zerstörung oder Eroberung ausgeht, so muß alles vor ihr weichen; und wenn sie es unternimmt, daurende Werke zu stiften, so scheint sie der Natur Trotz zu bieten. Wüste Länder werden zu herrlichen und fruchtbaren Wohnsitzen; große Städte und herrliche Gebäude werden wie durch eine Schöpfung hervorgebracht, und setzen den, der sie in der Nähe sieht, in Erstaunen. Das Donnern und die unwiderstehliche Gewalt des Geschützes, die Kriegsheere und Kriegsflotten sind im Fürchterlichen das Höchste und Größte, das die Menschen insgemein sich denken können.

Mir fiel es gar oft während meines Zuges über die Alpen ein, gewisse Wirkungen der Natur, die ohne Bestrebung, ohne außerordentliche Anspannung ihrer Kräfte, gar leicht erfolgen könnten, und wirklich oft erfolget sind, gegen die vereinigte Macht nicht nur eines, sondern vieler Völker zugleich, zu halten: und da verschwand diese augenblicklich. Ich stellte mir ein großes Kriegsheer *mit* allen fürchterlichen Werkzeugen der Verwüstung versehen, etwa in einem Bergthale gelagert, vor, und dachte wie schnell eine solche Macht durch Einstürzen eines gegen das Thal überhangenden Gebirges völlig zernichtet werden würde, wie so gar nichts die vermeynte Macht eines solchen Heeres gegen einen solchen gar leicht möglichen Fall ausrichten könnte. Da empfand ich, daß es der Natur gleich leicht fallen würde, ein Heer von Menschen

oder eine Fliege zu zerschmettern. Dergleichen Fälle vom Einstürzen ganzer Gebirge können sich sogar aus geringen Ursachen zutragen, und haben sich in ältern Zeiten zugetragen, wie man überall in den Gebirgen deutlich wahrnehmen kann.

Eben so schnell könnten von den hohen Alpengebirgen Wasserfluthen herunterströmen, die ganze Völker von der Ebene mit allen Herrlichkeiten ihrer Werke wegspielen würden, wie ehedem durch die Sündfluth geschehen. Dazu wäre weiter nichts nöthig, als daß im Frühjahre, wenn alle Gebirge hoch mit Schnee bedeckt sind, dieser durch einen warmen Wind, oder durch einen Ausbruch unterirdischer Feuer, plötzlich in Wasser zerflöße. Hier liegt also ruhende, aber leicht in Bewegung zu setzende Macht, gegen welche die vereinigten Kräfte der Menschen gerade für nichts zu rechnen sind. Freylich kann nur der, welcher die Beschaffenheiten der Gebirge genau beobachtet, sich einen deutlichen Begriff von solchen gewaltsamen Revolutionen machen. Doch kann auch der, welcher die Gebirge nicht kennt, sich schon aus der Geschichte etwas davon vorstellen. Weit ausgebreitete Ueberschwemmungen und Verwüstungen ganzer Länder, dergleichen Deukalions und Ogyges Fluthen gewesen, haben sich an vielen Orten zugetragen. Als Proben im Kleinen lese man, was Bouguer in seiner Beschreibung von Peru von den Fluthen sagt, die dort bisweilen vom Ausbruch feuerspeyender Schneegebirge entstanden sind. Von dergleichen Ausbrüchen der Gewässer ist es gekommen, daß alle ebene Länder so hoch mit Schutt und Sand, Erde und Steinen aufgehöhet sind. Denn was ist der Boden, auf dem wir wohnen,

wohnen, und auf dem unsere Aecker gebaut werden, anders, als ein aus den Gebirgen heruntergespühlter Schutt von eingestürzten Bergen? Dieser liegt an vielen Orten etliche hundert Fuß hoch über den ursprünglichen natürlichen Boden erhöht.

Angenehmer ist die Betrachtung über die zweyte vorhergemachte Anmerkung. Jedes hohe Gebirge ist ein Magazin, aus welchem der weise Schöpfer der Welt durch sehr einfache, aber nie genug bewunderte Anstalten nahen und fernen Ländern, Thieren und Pflanzen das wichtigste Bedürfniß, das Wasser, austheilet. Nichts müßte den Bewohnern der Ebenen unbegreiflicher seyn, wenn sie nachdächten, als das immerwährende Fließen der Wasserquellen, und das beständige Fortströmen der Flüsse. Sie müßten bemerken, daß irgendwo ein unerschöpfliches Behältniß von Wasser seyn müßte, aus dem Quellen, Bäche und Flüsse, die das Wasser in so ungeheurer Menge wegführen, dasselbe empfangen.

Wer über hohe Gebirge gekommen ist, hat diese unerschöpflichen Wassermagazine gesehen, und auch wahrgenommen, daß sie deßwegen unerschöpflich sind, weil sie selbst täglich aus der Luft mit neuem Vorrath angefüllt werden. Und dann begreift er den immerwährenden Lauf der Flüsse leicht.

Auf den höchsten Gebirgen regnet es das ganze Jahr hindurch selten. Die Dünste fallen, wegen der auf diesen Höhen herrschenden Kälte, als Schnee herunter. Daher sind diese Gebirge das ganze Jahr hindurch mit einer unglaublichen Menge Schnee bedeckt. Den Winter über

her

vermag die innere Wärme der Berge, von welcher Ursache sie herkomme, so viel, daß immer von dem Schnee, da wo er auf wärmern Stellen aufliegt, etwas schmelzt und an den Felsen herausrinnt. Im Sommer hat die Sonne so viel Kraft, daß sie täglich so viel, als nöthig ist, schmelzen macht. Tausend kleine unter dem Schnee hervorrinnende Wasseradern sammeln sich allmählig in Bäche, und diese vereinigen sich von vielen Seiten her in Ströme, deren etliche endlich in einen großen Fluß zusammenstoßen.

Man begreift leicht, daß dieses Schneemagazin nie erschöpft wird; so viel die Wärme täglich davon zerfließen und herabrinnen macht, so viel ohngefähr wird auch durch den aus der Luft herunterfallenden Schnee wieder ersetzt. Dieses allein wäre zum immerwährenden Fließen der Bäche und Quellen schon hinlänglich. Aber im Sommer kommt noch eine Ursache hinzu. Auf den hohen Bergen fällt ein sehr reicher Thau; und selbst die Wolken, welche an den Bergen hangen, triefen beständig Wasser herab. Ich habe oft mit Bewunderung gesehen, wie auf den Gebirgen in den Morgenstunden von jeder Pflanze das Wasser abtröpfelt. Dieß macht den Boden überall naß. Etwas von der Näße sammelt sich in kleine Wasseräderchen, und fließt gleich ab, um die kleinsten Bächelchen zu vergrößern; ein andrer Theil zieht sich in die Erde, und rinnt in kleine Felsenhöhlen zusammen, woraus hernach beständige Quellen entspringen. Darum sind die Felsenberge überall gespalten, um das einrinnende Wasser durchzulassen.

Hieraus wird eine der wunderbarsten Anstalten der Natur ganz begreiflich. Man siehet zugleich den Grund

oder die Absicht von der erstaunlichen Höhe der Alpengebirge; sie mußten so hoch seyn, um die obere kalte Gegend der Luft zu erreichen, damit der Schnee darauf dauern konnte. Man siehet, warum diese Berge in ihrer natürlichen Anlage von harten Felsen sind: denn wären sie von Erde oder weichem Gesteine, so würden sie von den herunterstürzenden Bächen allmählig abgespült werden, und endlich in niedrige Klumpen zusammensinken; und dieses müßte eine allgemeine Verwüstung der Natur verursachen, weil alsdenn auch erwähnte Wassermagazine aufhören würden.

Ich könnte noch mehr eben so deutliche Merkmale einer höchst weisen zur allgemeinen Oekonomie der Natur dienenden Einrichtung der Berge anführen, wenn ich Lust hätte, weitläuftig zu seyn. Dieses wenige ist hinlänglich, zu zeigen, wie abgeschmackt und ungereimt einige sich für freydenkende Philosophen ausgebende über die hohen Gebirge geurtheilt haben, wenn sie dieselben für Ueberbleibsel einer durch den Zufall verursachten Verwüstung des Erdbodens halten, aber noch alberner, als Gegenstände beschreiben, welche die Natur verunzieren, und aus denen sie gern den Schluß ziehen möchten, daß ein blinder Zufall alles beherrschet. Gerade das, wo solche unphilosophische Träumer, die sich selbst für die einzigen ächten Philosophen halten, als einen unüberwindlichen Einwurf gegen die Weisheit der Einrichtung der Natur anführen, ist mir der lebhafteste Beweis des Gegentheils; so gründlich und so reif ist die Einsicht dieser Leute in die innere Beschaffenheit der Natur.

IV

IV.

Bey Veranlassung einiger scheinbaren Unordnungen auf der Erde.

Die Werke der Natur sind von den Kunststücken der Menschen vornehmlich darinn unterschieden, daß jene allzeit desto vortrefflicher scheinen, je höher der Grad der Erkenntniß ist, nach welcher sie beurtheilet werden; da diese hingegen einer größern Einsicht allemal mehr Unvollkommenheiten zeigen. Man nehme nur ein Kunststück, welches z. B. einer von der Natur gebildeten Sache sehr ähnlich ist, und lege sie neben der natürlichen Sache, die sie vorstellt. Gesetzt, man könnte sie wegen ihrer vollkommenen äußerlichen Gleichheit nicht voneinander unterscheiden; so darf man nur ein geringes Vergrößerungsglas nehmen, um beyde dadurch zu betrachten; da wird sich bald ein sehr großer Unterschied zeigen. Das Kunststück wird unvollkommener, das natürliche aber vollkommener seyn. Hieraus folget klar, daß derjenige am allerbesten von den Schönheiten der Werke der Natur urtheilen kann, der die größte Kenntniß davon hat; und nur der allein sieht alle Schönheiten der Natur ein, welcher eine vollkommene Erkenntniß von allen Theilen der körperlichen Welt hat. Welchem diese Erkenntniß mangelt, der wird immer einige Unvollkommenheiten in den Werken der Natur zu sehen vermeynen; und wer die Natur nur obenhin betrachtet, der wird niemals von ihren Werken recht urtheilen. Daher kommen die verkehrten und oft lächerlichen Urtheile der Unwissenden, über die Einrichtung verschiedener Dinge in der Natur. Daher kömmt es, daß ein närrischer Alphonsus die Welt besser machen

will, als der unendlich weise und mächtige Schöpfer selbst. Daher kömmt es, daß die Unwissenden diese Erde, welche wir bewohnen, vieler Unrichtigkeiten beschuldigen; so gar, daß auch Th. Burnet, ein sonst sehr scharfsinniger Student, aus ziemlicher Unbesonnenheit, behaupten will, daß viel Ueberflüßiges und Unordentliches in der Einrichtung der Erde, und insonderheit in den Bergen, Thälern, Meeren viel Unnützes und Uebeleingerichtetes anzutreffen sey. Es kann nicht anders seyn, wenn man die Erde ohne genugsame Ueberlegung, und ohne gehörige Vergleichung der Sachen, die darauf sind, ansieht, wird man vieles an der Einrichtung derselben auszusetzen finden. Weil uns eine weitere Ausführung dieser Betrachtung eine vortreffliche Lehre geben kann, so wollen wir die unendlich weisen Werke des großen Schöpfers mit mehrerer Klugheit beurtheilen lernen.

Wer die allgemeine Beschaffenheit des Erdbodens, wie gesagt, ohne genugsame Ueberlegung der Sachen ansieht, der findet keine große Kunst oder Weisheit in der Einrichtung desselben. Man nehme nur z. B. die Beschaffenheit der Länder, welche nahe gegen den beyden Polen liegen. Da herrscht durch den größten Theil des Jahrs eine erstaunliche Kälte, die Menschen und Thiere vertreibet; da sind die Berge mit ewigem Schnee und Eis bedeckt; ein Meer, welches wegen Menge des Eises nicht zu durchschiffen ist. Die Eintheilung des Tags und der Nacht scheint dem Gebrauch, welchen die Menschen von dieser Abwechslung machen, ganz zuwider. Mit einem Wort: es scheint, als ob die Natur die Ordnung und Kunst hier gänzlich beyseite gesetzt hätte. Wie schön

wäre

würde es seyn, wenn in diesen Orten eben die gemäßigte Austheilung der Wärme und Kälte, eben die Eintheilung des Lichts und der Finsterniß, eben die Fruchtbarkeit der gemäßigten Erdstriche wäre. Auf diese Weise würden die alsdann fruchtbaren Polarländer eben so, wie andere, können bewohnt, und zum Nutzen der Menschen gebraucht werden; dahingegen durch die gegenwärtige Beschaffenheit derselben ein nicht geringer Theil des Erdbodens unnütze, und eine ewige Wildniß bleiben wird. So urtheilet der Kurzsichtige.

Nicht anders wird er urtheilen, wenn er auf gleiche Weise die Unebenheit auf der Oberfläche der Erde betrachtet; wenn er die ungeheuren Berge und Thäler sieht, welche viele Länder ganz anfüllen. Man sieht oft Berge auf Berge gethürmet, die ein nie schmelzender Schnee und Eis bedecket. Sind gleich solche, die einigen Thieren Nahrung geben; so sind hingegen andere, wo weder Thiere noch Pflanzen bleiben können. Diese fürchterliche Berge schließen ungeheure Thäler und Wildnisse ein, wo die Sonnenstralen selbst nicht hinkommen, und davon der bloße Anblick uns in Schrecken setzt; wie alle die erfahren haben, welche über die Alpen oder andere hohe Gebirge gereißt sind. Wo sieht man hier Ordnung und Schönheit, die sonst die Natur überall so häufig zeiget? Wie vortrefflich würde es seyn, wenn anstatt dieser fürchterlichen Berge und abscheulichen Klüften alles eben, oder doch nur kleine Hügel wären? Wenn so viele tausend Meilen von der Oberfläche der Erde, die entweder ein beständiger Schnee, oder kahle Felsen und unbrauchbare Wildnissen einnehmen, zu Feldern, Wiesen und Weinbergen könnten gemacht werden?

So wird ein jeder, der die Natur nur halb kennet, bey dem ersten Anblick denken: und ich könnte eine noch große Menge anderer Sachen anführen, von welchen man eben so urtheilen würde, wenn nicht das Angeführte allein zu meinem Vorhaben genugsam wäre. Wir wollen also ohne mehrere Weitläuftigkeit sehen, wie schlecht die angeführten Scheinurtheile gegründet sind, wie die scheinende Unordnung in dem Bau der Erde in der That Ordnung, und die scheinende Unvollkommenheiten Vollkommenheiten sind.

Wir dürfen nur setzen, die Erde wäre nach bemeldtem Scheinurtheile eingerichtet, und denn überlegen, was aus dieser Einrichtung nothwendig folgen müßte; so werden wir bald sehen, es wäre an allen Orten des Erdbodens ein gleicher Grad der Wärme und Kälte, welches ein vortrefflicher Vortheil scheint. Allein man sage mir, wo denn die erstaunliche Verschiedenheit der natürlichen Werke alsdann bleiben würde, welche so vieles zur Vollkommenheit der Erde beyträgt? Wo wären so viele tausend Arten von Pflanzen, See- und Landthiere, welche sich nur in solchen Ländern fortpflanzen, die einen ihnen angemessenen Grad der Erde haben. Unter so viel tausend natürlichen Dingen sind wenige, die in allen Gegenden des Erdbodens fortkommen. Die kalten Länder haben insgemein nur solche, die in warmen nicht fortkommen; und diese hingegen haben meistens solche, die in den kalten Gegenden zu Grunde gehen würden. Muß man nicht den aus den heißen Ländern in unsere Länder gebrachten Pflanzen, wenn sie fortkommen sollen, nicht nur die Wärme, sondern sogar die Witterung ihres Vaterlandes,

des, durch die Kunst geben (*). Es ist also gewiß, daß durch eine überall gleiche Wärme die größte Schönheit der Naturdinge, und also die größte Schönheit der Natur würde verloren gehen. Und was für Gutes würden wir zugleich dadurch verloren haben? Wenn kein Land vor dem andern etwas voraus hätte, wo bliebe denn die Handelschaft, die uns so viele, nicht eitle und eingebildete, sondern wahre Vortheile bringet? Denn obgleich der Ehrgeiz und die Wollüste, und nicht selten eine tolle Ehrbegierde, die Wege nach fremden Ländern gesucht, und die Naturgüter derselben zu uns geführt haben; so haben wir doch wirklich nach der allgemeinen Verknüpfung der Dinge wahre Vortheile von dieser Gemeinschaft der Länder untereinander. Wie würde es um unsere Wissenschaften stehen, wenn kein Land gebunden wäre, mit dem andern Gemeinschaft zu haben? Denn was sollte uns in fremde Länder treiben, wenn sie nichts hätten, als was wir bey uns alle Tage sehen?

Doch dieses ist noch nicht alle Unvollkommenheit, die aus dieser Einrichtung entstehen würde. Wenn es an allen Orten der Erde gleich warm seyn soll, so bestimmet einmal den Grad der Wärme. Soll sie an allen Orten seyn, wie in dem heißen Erdstrich? Wer würde in dieser Hitze bleiben können? weil ein kalter Körper einem warmen, wenn er nahe zu ihm hinkömmt, einen Theil seiner Wärme benimmt; so benehmen auch die kältern Erdstriche

(*) Siehe des berühmten Linnäus Abhandlung hievon in dem ersten Theil der Schriften, welche die Akademie der Wissenschaften in Schweden herausgegeben hat.

den wärmern immer etwas von der Wärme. Wenn sie nun alle gleich wären, so müßte die Wärme auf der ganzen Erde gar viel grösser seyn, als sie wirklich in den heissen Erdstrichen ist. So könnte also nichts bestehen. Menschen, Thiere und Pflanzen würden vor Hitze sterben. Allein gesetzt, es wäre durch die ganze Erde ein gleicher Grad von einer gemäßigten Wärme, darinn alle Geschöpfe wol fortkommen könnten; so würde die Welt an allen Orten gleich hoch und gleich ausgespannt seyn. Dadurch wäre also unserer Erde eine der vornehmsten Ursachen der Winde benommen. Was für unbeschreiblicher Schaden aber würde nicht dadurch entstehen? man weiß durch ungezweifelte Erfahrungen, daß die Luft, die ein Hauptmittel zur Erhaltung des Lebens, der Menschen und Thiere ist, das allerschädlichste Gift für dieselben wird, wenn sie nicht beständig durch die Winde gereinigt und erneuert wird. So würde also diese beständige Gleichheit der Wärme, an allen Orten des Erdbodens, uns den gänzlichen Untergang bringen. Man weiß auch überdieß, wie nützlich die Winde zu unzähligen andern Dingen sind, deren wir also durch bemeldte Einrichtung würden beraubt seyn.

So wäre denn die Erde im gedachten Fall kein Paradies, wie es anfänglich scheinen möchte, sondern vielmehr eine Wildniß und ein elendes Chaos. Dieses überzeugt uns also von dem Satze, daß viele Sachen in der Natur unordentlich und den Menschen schädlich scheinen, die doch in der That von unentbehrlichem Nutzen, und mit größter Weisheit angeordnet sind.

Eine gleiche Beschaffenheit hat es mit der Unebenheit der Oberfläche der Erde. Stellt euch eine Erde vor, wo alles

alles eben ist. Da werdet ihr zwar eine regelmäßige Figur, weite Aussichten, bequeme Reisen u. d. gl. haben; im übrigen würdet ihr euch alles Nutzens beraubt sehen, den uns die Berge geben. So viele Arten von Steinen und Metallen, alle Flüsse, Brunnen und Seen wären dadurch weggenommen. Das Meer selbst müßte zu einer stinkenden Pfütze werden. Ein Theil von den schönsten und nützlichsten Pflanzen, viele Arten der Thiere, die nur auf den höchsten Bergen fortkommen, würden unserer Erde dadurch abgehen; denn wir sehen unzweifelhaft, daß diese Sachen alle entweder in und an den Bergen erzeugt, oder darauf unterhalten werden; wie es denn leicht wäre, dieses von jedem Stück insbesondere zu beweisen, wenn dieß meine Absicht wäre. Nun betrachte man, was für ein elendes und wildes Leben der Mensch führen müßte, wenn er nur der Metalle allein, die aus den Bergen kommen, sollte beraubt seyn? Selbst von dem ewigen Schnee und Eis, welche an vielen Orten den Rücken der Berge bedecken, sehen wir einen augenscheinlichen Nutzen, indem durch dieselben der Lauf der Flüsse beständig unterhalten wird. Verschiedene der vornehmsten Flüsse in Europa haben ihren Ursprung von den Schnee- und Eisbergen. Würde anstatt des Schnees, der auf hohen Bergen fällt, so viel Wasser auf einmal durch einen Regen auf die Berge fallen; so müßte dadurch nothwendig, weil alles gleich auf einmal von den Bergen würde herunterrinnen, alles überschwemmt werden. Hingegen in dem Sommer, bey großer Dürre, müßten die Quellen dieser Flüsse austrocknen. Allein so ist durch die gegenwärtige Einrichtung diesem geholfen. So groß auch die Menge des Schnees

ist, der auf einmal auf die Berge fällt, so hat man da von nichts zu befürchten; und die große Menge des Schnees und Eises, welche zur Sommerszeit nach und nach zufließen, läßt die Quellen niemals ausgehen. Wie sie also einmal das allzugroße Wasser, welches die Regen verursachen würden, hindern, so ersetzen sie hingegen ein andermal den Mangel desselben.

So ist es nicht nur mit bemeldten, sondern mit tausend andern scheinbaren Unrichtigkeiten in der Welt. Ich unterstehe mich nicht, zu behaupten, daß ich im Stande wäre, alle scheinende Unordnung, auf diese Weise, als Ordnung, zu zeigen. Hierzu wird, wie schon gesagt, eine vollkommene Kenntniß der ganzen Natur erfodert, die niemand, als der unendliche Urheber derselben, besitzt. Indessen haben wir genugsame Proben, daraus wir, nach dem Beyspiel jenes Weisen, von einem Theile auf das Ganze schließen können. Darum unterstehe sich niemand, die Ordnung der Natur zu tadeln, und dadurch entweder seine Unwissenheit oder Gottlosigkeit zu verrathen; denn eben da, wo er am leichtesten Unordnung anzutreffen glaubt, da wird ein größerer Verstand eine vollkommene Weisheit finden; und je mehr wir die geheimen Wege der Natur erforschen, und ihre Grundregeln einsehen, desto mehr werden wir ihre Vollkommenheit, und die unendliche Weisheit und Güte ihres allmächtigen Urhebers erkennen, und im Stande seyn, denselben gegen die gottlosen Beschuldigungen der Thoren zu rechtfertigen. O! daß so viele Menschen, die ihren Verstand und Scharfsinnigkeit nur dazu anwenden, ihre Thorheit und Bosheit zu zeigen, sich und andere zu verblenden; daß sie einmal

aufan-

anfangen möchten, durch dieselbe in die Geheimnisse der Natur zu dringen. Was für einen gewaltigen Stoß würde der Unglaube von demjenigen selbst bekommen, die ihn fortzupflanzen bemühet sind!

Laßt uns nun weiter gehen, um den ganzen Nutzen, den uns diese Betrachtung gewährt, einzusehen. Laßt uns einen Blick in das Reich der Geister thun, wie wir bis dahin die körperliche Welt betrachtet haben. Beyde haben ebendenselben Urheber, der in allen seinen Werken immer gleich ist. Deßwegen auch die Harmonie und Aehnlichkeit der körperlichen und der unsichtbaren Welt so gewiß und beständig ist, daß wir in der allgemeinen Einrichtung der einen nichts antreffen, das nicht auf eine ähnliche Weise in der andern seyn sollte. Wohlan denn! laßt uns diesen ähnlichen Fall in dem Reich der Geister suchen, wo die scheinenden Unvollkommenheiten wirklich große Vortheile bringen. Wir dürfen zu dem Ende nicht weit gehen; wir können bey uns selbst diesen Fall antreffen, den wir suchen. Was für erstaunliche Unordnungen scheinen nicht bey dem menschlichen Geschlechte zu seyn? Sehen wir einen Menschen allein an: was für ein Mischmasch von Affekten, die ihn beherrschen, ihn quälen, ihn bald dahin, bald dorthin reissen, wie die Wellen des Meeres mit einem Schiffchen zu spielen pflegen. Was für Schwachheiten, die den allerbesten Gemüthern ankleben! Was für tolle Begierden, die den stärksten Geist schwach machen! Wo ist der selige Mensch, der nicht von seinen Begierden öfters am Narrenseile herumgeführt wird? Wo ist der Vollkommene, dessen Thaten ganz rein wären, und die Proben einer strengen Untersuchung aushalten könnten?

Bald

ist, der auf einmal auf die Berge fällt, so hat man davon nichts zu befürchten; und die große Menge des Schnees und Eises, welche zur Sommerszeit nach und nach zerfließen, läßt die Quellen niemals ausgehen. Wie sie also einmal das allzugroße Wasser, welches die Regen verursachen würden, hindern, so ersetzen sie hingegen ein andermal den Mangel desselben.

So ist es nicht nur mit bemeldten, sondern mit tausend andern scheinbaren Unrichtigkeiten in der Welt. Ich unterstehe mich nicht, zu behaupten, daß ich im Stande wäre, alle scheinende Unordnung, auf diese Weise, als Ordnung, zu zeigen. Hierzu wird, wie schon gesagt, eine vollkommene Kenntniß der ganzen Natur erfodert, die niemand, als der unendliche Urheber derselben, besitzet. Indessen haben wir genugsame Proben, daraus wir, nach dem Beyspiel jenes Weisen, von einem Theile auf das Ganze schließen können. Darum unterstehe sich niemand, die Ordnung der Natur zu tadeln, und dadurch entweder seine Unwissenheit oder Gottlosigkeit zu verrathen; denn eben da, wo er am leichtesten Unordnung anzutreffen glaubt, da wird ein größerer Verstand eine vollkommene Weisheit finden; und je mehr wir die geheimen Wege der Natur erforschen, und ihre Grundregeln einsehen, desto mehr werden wir ihre Vollkommenheit, und die unendliche Weisheit und Güte ihres allmächtigen Urhebers erkennen, und im Stande seyn, denselben gegen die gottlosen Beschuldigungen der Thoren zu rechtfertigen. O! daß so viele Menschen, die ihren Verstand und Scharfsinnigkeit nur dazu anwenden, ihre Thorheit und Bosheit zu zeigen, sich und andere zu verblenden; daß sie einmal anfan-

cherliches Geschlecht zu machen. Es scheint, als wenn ein strenger Boileau (*) die Wahrheit auf seiner Seite habe, wenn er den Menschen allen andern Geschöpfen nachsetzet.

Aber wo gerathe ich hin mit meiner Beschreibung? Es sey ferne von mir, daß ich das menschliche Geschlecht, oder den großen Urheber desselben tadeln wolle. Ich will mich vielmehr bemühen, zu zeigen, daß alle diese scheinende Unordnungen, alles dieses Uebel, welches ich vorgestellt habe, eben sowol, wie die scheinende Unordnungen in der körperlichen Welt, davon wir gehandelt haben, eine wunderbare Quelle der Vollkommenheit sey. Daß eben diese Dinge, welche an sich betrachtet nichts, als Verwirrung und Unglück zu bringen scheinen, die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes befördern. Daß dieses eben die Sachen sind, welche, anstatt daß sie, wie es scheint, die göttlichen Absichten verhindern, dieselbe auf eine wundersame Weise befördern.

Wohlan, laßt uns sehen, wozu die Affekten, die den Menschen so sehr zu entstellen scheinen, dienen (**).

Bildet

(*) Satir. 10.

(**) Alles, was hier von dem Nutzen des moralischen Uebels gesagt wird, geht gar nicht dahin, die Thorheit und das Laster der Menschen an sich selbst zu verringern, oder zu entschuldigen. Man will blos durch diese Betrachtung die göttliche Vorsehung in Zulassung des Bösen rechtfertigen, und zeigen, wie die allerhöchste Weisheit aus Finsterniß Licht zu machen, und die menschlichen Thorheiten und Laster zu einem guten Zweck, in Absicht auf das Ganze zu gebrauchen und zu lenken weiß. Der Mensch bleibt doch schuldig und strafbar. Die Strafe aber ist kein wahres Uebel, weil sie zur Besserung dienet.

Bildet euch ein Geschlecht der Menschen ein, das von allen Passionen frey sey. Laßt ihm weder Eigenliebe, noch Ehrgeiz, noch Liebe zu sinnlichen Wollüsten, noch Eifer. Dieses müßte wol eine vortreffliche Gesellschaft seyn, wo so viele schädliche Passionen verbannt wären; solche Leute würden wie Engel unter sich leben. Aber wie, wenn sie mit den Schwachheiten, die den verbannten Begierden ankleben, zugleich alles Gute verloren hätten? Es ist ein vortrefflich Ding um das Salz, damit ich mich eines Gleichnisses des größten Lehrers der Welt bediene; aber wenn es seine Schärfe verloren hat, so ist es ein todter unnützer Körper. "Nehmet ihr dem Menschen die Eigenliebe, so nehmet ihr zugleich die größte Triebfeder zu allen seinen Handlungen; er wird einem schlafenden oder gar einem todten Körper ähnlich werden. Ist nicht die Eigenliebe öfters der Grund der allergrößten und nützlichsten Thaten der Menschen?"

Self-love the spring of motion acts the soul:
Man but, for that, no action would attend,
Fix'd like a plant on his peculiar spot
To draw nutrition, propagate and rot. (*)

Pope.

Doch lasset diese Schwachheit stehen, und nehmet dagegen allen eitlen Ehrgeiz weg, der unglaubliches Elend

in

(*) Die Selbstliebe, als die wahre Quelle der Bewegung, treibt die Seele zu ihren Handlungen an, und ohne sie würde kein Mensch etwas verrichten. Gleich einer Pflanze, die von dem für sie eigenen Grunde ihre Nahrung einsaugt, aufwächst, und wieder verwelket und verdirbt.

in der Welt gestiftet hat. Denn werden wenigstens die Menschen nicht so viel Unruhe, Kriege und Verwirrung anrichten. Aber so werden denn die größten Geister mit ihren Gaben verborgen bleiben. Der Held, welcher, von der Ehre angetrieben, sein und seiner Soldaten Leben vor deine Ruhe aufgeopfert; der die Gefahr, die dir drohet, auf sich nimmt; dessen Ehrgeiz für dich wachet, wenn du schläfst: dieser Held wird, wie Nicias, seine eigene Ruhe mit Geld erkaufen, und seinen Feind Meister seyn lassen. Der Weise selbst, dessen Weisheit sich meistens durch die Ehre offenbaret, würde er wol sein Leben selbst verkürzen, um dich seine Weisheit zu lehren, wenn du ihn der Ehre wolltest berauben? Selbst Leibniz, der größte Geist, den Deutschland gesehen, und dem es das meiste von seiner Erleuchtung zu danken hat, würde ohne diese der Welt wenig genützt haben; und, wenn den Nachrichten zu glauben, so würden wir ohne diese Popens, des größten Dichters, unvergleichliche Werke nicht gesehen haben. Hätte die Ehre nichts gethan, als daß sie diese zween Geister zum Nutzen der Welt entflammet: so wäre sie schon würdig genug, daß ihr Altäre aufgebauet würden.

Wollet ihr die Liebe zu den Wollüsten verbannen? Sehet euch wol vor. Ihr hemmt dadurch die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes. Ihr beraubet eure eingebildete gute Welt der vortrefflichsten Kunststücke von verschiedener Art, welche zur Vergnügung der Wollüstigen sind erfunden worden, deren Nutzen aber sich viel weiter erstrecket. Hat nicht die Wollust den Menschen den ersten Anlaß gegeben, die Schätze der Natur in den Pflanzen und Thieren zu erkennen? Ist es nicht die Wollust, welche,

welche, obgleich nur von weitem, noch täglich Anlaß giebt, neue Länder zu entdecken, und wilde Völker Sitten zu lehren?

Nehmet den Eifer aus dem menschlichen Gemüthe weg, ja verbannet den Zorn der Priester, der so viel Böses gestiftet hat; aber ihr könnt es nicht thun, ohne den gerechten Eifer mit wegzunehmen, ohne so viel vortreffliche Schriften, wodurch der Grund des Heils bestätiget wird, zugleich zu verlieren. Der Eifer unterstützet die Gerechtigkeit, die vielmals ohne ihn die nöthigen Strafen unterlassen würde; und der Zorn wirkt oft viel Gutes, das der Kaltsinn würde unterlassen haben.

Aber diese Paßionen gehen alle noch hin, werdet ihr gedenken, wenn nur der Neid, Haß, Rachgierde, diese Zerstörer der menschlichen Ruhe, nicht wären, so würde es noch weit besser um die Menschen stehen. Allein, sind es nicht diese Laster, die alle Tage viel Gutes hervorbringen? Wie mancher Neidische hat seinen Feind erhöhet? Waren es nicht diese Laster, die den Joseph nach Aegypten verkauft, und daselbst in den Stand gesetzt haben, ganze Nationen von der größten Hungersnoth und dem gänzlichen Untergang zu erretten? Waren es nicht diese Laster, die den großen Gesetzgeber der Juden, Moses, an den königlichen Hof in Aegypten gebracht haben, den hernach die Weisheit des Herrn gebrauchte, seine Nation aus einer harten Knechtschaft zu erlösen? Und wodurch geschah es, als durch alle diese Laster, daß der Heiland der Welt zur Wolfahrt der Menschen ist getödtet worden? Haben nicht die allergrausamsten Verfolgungen den Märtyrern

die

die Kronen aufgesetzt, und die christliche Religion ausgebreitet? So ist es mit allen Lastern; sie dienen selbst zur Vollkommenheit des Ganzen. So weißlich hat der unendliche Beherrscher der Welt alles eingerichtet, daß die Mängel und Laster einzelner Personen das Wol des ganzen Geschlechts befördern müssen. Was im Einzelnen eine Unvollkommenheit ist, das ist im ganzen Zusammenhang eine Vollkommenheit. Eine bewunderungswürdige Einrichtung der Welt! Auch diejenigen Sachen, welche am allerschlimmsten scheinen, sind gut. Es ist alles auf das Beste gemacht.

Nun wollen wir, Troz der stolzen Unwissenheit einiger Tadler, und des Klagens der Einfältigen, mit Dreistigkeit behaupten, daß diese Welt gut, und alles darinn auf das Beste gemacht sey (*).

One truth is clear, what ever is, is right. (**)

Pope.

Und

(*) Ich habe hierüber meine besondere Gedanken. Sie mögen vielen sehr verkehrt vorkommen, mich dünken sie in dem Zusammenhang der Wahrheit gegründet. Man sollte meines Erachtens, ehe man untersucht, warum Gott das Böse zugelassen, recht untersuchen, was das eigentlich ist, was wir das Böse oder moralische Uebel nennen. Wie, wenn das Böse kein Uebel wäre? wie, wenn die Fehler der Menschen und das daher entstehende Uebel der einzige Weg wäre, sie einer höhern Glückseligkeit fähig zu machen? Ich will noch nichts behaupten. Ein Beyspiel wird meine Gedanken erläutern. Ist das Lernen und der damit verbundene Verdruß der Jugend ein Uebel für sie? sie hätten demselben können ausweichen, aber alsdenn wären sie in der Unwissenheit geblieben.

(**) Ein Satz ist klar, was immer ist, ist recht.

Und ob gleich wir nicht alles einsehen können, wenn uns gleich noch vieles seltsam und ohne Ordnung vorkömmt; so wollen wir doch, weil alles einen gleichen Urheber hat, den Schluß machen, daß alles, was von ihm herkömmt, gut sey. So ist denn alles für das Ganze gut, sowol die Mißhandlungen, als die darauf erfolgende Strafe. Sowol der, welcher irrt, als der, der ihn auf den rechten Weg weiset; beyde dienen zum Nutzen der Welt; beyde sind Werkzeuge, wodurch der Herr der Welt seine Absichten erreichen will. Weg denn mit allen Glücks- und Unglücksfällen! Für die Welt sind beyde gut. Weg mit allem Murren und Klagen; es dient alles zu unserer Wolfahrt. Was dem Einzelnen ein Unglück ist, das dienet dem Ganzen zum Guten.

Derowegen sollen wir auch mit der Einrichtung und Ordnung der Welt zufrieden seyn. Es sey ferne von uns, daß wir die Regierung des allerhöchsten und allerbesten Wesens tadeln sollten; da wir Ursache haben, die unendliche Weisheit, die wir darinn erblicken, zu verehren. Wir wollen das Gute und Böse nicht in Absicht auf einzelne Personen, sondern in Absicht auf das Ganze betrachten. Die Welt ist nicht für uns allein gemacht; und darum können wir nicht begehren, daß alles für uns allein gut gehe. Die Welt ist nur in Absicht auf das Ganze vollkommen. Der große Schöpfer wollte nicht diesen oder jenen insbesondere, sondern überhaupt die ganze Welt vollkommen machen: darum hat er einem jeden einzelnen Dinge nur so viel Vollkommenheit gegeben, als es in dieser Absicht haben muß. Darum wollen wir unsere Glückseligkeit in dieser Vollkommenheit des Ganzen suchen,

und

und diesen großen Schöpfer, der alles so wunderbar eingerichtet hat, mit Bewunderung und Unterwerfung verehren.

V.

Ueber die Geheimnisse der Natur.

Es haben sich verschiedene berühmte Männer unserer Zeit bemühet, die Werke der Natur den Menschen auf eine solche Weise vor Augen zu legen, daß sie aus Betrachtung derselben nothwendig schließen müßten, daß sie mit bewunderungswürdiger Kunst und Weisheit gemacht seyn; weil alles, was man darinn wahrnehmen kann, so eingerichtet ist, daß der Zweck, wozu es gemacht, auf die beste und kürzeste Weise erhalten wird. Ein edles Bemühen, dadurch wir zur Erkenntniß der Weisheit des unendlichen Wesens geführt werden. Allein aus demjenigen, was wir begreifen, können wir nichts mehreres schließen, als daß die Weisheit, nach welcher die Sachen gemacht sind, zum wenigsten so groß ist, als die menschliche Weisheit. Alles dasjenige, was mit einem solchen Grad der Weisheit eingerichtet ist, der die menschliche Weisheit übersteigt, kann von uns nicht begriffen oder eingesehen werden. Denn sobald wir begreifen, wie ein Ding gemacht ist, so ist es auch nicht mehr unmöglich, daß wir selbst so etwas machen können. Wie derjenige, der begreift, wie es kömmt, daß die Luft, wenn sie mit einer gewissen Gewalt und Richtung durch die Kehle und den Mund der Thiere dringet, einen gewissen bestimmten Ton erreget, denselben durch Maschinen nachmachen kann. Wenn wir aber Sachen antreffen, die uns wirklich unbegreiflich sind,

Und ob gleich wir nicht alles einsehen können, wenn uns gleich noch vieles seltsam und ohne Ordnung vorkömmt; so wollen wir doch, weil alles einen gleichen Urheber hat, den Schluß machen, daß alles, was von ihm herkömmt, gut sey. So ist denn alles für das Ganze gut, sowol die Mißhandlungen, als die darauf erfolgende Strafe. Sowol der, welcher irrt, als der, der ihn auf den rechten Weg weiset; beyde dienen zum Nutzen der Welt; beyde sind Werkzeuge, wodurch der Herr der Welt seine Absichten erreichen will. Weg denn mit allen Glücks- und Unglücksfällen! Für die Welt sind beyde gut. Weg mit allem Murren und Klagen; es dient alles zu unserer Wolfahrt. Was dem Einzelnen ein Unglück ist, das dienet dem Ganzen zum Guten.

Derowegen sollen wir auch mit der Einrichtung und Ordnung der Welt zufrieden seyn. Es sey ferne von uns, daß wir die Regierung des allerhöchsten und allerbesten Wesens tadeln sollten; da wir Ursache haben, die unendliche Weisheit, die wir darinn erblicken, zu verehren. Wir wollen das Gute und Böse nicht in Absicht auf einzelne Personen, sondern in Absicht auf das Ganze betrachten. Die Welt ist nicht für uns allein gemacht; und darum können wir nicht begehren, daß alles für uns allein gut gehe. Die Welt ist nur in Absicht auf das Ganze vollkommen. Der große Schöpfer wollte nicht diesen oder jenen insbesondere, sondern überhaupt die ganze Welt vollkommen machen: darum hat er einem jeden einzelnen Dinge nur so viel Vollkommenheit gegeben, als es in dieser Absicht haben muß. Darum wollen wir unsere Glückseligkeit in dieser Vollkommenheit des Ganzen suchen,

…cheinen, und von
… wenn sie nicht
…en Erfahrungen
…en, daß ich von
…ß, einer Art Wür=
…t, spreche. Dieses
… welches aller mensch=
…igen scheint. Es lehrt
…esen wären, den Men=
…nicht durch gewisse Erfah=
…, als einen Träumer und
…spötte darzustellen. An die=
…eltweisen eine Warnung seyn
…bare Eigenschaft entdeckt, daß
…le, nach der Länge und Breite
… ein jeder nicht nur für sich lebt,
…wieder ein eben so vollkommenes
… Ganze gewesen. Schneidet man das=
…den Bauch entzwey, so ist gleich der
… Bauch gehörte, ein Kopf. Theilt man
…ge nach, daß der Kopf, Bauch und
…nitten wird, so ist doch gleich ein jeder
…lben Theilen ein Ganzes. Ein wirkliches
… das allen unsern Begriffen widerspricht, des=
…ffenheit kein Mensch begreifen kann. Dieß ist
…mniß von der ersten Art.

…n ein Geheimniß von der zweyten Art zu haben,
… wir setzen, es würde ein mit menschlichem Ver=
… begabtes Wesen auf unsere Erde kommen, und die
…hen, wie sie da sind, auf das genaueste betrachten.

 Laßt

so müssen wir auch gestehen, daß die Weisheit, wodurch sie eingerichtet worden, die menschliche Weisheit übertreffe. Es giebt in der That nicht nur solche Sachen, die allen menschlichen Verstand übertreffen, sondern auch solche, die der Vernunft in dem Grad, in welchem die Menschen dieselbe vor jetzt besitzen, gänzlich zuwider scheinen, so daß kein Mensch dieselbe glauben, sondern mit Recht als unmöglich verwerfen würde, wenn er nicht durch gewisse Erfahrung davon überzeugt worden wäre. Diese Sachen können mit Recht Geheimnisse der Natur genennet werden, deren Betrachtung uns nicht geringen Nutzen geben kann. Laßt uns einmal einige von diesen Geheimnissen der Natur betrachten.

Es sind zweyerley Arten der natürlichen Geheimnisse. Die erste Art begreift solche Dinge, deren Wirkungen wir zwar deutlich sehen; aber von der Art, wie dieselbe hervorgebracht werden, nicht nur nichts wissen, sondern dieselbe gar für etwas unmögliches und unsern Begriffen widerspenstig halten würden, wenn uns deren Wirklichkeit nicht aus der Erfahrung bekannt wäre. Die andere Art der natürlichen Geheimnisse begreift solche in sich, deren Einrichtung uns zwar wol bekannt ist, da indessen die Absicht ihres ganzen Wesens entweder zum Theil oder gänzlich wider die Vernunft zu seyn scheint. Wir wollen von beyden Arten Beyspiele anführen.

Einige gelehrte Naturforscher haben unlängst an einigen Thieren solche Eigenschaften entdeckt, die billig in die erstere Klasse der natürlichen Geheimnisse gehören, indem dieselben unsern Begriffen so stark widerstreiten, daß

sie

sie gänzlich wider die Vernunft zu seyn scheinen, und von keinem Menschen könnten geglaubt werden, wenn sie nicht durch eine große Menge der allergewissesten Erfahrungen bestätiget wären. Es ist leicht zu merken, daß ich von dem sogenannten **Polypus** oder **Vielfuß**, einer Art Würmer, die sich in dem Wasser aufhält, spreche. Dieses wunderbare Thier zeigt uns etwas, welches aller menschlichen Vernunft den Krieg anzukündigen scheint. Es lehrt uns Sachen, die vermögend gewesen wären, den Menschen, der sie behauptet, aber nicht durch gewisse Erfahrungen hätte beweisen können, als einen Träumer und Schwärmer der Welt zum Gespötte darzustellen. An diesem Thier, welches allen Weltweisen eine Warnung seyn soll, hat man die wunderbare Eigenschaft entdeckt, daß es sich in unzählige Theile, nach der Länge und Breite zerschneiden läßt; davon ein jeder nicht nur für sich lebt, sondern in kurzer Zeit wieder ein eben so vollkommenes Thier wird, als das Ganze gewesen. Schneidet man dasselbe mitten durch den Bauch entzwey, so ist gleich der Theil, der zu dem Bauch gehörte, ein Kopf. Theilt man dasselbe der Länge nach, daß der Kopf, Bauch und Schwanz zerschnitten wird, so ist doch gleich ein jeder von diesen halben Theilen ein Ganzes. Ein wirkliches Geheimniß, das allen unsern Begriffen widerspricht, dessen Beschaffenheit kein Mensch begreifen kann. Dieß ist ein Geheimniß von der ersten Art.

Um ein Geheimniß von der zweyten Art zu haben, wollen wir setzen, es würde ein mit menschlichem Verstand begabtes Wesen auf unsere Erde kommen, und die Sachen, wie sie da sind, auf das genaueste betrachten.

Laßt uns setzen, dieses vernünftige Wesen würde den wunderbaren Bau, die überaus künstliche Einrichtung der Pflanzen und der Thiere aus dem Grund erforschen, daß es eine vollkommene Kenntniß der unzähligen Maschinen hätte, woraus die Körper der Thiere zusammengesetzt sind. Dieses vernünftige Wesen würde ohne Zweifel über die unbegreifliche Kunst und Weisheit des Werkmeisters erstaunen. Was meynet ihr nun, daß ein solches Wesen gedenken würde, wenn ihm jemand sagte, daß diese unbegreiflich künstliche Maschinen nur für eine kurze Zeit gemacht sind, nach welcher sie in Staub zerfallen. Ja wenn man ihm sagen würde, daß der Werkmeister, der so erstaunliche Kunststücke gemacht, dieselbe oft wieder verderbe, ehe sie aus seiner Hand gekommen, und ehe sie ein Mensch gesehen? Sollte wol dieß vernünftige Wesen glauben können, daß Menschen und Thiere sterben, und daß die meisten Pflanzen in kurzer Zeit verwelken? Daß eine so unbegreiflich künstliche Maschine, als das Auge, das Ohr, deren Kunst allen menschlichen Verstand übersteigt, daß sie für eine so kurze Zeit gemacht sind? Nein, es würde mit starken Gründen behaupten, daß dieses unbegreiflich, daß es aller Vernunft zuwider sey, Sachen von geringer Dauer mit so viel Kunst zu verfertigen; daß dieß mit dem Begriff, den man sich von der Weisheit des Schöpfers aus seinen Werken machen kann, streite; daß diese Kunststücke nothwendig zu immerwährendem Gebrauch dienen müssen. Niemand kann daran zweifeln, daß ein vernünftiges Wesen in bemeldten Umständen so urtheilen würde; und ich glaube gewiß, daß jedermann, der den Bau des menschlichen Leibes kennet, den würde für einen Thoren halten,

der

der lehren würde, daß die menschlichen Leiber sterblich seyn, wenn uns nicht die Erfahrung davon überzeugt hätte. Ist es nicht eine bekannte Sache, daß viele Weltweisen die Unsterblichkeit der Seele mit eben solchen Gründen beweisen wollen, mit welchen auch die Unsterblichkeit des Leibes mit gleicher Stärke könnte bewiesen werden. Höret, was ein Dichter hievon singt:

Ists möglich, daß dich Gott zernichte?
Er machte dich so groß und schön!
Schau, welch ein Glanz, schau, welche Früchte
Aus edler Seelen Trieb entstehn!
— — — — —
Was göttlich ist, das stirbt doch nicht.

Man könnte eben diese Gründe auch für die beständige Dauer der Leiber anführen, wenn wir nicht durch die Erfahrung wüßten, daß sie falsch wären. Der Leib zeigt in seiner Art eben so viel Großes und Göttliches, als die Seele. Wie? soll so ein Werk, dabey eine unendliche Weisheit sich erschöpft zu haben scheint, soll es für so kurze Zeit gemacht seyn? Wer wird dieses glauben? Wir müssen es glauben, weil die Erfahrung uns davon überführt. Wir können hieraus den sichern Schluß machen, daß der Tod den Menschen als eine unglaubliche Sache vorkommen würde, wenn sie nicht die gewisse Erfahrung davon hätten. Dieses ist also ein wirkliches Geheimniß von der andern Art.

Wenn wir in der Betrachtung der Natur weiter gehen, so finden wir noch andere Sachen, die eben so unglaublich seyn würden. Laßt uns noch einmal setzen, daß das ver-

künftige Wesen, welches wir zum Zeugen angenommen haben, an das Meer geführet werde, nachdem es die Pracht der Natur auf dem Lande genugsam erkannt hatte. Wenn man ihm sagen würde, daß in diesem weiten Wasserbehältniß eben so viel Pracht der Natur verborgen liege, als es auf dem Lande gesehen; daß daselbst ein eben so prächtiges Reich von Pflanzen, von Thieren und andern Körpern sich befinde; so unzählig künstliche Maschinen, über deren Betrachtung aller menschliche Verstand sich verliert; daß die meisten von diesen künstlichen Maschinen auf dem Grunde des Meeres gestaltet werden, und auch daselbst wieder verwesen, ohne von jemand erkannt zu werden. Würde dieser Fremdling nicht abermal eine solche Erzählung für Erdichtungen halten? Oder, wo meynet ihr, daß man die Gründe suchen müßte, ihm dieses wahrscheinlich zu machen, wenn er nicht die Erfahrung davon hätte? Es würde ihm eben so unrichtig vorkommen, als wenn jemand vorgeben wollte, daß in der Tiefe der Erde ein solcher Schatz von unendlicher Tiefe und Weisheit verborgen wäre. Doch sehe ich nicht, daß ein solches Vorgeben mehr wider die Vernunft stritte, als das angeführte Beyspiel. Woraus denn abermal erhellet, daß in der Natur Sachen sind, die wider die Vernunft zu streiten scheinen.

Gleichwie wir nun solche Geheimnisse in den Werken der Natur selbst sehen, so giebt es auch einige in der Regierung der Welt. Setzet den Fall, es wäre ein König auf der Erde, dessen große Weisheit und Güte gegen seine Unterthanen durch tausend Proben genugsam bekannt wären, und daß von diesem Könige die Nachricht käme, er hätte

eine

eine grosse und prächtige Stadt gebaut, in welcher seine Unterthanen ihr Glück auf eine Zeitlang suchen müßten: er hätte aber den schönsten Theil der Stadt, in welchem das meiste Glück zu erlangen wäre, so verborgen, daß die Einwohner schwerlich würden dahin kommen können; indessen lasse er doch diesen mit erstaunlicher Mühe und Unkosten beständig unterhalten, ohne daß man wisse, ob die Einwohner jemals den Weg dahin finden würden. Welcher von uns würde einer solchen Erzählung Glauben zustellen? Die Vernünftigsten würden die ersten seyn, sie zu verwerfen. Laßt uns dieses Geheimniß auf die Regierung der Natur anwenden. Der grosse, sehr weise und gütige König ist Gott, der Urheber und Unterhalter der Natur. Dieser hat die Erde gemacht, damit die vernünftigen Einwohner derselben eine Zeitlang darauf ihr Glück machen sollten. Indessen hat er den schönsten Theil davon verborgen, und verbirgt es noch jetzt. Ich will deutlicher reden: Wie viele Länder sind in der Welt, davon einige nur eine kurze Zeit, andere gar nicht, und einige sehr schlecht bewohnt und zum Theil unbekannt sind, da sie doch mit unter die besten Länder gehören? Wie viel tausend Arten der Pflanzen und Thiere, so bewunderungswürdige Maschinen, sind in denselben aufgewachsen und wieder vermodert, ohne von einem Menschen gesehen oder gebraucht zu seyn? Und wie viel tausend der verwunderungswürdigsten Geschöpfe, deren künstlichen Bau kein menschlicher Verstand begreift, werden noch inskünftige auf eine solche Weise untergehen? Eine gleiche Beschaffenheit hat es mit Erfindung der Künste und Wissenschaften, die so viel zur Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes bey-

tragen. Wie viel tausend Jahre sind nicht verflossen, ehe dieselbe von den Menschen erkannt worden, und wie viele Nationen sind nicht, denen sie jetzt noch verborgen? Wie viele Sachen sind uns noch verborgen, die unsere Glückseligkeit weiter befördern würden, wenn sie uns bekannt wären? Das Gleichniß ist erklärt, und lehrt nur, daß in der Regierung der Natur Geheimnisse sind, die kein menschlicher Verstand einsehen kann.

Wir können aus dieser Betrachtung einige Lehren hernehmen. Sie giebt uns zuförderst eine sehr nützliche Erinnerung zur Erforschung der Wahrheit in den Wissenschaften, und besonders in der Naturlehre. Wie sehr behutsam müssen wir in Betrachtung und Erforschung der Dinge gehen? Die Wahrheit dünkt uns oft viel unwahrscheinlicher, als der Irrthum, und der Irrthum hat oft nach unsern so sehr eingeschränkten Begriffen die höchste Wahrscheinlichkeit für sich. Daher kömmt es, daß verwegene Philosophen, die zu stolz, oder zu unwissend, oder zu ungeduldig zum zweifeln sind, so sehr oft die Wahrheit verfehlen. Dieß geht auf alle Wissenschaften überhaupt. Aber was soll ich von den verwegenen Naturforschern sagen, die alles wissen und erklären, und der Natur immer Gesetze vorschreiben wollen? Je weniger sie die Natur kennen, je verwegner sind sie, die Gründe ihrer Wirkungen anzugeben. Ein wahrer Naturforscher fürchtet sich zu muthmaßen. Er thut es nicht eher, bis seine Muthmaßung in der Natur selbst gegründet ist, und noch denn zumal irrt er bisweilen. Wenn ich erwege, daß die Einrichtung der Natur von einem Wesen herkömmt, dessen Geist unendlich erhabner ist, als der unsrige, so werde ich

ich auf die Gedanken gebracht, daß eine Muthmaßung menschlicher Weisheit von verborgenen Dingen in der Natur, fast allezeit ein Zeichen ist, daß die vermuthete Sache gar nicht da ist. Wie soll ein so schwacher Geist errathen können, was ein unendlicher, aus unendlich vielen uns unbekannten Gründen für das beste gefunden? Ein einfältiger Mensch kann nicht einmal die Mittel muthmaßen, die ein kluger Staatsmann zu seinem Zweck gebraucht hat. Dieß ist die erste Lehre.

Hernach sehen wir aus dieser Betrachtung ganz deutlich, wie elend zuweilen unser Urtheil seyn müsse, wenn wir nach bloßen Wahrscheinlichkeiten, die uns unser schwacher Verstand angiebt, von den Absichten des unendlichen Wesens urtheilen wollen. Die Maximen dieses unbegreiflichen Wesens sind so weit von unsern Handlungsregeln unterschieden, daß wir selten die Wahrheit treffen, wenn wir jene nach diesen beurtheilen wollen. Giebt es in den Werken des höchsten Wesens solche Sachen, die wir nicht begreifen, wenn wir sie gleich sehen können; wie viel mehr werden wir uns irren, wenn wir nach Wahrscheinlichkeiten von Sachen urtheilen wollen, was dem höchsten Wesen in diesem oder jenem Fall gezieme, und was dasselbe thun werde. Dieß giebt uns eine vortreffliche Erinnerung, daß wir in Beurtheilung der Wege und Werke des großen Schöpfers behutsam gehen. Was uns am wenigsten dem unendlichen Wesen geziemend scheint, dasselbe wird oft von ihm gethan.

Wenn wir also in den Werken Gottes, in der Regierung der Welt Sachen sehen, die wir nicht begreifen, die

der

der Vernunft zuwider scheinen, so können wir daraus nicht schließen, daß es dem Herrn der Welt ungeziemend sey. Oder sollten wir etwas nicht wollen für göttlich halten, nur darum, weil es nicht nach unserer Einsicht ist? Nein. Eben dieß ist oft ein Kennzeichen der Göttlichkeit. Laßt einige unzeitige Klüglinge wider die geoffenbarten Wahrheiten, wider die Wege Gottes, wie sie uns dort beschrieben werden, Einwürfe machen; laßt sie behaupten, diese Sachen streiten wider alle Wahrscheinlichkeit; gesteht ihnen, daß es Einwürfe dawider giebt, auf welche kein Mensch genugsam antworten kann. Was folget daraus? Nichts, als dieß; daß es in der Offenbarung Geheimnisse giebt, wie in der Natur, daß also beyde einen Urheber haben, dessen Wege unerforschlich sind. Was wir von der Natur einsehen, ist alles höchst vollkommen, und dem höchsten Wesen geziemend: sollte denn das, so wir nicht einsehen, anders seyn, nur darum, weil wir es nicht begreifen? Was für unerträglicher Stolz wäre dieß an uns, wenn wir so urtheilen wollten? Was wir von der Offenbarung einsehen, ist alles gut, heilig, gerecht: sollte das übrige, so uns noch nicht völlig einzusehen erlaubt ist, anders seyn? Also müssen wir immer glauben, daß die Werke Gottes gut sind, sie mögen uns vorkommen, wie es immer seyn mag.

Wir haben Ursache, uns vor einer blos wahrscheinlichen Gottesgelahrtheit, der Mutter des Aberglaubens, zu hüten. Wollen wir sicher gehen, so müssen wir Gewißheit, Beweise, oder unbetrügliche Erfahrungen suchen, und nichts annehmen, als was uns durch diese Quellen bekannt ist. Je weiter wir in der Betrachtung der Natur

tur gehen, desto klüger werden wir in diesem Stücke werden. Die Natur wird von Gott regiert; die gewohnten Fälle der Natur sind die Handlungsmaximen des unendlichen Wesens, das die Natur eingerichtet hat. Je besser wir die Natur kennen, desto mehr sind uns von den Maximen des ewigen Geistes bekannt, und wir erkennen destomehr, wie weit sie von den unsrigen abgehen.

Endlich überzeugt uns diese Betrachtung von unserer eigenen Schwäche; wir werden gezwungen, zu bekennen, daß das Wesen, welches die Natur eingerichtet hat, an Verstand uns unendlich übertrifft. Wie viel Ehre und Hochachtung gebührt denn dem, gegen dessen Verstand alle menschliche Wissenschaft, die wir oft so sehr bewundern, in nichts verfliegt? Dieses erhabene Wesen soll der einzige Vorwurf unserer Bewunderung und Anbetung seyn.



Reden. (*)

Lobrede auf Herrn Sulzer.

Johann Georg Sulzer, Director der philosophischen Klasse der königlichen Akademie der Wissenschaften, Professor

(*) Förmliche Reden sollten den letzten Theil der praktischen Beredsamkeit ausmachen. Indeß da ich wußte, daß Herr Sulzer jeden feyerlichen Auftritt, wo er den vollkommenen Ton eines Redners hätte annehmen können, nur dazu gebraucht hat, das, womit ihn sein forschender Geist immer beschäfftigte, in philosophischen Abhandlungen vorzutragen; so sah ich gleich im Anfange meines Unternehmens, daß es dießfalls dem praktischen Theile der Beredsamkeit ermangeln würde. Doch weil mir bekannt war, daß unter den sämmtlichen Schriften des Herrn Sulzers eine Rede, welche an der Namensfeyer des großen **Friedrichs** gehalten wurde, und womit ich meinen Landsleuten ein besonders Vergnügen zu machen suchte, enthalten sey; so schrieb ich deßwegen zuerst nach Leipzig, und denn an einen guten Freund nach Berlin. Ein an beyden Orten mißlungener Versuch brachte mich in einige Verlegenheit. Nachher wollte ich eine aus dem Alterthum übersetzte Rede mit einer vollständigen Zergliederung, welche den studirenden Jüngling mit der vorangesetzten Theorie näher bekannt machen sollte, liefern. Aber da es bey mir beschlossen war, nichts, als was **von** oder **für** Sulzer wäre, dem Publikum in diesem Buche mitzutheilen; so wählte ich vorzüglich diese Rede aus, welche Herr **Formey**, beständiger Sekretair der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin, bey öffentlicher Versammlung den 3. Jun. 1779. abgelesen hat. Diese Lobrede ist von einer besondern Art, welche aber gänzlich mit der übereinkömmt, welche man wirklich auf Akademien, wie es die Beyspiele von **Alembert** bezeugen, angenommen hat.

fessor der Philosophie bey der Ritter-Akademie und Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften, wurde den 16ten Oktober 1720. zu Winterthur im Kanton Zürch gebohren. Seit mehr als vier Jahrhunderten haben sich die Vorfahren des zahlreichen Sulzerischen Geschlechts in dieser kleinen, aber blühenden Stadt niedergelassen. Man kennt in der ganzen Schweiz keine andere Familien dieses Namens, und es ist wahrscheinlich, daß diese aus Schwaben herstammt, wo sie vielleicht den Namen von den dasigen Salzwerken erhalten haben mag. Es sind auch jetzt noch wirklich daselbst, und besonders zu Augsburg, verschiedene Familien, die den Namen Sulzer führen, vorhanden.

Herr Heinrich Sulzer, der Vater Johann Georgens, war Rath und Schatzmeister der Stadt; seine Mutter nannte sich Elisabeth Kenzli. Beyde Eheleute starben 1734. an einem Tage, in einem Alter von 72 und 61 Jahren, an einem epidemischen Fleckfieber, welches große Verwüstungen anrichtete.

Man hat dort zu Lande einen Gebrauch, der jungen Leuten sehr nützlich ist. Man schickt sie in die Fremde durch einen Tausch, und nimmt dagegen andere bey sich auf, die gleichfalls von auswärtigen Orten kommen. Sie lernen auf solche Art die Sprache des Landes, wohin sie sich begeben, durch den Umgang, und die Väter führen die Aufsicht über die ihnen anvertrauten Kinder mit einer zärtlichen Theilnehmung, damit den ihrigen, die sie andern anvertrauet haben, ein gleiches wiederfahren möge. Zufolge dieser Gewohnheit hatte Herr Sulzer, der Vater,

einige seiner ersten Jugendjahre in Nimes zugebracht. Dieß hatte bey ihm die Begierde erregt, Frankreich zu seinem Aufenthalt zu wählen und sich der Handlung zu widmen. Allein, da die Verfolgungen der Reformirten damals den Anfang nahmen, so ließ er diese Gedanken fahren. Er gieng aus dem Königreiche, als das Edikt von Nantes aufgehoben wurde, und immer schwebte ihm das lebhafte Bild der Grausamkeiten vor Augen, die er von einem falschen Religionseifer hatte ausüben sehen.

Das Lob des Vaters steht an der Spitze einer Lobrede auf den Sohn nicht am unrechten Orte; besonders da der letztere nicht weniger die väterlichen Tugenden, als seinen Namen, geerbt hatte. Wir wollen also diese Gelegenheit nicht versäumen, eines der nachahmungswürdigsten Muster in dem Vater unsers Sulzers vorzustellen, von dem wir sagen können, daß er eine Magistratsperson von unverbrüchlicher Rechtschaffenheit, und in den verschiedenen ihm nach und nach anvertrauten Aemtern beständig mit der Sorgfalt, das Beste der Stadt und ihrer Einwohner zu befördern, beschäfftigt gewesen sey. Mit patriotischem Eifer tadelte er öfters die Mißbräuche, die sich bey der obrigkeitlichen Verwaltung eingeschlichen hatten; er setzte sich dem eindringenden Luxus mit Nachdruck entgegen, und stritte muthig für die Beybehaltung der alten einförmigen Sitten und mäßigen Lebensart. Als ein erklärter Feind der Schwärmerey und Scheinheiligkeit tadelte er dreist die Gottesgelehrten, die dergleichen Neigungen äußerten, und seine rührenden Gespräche über alle diese Gegenstände, die er öfters in Gegenwart des jungen Sulzers wiederholte, machten einen so starken Eindruck

bey

bey ihm, daß sein Charakter dadurch bestimmt, und das Sprichwort: Fortes creantur fortibus (*), auch hier bestätiget wurde.

Wenn wir einen vollständigen Erziehungsunterricht haben wollen, so dürfen wir nur unsre Blicke auf die Mutter des Herrn Sulzers richten, und uns die zärtlichen Denksprüche sammeln, die er noch von ihr aufgehoben hatte, und die wir aus seinen hinterlassenen Familiennachrichten mittheilen. Diese Dame verband mit der größten Sanftmuth und mit einer vollkommenen Einförmigkeit der Sitten das lebhafteste Gefühl für die wahre Ehre. Niemals verließ sie ihr Sohn, entweder um in die Schule zu gehen, oder um sich mit seinen Gespielen zu belustigen, ohne vorher von ihr liebreich erinnert zu werden, daß er sich aufs anständigste betragen, und nichts reden, nichts thun sollte, dessen er sich in der Folge schämen könnte. Sie schärfte allen ihren Kindern die vortreffliche Regel ein, mit keinen andern jungen Leuten, als nur mit solchen, die älter, verständiger und geschickter, als sie, wären, eine vertrauliche Freundschaft zu stiften, um sich in ihrem Umgange vollkommener zu machen. Bey der Nachahmung der guten Sitten von Kindern aus angesehenen Häusern verlangte sie, daß sie ihren überflüßigen Aufwand und Prunk vermeiden sollten. Insonderheit gab sie ihnen bey aller Gelegenheit zu verstehen, daß der Stolz zwar bey allen Ständen sich einschleiche, allein anstatt den Menschen

(*) Art läßt nicht von Art, oder: Wackre Eltern zeugen wackre Kinder.

schen zu erheben, ihn vielmehr erniedrige, und daß unverfälschte und einförmige Sitten einzig und allein ehrwürdig machen. Man hat den Herrn Sulzer öfters sagen hören, daß, wenn auch die Wahl der Eltern bey ihm gestanden hätte, er doch keine bessern verlangt, und sie sich weder unter den Reichen, noch Großen ausgesucht haben würde. Wenn alle Familien dieser glichen, so würden es eben so viele Philantropine seyn, und wir würden keine mehr anlegen dürfen.

Von fünf und zwanzig Kindern, die Herr Sulzer, der Vater, aus zwo Ehen gehabt hatte, war unser Akademist der letzte Sohn, und wer ihn gesehen hat, weiß, daß er nicht die Frucht erschöpfter Weichlichkeit zu seyn schien. Rührendes Bild der frischen kraftvollen Natur unverdorbener Menschen, und der Fruchtbarkeit tugendhafter Verbindungen!

Beym Absterben der Eltern blieben eilf Kinder, davon jedes nur ein geringes Erbtheil bekam, obgleich der Vater, in Absicht des Orts und seines Standes, für einen Mann in guten Umständen gehalten werden konnte. Das, was dem jüngsten zufiel, war also kaum zu seiner Erziehung hinreichend.

Er war zum geistlichen Stande bestimmt worden, und seine Eltern hatten es ihm so oft wiederholt, daß ihm, ungeachtet des Widerwillens, den ihm das heuchlerische Wesen der Prediger zu Winterthur und ihr schlechter Vortrag verursachte, dennoch nicht einmal der Gedanke einfiel, einen andern Beruf zu erwählen. Ueberdem hatte er keine große Neigung zu den Schulwissen-

schaften, und die Art, wie sie ihm vorgetragen würden, konnte diese Neigung noch weniger bey ihm rege machen. Die Lehrstunden, die er besuchte, brachten ihm keinen Nutzen, ausgenommen, wenn sie die Anfangsgründe der Welt- und Erdbeschreibung betrafen. Indessen hatte er doch von seiner Kindheit an das Bücherlesen und gründliche Kenntnisse geliebt. Er beschäfftigte sich gern mit der Reisebeschreibung und Naturgeschichte von Scheuchzern. Sein herrschender Geschmack aber, den er von seinem Vater, welchen er öfters begleitete, angenommen hatte, war der Gartenbau. Von der zartesten Kindheit an hatte er sich eine Fertigkeit im Pflanzen, Beschneiden und Propfen erworben, die ihn bis an sein Ende nicht verlassen hat!

Nachdem er im vierzehnten Jahre seine Eltern verloren hatte, wurde er aus der öffentlichen Schule zu einem Privatlehrer gebracht, wo er jedoch keine bessern Fortschritte machte. Er sollte Griechisch und Hebräisch lernen, und er war nur aufmerksam, wenn sein Lehrer geschicktere Schüler in der Geometrie unterrichtete.

Im Frühling 1736. glaubte man, daß es Zeit wäre, ihn nach Zürch auf das akademische Gymnasium zu schicken, damit er sich alle die Kenntnisse, die zur Theologie vorbereiten, in gehöriger Verbindung erwerben sollte. Er hatte damals noch gar keinen Grund in den Wissenschaften gelegt, er hatte nicht den geringsten Begriff von der schönen Litteratur, und er fand folglich auch nicht den mindesten Geschmack am Studiren.

Sein Vormund hatte ihn bey einem Prediger in die Kost gegeben, wo sich glücklicher Weise noch zwey andere

schen zu erheben, ihn vielmehr erniedrig[illegible]
verfälschte und einförmige Sitten einzi[illegible]
würdig machen. Man hat den H[illegible]
sagen hören, daß, wenn auch die [illegible]
ihm gestanden hätte, er doch kein[illegible]
sie sich weder unter den Reich[illegible]
sucht haben würde. Wenn a[illegible]
so würden es eben so viele[illegible]
wir würden keine mehr au[illegible]

Von fünf und zwa[illegible] die
der Vater, aus zwo [illegible] die Schule
mißt der letzte Sohn [illegible] als ihm gleich
daß er nicht die F[illegible] Als ein Feind des
schien. Rührend[illegible]eit an nicht gewöhnt war,
unverdorbener [illegible]nde zu Gesellschaften, die, so
hafter Verbin[illegible]ngehen und an Lustbarkeiten Ge-
Beym[illegible]o zugleich das Spiel liebten. Da sie
von jedes [illegible] keine Laster besaßen, so blieben Sulzers
Vater, [illegible]rdorben; allein er lernte nichts, und sein Vor-
nen F[illegible]arf ihm vor, daß seine Ausgaben sein mittelmäßi-
Das [illegible]ermögen überstiegen.
Er

Scheint sich hier nicht ein Abgrund zu den Füßen des Jünglings zu öffnen, und sein Fall unvermeidlich zu seyn? Wer hätte in diesem kritischen Zeitpunkte seine künftigen Schicksale vorher sagen, wer hätte damals in ihm einen der erleuchtesten und weisesten Männer seines Jahrhunderts schon im voraus erblicken sollen! Das Werkzeug, dessen sich die Vorsicht zu Hervorbringung dieser glücklichen Wirkungen bediente, war der berühmte Doktor **Geßner**, der

her

dem Titel eines Kanonikus und Professors
und weit über alle Titel erhaben war.
...Mann besaß weit ausgebreitete Kennt-
... Physik, Naturgeschichte, Mathe-
...recken. Ganz mit dem Stu-
...r gute Methoden erfunden,
...ner Untersuchungen zu
...hen, und da er auch
...machte er sich ein
... mit seinen Einsichten
[illegible]
[illegible]
...o das Beyspiel eines so würdigen
empfand Herr Sulzer endlich, daß
...ung zum Studiren bey ihm entstand, die
...it einer eben so starken Neigung zu den ge-
...lichen Vergnügungen zu kämpfen hatte. Dieser
...pf verstattete ihm nicht, so emsig zu seyn, als es
nöthig gewesen wäre, um sich in einer besondern Wissen-
schaft hervor zu thun, um so mehr, da er noch gar nicht
für einen oder den andern Zweig der Litteratur oder der
ernsthaften Wissenschaften vorzüglich eingenommen war.
Den Beobachtungen über die hebräische Sprache, über die
Wolfische Philosophie und das Linneische Natursystem
widmete er seine Aufmerksamkeit in gleichem Grade.

Indessen brachte er doch auf diese Art das, was man
den akademischen Lauf nennet, zu Ende, und nachdem im
Jahre 1739. die gewöhnliche Prüfung so ziemlich abgelau-
fen war, wurde er im Synod zu Zürch ordiniret. Die
Aussicht in die Zukunft hatte nichts schmeichelhaftes für

 ihn;

Reden. 163
...t, wie sie ihm vorgetragen wurden.
...d weniger bey ihm rege machen.
...suchte, brachten ihm keinen
...die Anfangsgründe der
Indessen hatte er
...en und gründli-
...n mit der
...iern.

Jünglinge fanden, deren Umgang, nebst dem Bücherlesen, ihn auf die Spur der Wissenschaften und Litteratur brachte. Das erste Werk, welches ihm vorkam, war Wolfs deutsche Metaphysik, die er gleichsam verschlang. Von diesem Augenblick an entwickelte sich bey ihm der Geschmack am Studiren; allein der Führer fehlte. Der gute Prediger, der ihn hätte leiten sollen, kannte weiter nichts, als die Bibel, und prieß weiter nichts an, als die Bibel.

Die öffentlichen Vorlesungen waren dem jungen Sulzer noch zu hoch, und nachdem die Jünglinge, die ihm einige Neigung zum Studiren beygebracht, die Schule verlassen hatten, so waren keine andere, als ihm gleich unwissende Mitschüler vorhanden. Als ein Feind des Stillsitzens, wozu er von Kindheit an nicht gewöhnt war, wählte er sich junge Studirende zu Gesellschaftern, die, so wie er, am Spatzierengehen und an Lustbarkeiten Geschmack fanden, und zugleich das Spiel liebten. Da sie zum Glück sonst keine Laster besaßen, so blieben Sulzers Sitten unverdorben; allein er lernte nichts, und sein Vormund warf ihm vor, daß seine Ausgaben sein mittelmäßiges Vermögen überstiegen.

Scheint sich hier nicht ein Abgrund zu den Füßen des Jünglings zu öffnen, und sein Fall unvermeidlich zu seyn? Wer hätte in diesem kritischen Zeitpunkte seine künftigen Schicksale vorher sagen, wer hätte damals in ihm einen der erleuchtesten und weisesten Männer seines Jahrhunderts schon im voraus erblicken sollen! Das Werkzeug, dessen sich die Vorsicht zu Hervorbringung dieser glücklichen Wirkungen bediente, war der berühmte Doktor Geßner, der

hernach mit dem Titel eines Kanonikus und Professors beehrt wurde, und weit über alle Titel erhaben war. Dieser vortreffliche Mann besaß weit ausgebreitete Kenntnisse, die sich über die Physik, Naturgeschichte, Mathematik und Philosophie erstreckten. Ganz mit dem Studiren beschäfftiget, hatte er sehr gute Methoden erfunden, die verschiedenen Gegenstände seiner Untersuchungen zu vereinigen und miteinander zu verbinden, und da er auch an andrer Fortschritten Theil nahm, so machte er sich ein wahres Vergnügen daraus, ihnen mit seinen Einsichten zu Hülfe zu kommen.

Durch den Rath und das Beyspiel eines so würdigen Gelehrten geleitet, empfand Herr Sulzer endlich, daß eine starke Neigung zum Studiren bey ihm entstand, die aber noch mit einer eben so starken Neigung zu den gesellschaftlichen Vergnügungen zu kämpfen hatte. Dieser Kampf verstattete ihm nicht, so ämsig zu seyn, als es nöthig gewesen wäre, um sich in einer besondern Wissenschaft hervor zu thun, um so mehr, da er noch gar nicht für einen oder den andern Zweig der Litteratur oder der ernsthaften Wissenschaften vorzüglich eingenommen war. Den Beobachtungen über die hebräische Sprache, über die Wolfische Philosophie und das Linneische Natursystem widmete er seine Aufmerksamkeit in gleichem Grade.

Indessen brachte er doch auf diese Art das, was man den akademischen Lauf nennet, zu Ende, und nachdem im Jahre 1739. die gewöhnliche Prüfung so ziemlich abgelaufen war, wurde er im Synod zu Zürch ordiniret. Die Aussicht in die Zukunft hatte nichts schmeichelhaftes für

ihn; sein kleines Vermögen reichte zu seinem Unterhalt nicht mehr zu; sein Vorrath von Kenntnissen war mittelmäßig, und er besaß nur blos die Fähigkeit, durch anhaltenden Fleiß gelehrt zu werden. Eine Dorfpfarre nach dem Ablauf einiger geduldigen Jahre, oder eine Lehrerstelle bey einer Schule; das war alles, worauf er sich Hoffnung machen konnte. Damals bestürmten ihn die ersten Lebenssorgen, und da ihm die Noth ihr strenges Gesetz auflegte, so nahm er 1740. eine Präceptorstelle in einem der besten Häuser zu Zürch an. Dieser Schritt entschied sein Schicksal; denn davon, daß er sich dazu entschlossen hatte, und eben in dieses, nicht aber in ein anderes Haus gekommen war, hängen die Hauptveränderungen seines Lebens ab.

Gleich Anfangs hatte er Gelegenheit, mit der Familie des Herrn Scheuchzers, der damals Amtmann zu Kronau war, bekannt zu werden, mit dessen Sohne er sich aufs innigste verband. Der Prediger zu Maschwanden, einem sehr angenehm gelegenen Dorfe bey Kronau, hatte einen Gehülfen nöthig. Sulzer bewarb sich um diese Stelle, und erhielte sie. Er glaubte damals recht in seinem Elemente zu seyn. Die ziemlich auserlesene Bibliothek des Predigers; die schönsten und mannigfaltigsten Spatziergänge; eine gute Gesellschaft in dem benachbarten Schlosse; alles dieses befriedigte seine Wünsche und die Tage, die er in dieser Gegend zubrachte, waren die schönsten seines Lebens, fast so, wie es unserm verdienstvollen **Lambert** jene Stunden gewesen waren, die er in dem ehrwürdigen Hause der **Herren von Salis** verlebt hatte. Hier zu Maschwanden war es, wo Herr Sulzer die

tur gehen, desto klüger werden wir in diesem Stücke werden. Die Natur wird von Gott regiert; die gewohnten Fälle der Natur sind die Handlungsmaximen des unendlichen Wesens, das die Natur eingerichtet hat. Je besser wir die Natur kennen, desto mehr sind uns von den Maximen des ewigen Geistes bekannt, und wir erkennen destomehr, wie weit sie von den unsrigen abgehen.

Endlich überzeugt uns diese Betrachtung von unserer eigenen Schwäche; wir werden gezwungen, zu bekennen, daß das Wesen, welches die Natur eingerichtet hat, an Verstand uns unendlich übertrifft. Wie viel Ehre und Hochachtung gebührt denn dem, gegen dessen Verstand alle menschliche Wissenschaft, die wir oft so sehr bewundern, in nichts verfliegt? Dieses erhabene Wesen soll der einzige Vorwurf unserer Bewunderung und Anbetung seyn.



Der beständige Anblick der Alpen, die einige Meilen von Maschwanden sich anfangen, erweckte in unserm angehenden Naturforscher das Verlangen, eines der größten und prächtigsten Werke, welches die Natur auf unsre Erdkugel gesetzt hat, in der Nähe zu betrachten. Er unternahm 1742. eine Reise dahin, und gab eine Beschreibung davon heraus. Er brachte aber eine gefährliche Krankheit von dort zurück, die in einer so starken Entzündung der Eingeweide bestand, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Der Doktor Geßner, ob er gleich selbst schwächlich war, eilte aus Zürch nach Maschwanden, und setzte den Kranken in den Stand, daß er nach Zürch gebracht werden konnte, wo er in dem Hause dieses hülfreichen Freundes völlig wieder hergestellet wurde.

Um diese Zeit hatte der jüngere Herr Scheuchzer, der ihm nicht weniger zugethan war, seine Reisen angetreten, und schlug ihm in einem Schreiben aus Dresden eine Hauslehrerstelle bey einem schweizerischen Geldwechsler vor, der sich daselbst niedergelassen hatte. Dieser Antrag brachte einen andern Freund des Herrn Sulzers, den Doktor Schulteß, auf den Gedanken, ihm eine ähnliche Stelle, jedoch auf einen angenehmern Fuß, bey dem Herrn Bachmann, einem reichen Kaufmann in Magdeburg, zu verschaffen.

Im Jahre 1744. hatte Herr Sulzer in Magdeburg das Glück, mit Herrn Sack bekannt zu werden, welcher sich von der Zeit an die größte Mühe gab, ihm eine Versorgung in Berlin zuwege zu bringen, und ihm in dieser Absicht anrieth, eine Reise dahin anzustellen. Er that es

im

im folgenden Jahre, und hatte den Vortheil davon, die Herren **von Maupertuis** und **Euler** kennen zu lernen.

Während seines Aufenthalts zu Magdeburg übersetzte er **Scheuchzers** Itinera Alpina ins Deutsche, welche Uebersetzung in Zürch gedruckt wurde. Er schrieb auch im Deutschen eine **Abhandlung von der Erziehung und Unterweisung der Jugend**, die eben daselbst ans Licht trat.

Inzwischen wurde ihm die Hofmeisterstelle bey dem Erbprinzen von Anhalt-Bernburg angetragen, die er aber, entweder weil er sein Augenmerk auf Berlin gerichtet hatte, oder aus andern Ursachen, ausschlug.

Zu Ende des 1746sten Jahres gerieth ich mit ihm in Briefwechsel, wozu folgendes Gelegenheit gab. Die Freunde des Herrn **Sulzers** empfohlen ihn dem Herrn **von Maupertuis** zum Mitgliede der Akademie, und ich machte mit ihnen gemeinschaftliche Sache. Der Herr **von Maupertuis** gab mir mehr als einmal zur Antwort, daß er seine Verdienste nicht beurtheilen könnte, weil er die Sprache seiner Werke nicht verstünde. Ich erbot mich also, die **moralischen Betrachtungen**, deren ich vorhin erwähnt habe, zu übersetzen; er nahm es an, und ich erfüllte mein Versprechen. Ich theilte die Handschrift meiner Uebersetzung dem Herrn **Sulzer** mit, ehe ich sie dem Präsidenten überreichte; er war davon gerührt, und noch in seinen letzten Lebensjahren versicherte er mir, daß er sich dieser Gefälligkeit noch immer erinnerte. Ich habe dieses Werk hernach in meine **vermischten philosophischen Schriften**, die zu Leiden 1754. herausgekommen sind,

unter dem Titel: Essais de Physique appliquée à la Morale, **Versuch einer auf die Moral angewendeten Physik**, eingerückt, und den Brief, den mir Herr **Sulzer** wegen dieser Sache den 12. August 1751. geschrieben, vorangehen lassen.

Da die Stelle eines Professors der Mathematik beym Joachimsthalischen Gymnasium 1747. erlediget wurde; so baten die Herren Sack und **Euler** den Herrn **von Maupertuis**, beym König um dieses Lehramt für Herrn **Sulzer** anzuhalten. Das Gesuch fand Gehör, und Herr **Sulzer** konnte die Stelle schon im Herbst eben dieses Jahres antreten.

Dieser neue Posten hatte verschiedene Unannehmlichkeiten, die er bald gewahr wurde. Da er aber eben so thätig als standhaft war, so schmeichelte er sich eine Zeitlang, den Mißbräuchen und Unordnungen abhelfen zu können, die seinen Vorgänger genöthigt hatten, nach dem ersten Probejahre freywillig abzugehen. Allein der Erfolg kam nicht mit seiner Erwartung überein, und seitdem wurde ihm seine Stelle so verhaßt, daß er sie gleich ohne Bedenken aufgegeben haben würde, wenn ihn nicht der stärkste Bewegungsgrund zur Gedult verwiesen hätte.

Während seines Aufenthalts zu Magdeburg bey dem Herrn **Bachmann** hatte er eine sehr lebhafte Neigung gegen dessen Nichte, die Demoiselle **Wilhelmine Keusenhof**, gefaßt, eine junge Waise, die in einem Alter von siebzehn Jahren die schätzbarsten Eigenschaften des Verstandes und Herzens mit einer reizenden Gestalt und mit den Gaben des Glückes verband. Es brauchte weiter

ter nichts, als eine solche Versorgung, wie Herr Sulzer hatte, um die Einwilligung des Oheims und der Nichte zu dieser Heyrath zu erhalten, und diese Aussicht verstattete ihm nicht, sein Amt niederzulegen.

Das 1750ste Jahr war in allen Betrachtungen die Epoche, von welcher er das Glück, dessen er genossen hat, anrechnen konnte. Er erhielte vom Könige die Erlaubniß, nach der Schweiz zu reisen, und als er durch Magdeburg gieng, wurde seine Anwerbung im Bachmannischen Hause angenommen. Er setzte also seinen Weg fort, bezaubert von dem Glücke, das auf ihn wartete, und die Gesellschaft des berühmten Klopstocks vermehrte noch die Annehmlichkeiten dieser Reise bis Zürch, von da er nach Berlin zurückkam.

Seitdem er sich in dieser Residenz aufgehalten hatte, war immer sein Wunsch gewesen, ein Mitglied der Akademie zu werden. Er besuchte den 27sten December 1746. zum erstenmal als ein Fremder unsre Versammlungen, und in den folgenden Jahren wohnte er ihnen unausgesetzt bey. Endlich ließ der Herr von **Maupertuis**, durch Sulzers Beharrlichkeit überwunden, seinem Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren. Er wurde vorgeschlagen, und hernach in der Versammlung vom 29. Oktober 1750. den Mitgliedern der Akademie zugesellet. Auch Hymen befriedigte seine Wünsche, ehe noch das Jahr zu Ende gieng.

Nachdem er in der Klasse der spekulativischen Philosophie aufgenommen worden war, wußte er endlich, auf was für einen Gegenstand er hauptsächlich sein Studiren richten

richten sollte, und er fieng an, sich eifrigst auf die Psychologie zu legen. Die Aufsätze, die er über diese Materie einreichte, finden sich unter den Schriften der Akademie; sie sind auch hernach ins Deutsche übersetzt und gesammlet worden. Ihr Werth ist entschieden, und man hat den Herrn Sulzer seitdem für einen der größten Metaphysiker in Deutschland gehalten. Sein und unsers vortrefflichen Mendelssons Name haben oft nebeneinander geglänzet. Seine letzten Betrachtungen hat er über den wichtigsten Gegenstand der Metaphysik, die Unsterblichkeit der Seele, angestellet. Ein wahrer Schwanengesang; denn er legte die Feder nur darum nieder, um das Problem mit einmal aufzulösen!

Sein Naturell erlaubte ihm inzwischen nicht, sich einem einzigen Gegenstande, oder auch dem Studiren überhaupt, ganz allein zu widmen. Kleine Reisen und andere Zerstreuungen entzogen ihn öfters seinem Schreibzimmer. Er unternahm einen Hausbau; er legte einen Garten an und beschickte ihn. Außerdem hatte er viele Bekanntschaften, die sich von Leuten des niedrigsten Standes bis auf Personen vom höchsten Range erstreckten. Sein Eifer, sowol dem Publikum als Privatpersonen zu dienen, verschaffte ihm viele Gelegenheit, nützlich zu seyn. Er zog das Vergnügen, sich Liebe zu erwerben, der Ehre, bewundert zu werden, bey weitem vor. Man würde bey seinem Lobe einen der schönsten Züge aus der Acht lassen, wenn man den Antheil, den er an dem Wolwollen des hochseligen Prinzen von Preußen Königl. Hoheit hatte, anzuführen vergessen sollte. Dieser Herr beehrte ihn mit seinem besondern Vertrauen, und ich bin dreist genug,

zu behaupten, daß dieser Beyfall eben so rühmlich für den Prinzen, als für unsern Akademiker gewesen sey.

Da er auf solche Art seine Zeit zwischen dem Studiren, dem Umgang und den mannigfaltigsten Beschäfftigungen theilte, so schien alles dem Herrn Sulzer ein eben so langes als glückliches Leben zu versprechen, und die seit seiner Heyrath verflossenen zehn Jahre waren ein köstlicher Vorschmack dieser Glückseligkeit. Allein, der Lauf dieser frohen Tage ward plötzlich durch den traurigsten Streich unterbrochen, und dieser Streich schlug ihn nieder. Der Tod entriß ihm die wahre Hälfte seiner selbst; er verlor seine unvergleichliche Ehegattin im Frühling des 1760sten Jahres. Seit diesem Augenblick war er nicht mehr im Stande, die geringste Arbeit vorzunehmen, und er urtheilte nach der langen Dauer dieser Entkräftung, daß sie sich nicht eher, als mit seinem Leben, endigen würde. Der Markis d'Argens, sein eifrigster Freund, der zugleich der aufrichtigste, der dienstfertigste Freund aller Gelehrten war, verschaffte ihm Erlaubniß, die vaterländische Luft athmen zu dürfen. Er trat die Reise nach der Schweiz im Frühling 1762 an; allein, er mußte unsägliche Gefahren ausstehen, denen die Reisenden bey dem damaligen Kriege ausgesetzt waren. Die Wonne, sich wieder im Schooße seiner Verwandten zu sehen, und seine ältesten Freunde noch einmal zu umarmen, linderte einigermaßen seine Betrübniß. Er beschäfftigte sich den ganzen folgenden Winter mit seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste, wozu er den Plan einige Jahre vorher entworfen hatte, und hernach das Glück gehabt hat, sie noch vor seinem Ende zu vollenden

Griechenlands zu lernen, durch gymnastische Uebungen die Stärke der Homerischen Helden sich zu erwerben, und durch die heutige Musik eben so, wie die Alten durch die ihrige, bewegt zu werden; kurz, und wenn ich so sagen darf, sich umbilden und umschmelzen zu lassen? Herr Sulzer hatte sich in seinen Spekulationen sehr hoch geschwungen; vielleicht würde er aber, wenn er noch einen gewissen Weg zurückgelegt und den Gipfel erreicht hätte, eingesehen haben, daß die meisten seiner Entwürfe eher einem Utopien, als unserm Erdball, nach seiner jetzigen Beschaffenheit angemessen wären.

Der Friede von 1763. rief den Herrn Sulzer wieder nach Berlin. Eine zweyjährige Entfernung und seine damalige Lage hatten ihm den Katheder noch verhaßter gemacht. Er bat um seine Entlassung, und erhielt sie.

Er hatte den Schluß gefaßt, sich zu Ruhe zu setzen, und mit seinen beyden noch jungen Töchtern nach Zürch zu gehen, um in dieser Gegend seine Tage zu beschließen. Nachdem er also Gelegenheit gefunden, sich von seinem Hause mit Vortheil los zu machen, so fieng er an, sein Geräthe zu verkaufen, und dachte schon von weitem darauf, wie er diese letzte Veränderung des Orts am besten einrichten wollte.

Wir machen Entwürfe, aber die Ausführung derselben hängt jederzeit vom Rath der Vorsehung ab. In eben dem Augenblicke, da nichts weiter den Herrn Sulzer aufzuhalten schien, ward er durch neue Bande stärker, als jemals, und auf immer gebunden. Er bat den König um seinen Abschied; allein, der Monarch und untrügliche

trügliche Richter des Verdiensts antworteten ihm, daß er Absichten hätte, die mit den seinigen nicht übereinstimmten, und daher wünschte, daß er dem Vorhaben, sich zur Ruhe zu setzen, entsagen möchte. Um ihn desto nachdrücklicher dazu zu bewegen, ließ ihm der König eine beträchtliche Pension auf die Kasse der Akademie anweisen, und ernannte ihn im Monat May zum Professor der adelichen Akademie, die in kurzem errichtet werden sollte, mit einem ansehnlichen Gehalte.

Da sie inzwischen noch nicht angelegt war, und Herr Sulzer Muße hatte, so ließ er sich desto leichter bereden, den Grosbrittannischen Minister am Preußischen Hofe, Herrn Mittchel, nach Spa zu begleiten. Sie reiseten also im Sommer 1764. dahin ab, von dort aber nach Brüssel, und Herr Sulzer würde bis nach London gegangen seyn, wenn ihn nicht ein falscher Bericht nach Berlin zurückgeführet hätte, obgleich seine Gegenwart daselbst noch nicht nöthig war. Er gieng demnach im Monat November allein zurück, und traf so abscheuliche Wege an, daß er öfters in Gefahr war, das Vergnügen mit dem Leben zu bezahlen, welches er in der Gesellschaft eines Reisegefährten genossen hatte, dessen Andenken ich bey dieser Gelegenheit, die ich begierigst ergreife, das Opfer der tiefsten Verehrung und lebhaftesten Erkenntlichkeit entrichten muß.

Weil Herr Sulzer jetzt keinen Garten mehr in der Stadt hatte, so erhielte er vom Könige, noch in eben dem Jahre, ein Stück Land in einer ruhigen und lachenden Gegend, nicht weit von der Stadt, um sich daselbst

ein Landhaus zu bauen, und einen Garten anzule[gen,]
der groß genug wäre, seine Lieblingsneigung zu bef[riedi]
gen. In dieser angenehmen Einsamkeit hat er her[nach]
beständig, von 1765. bis an seinen Tod, den Som[mer]
mit dem größten Vergnügen zugebracht.

Der König fand in dem jetztgedachten 1765sten Ja[hre]
für gut, eine Kommission von Akademisten zu Besorg[ung]
der ökonomischen Angelegenheiten der Akademie zu ern[en]
nen, und Herr Sulzer ward von Ihm zu einem M[it]
gliede derselben erwählet. Sein Geschmack an Geschä[f]
ten, seine Liebe zur Ordnung und seine Thätigkeit fa[n]
den in diesem neuen Fache mehr als eine Gelegenheit,
sich an den Tag zu legen, mehr als ein Hinderniß zu
überwinden, und mehr als ein Mißvergnügen auszuste-
hen. Noch eine andere Verrichtung, die ihm in eben
dem Jahre zufiel, die Stelle eines Visitators des Joa-
chimsthalschen Gymnasiums, verwickelte ihn in noch müh-
seligere Arbeiten, die mit beständigen Verdrießlichkeiten
verknüpft waren. Er hatte sie in der That zum Theil
voraus gesehen, und dennoch war er dadurch nicht abge-
schreckt worden. Er glaubte, seine Ruhe der Pflicht, nütz-
lich zu seyn, aufopfern zu müssen; allein, wenn er gleich
etwas Gutes stiftete, so konnte er doch nicht so viel aus-
richten, als er wünschte, und wenige verdankten ihm seine
guten Absichten.

Da er einigermaßen zur Verbesserung der Schulen
bestimmt war, so erhielt er einige Jahre darauf Befehl,
in Gesellschaft der Herrn Sack und Spalding, die Klo-
sterbergischen Anstalten zu untersuchen, die Mängel der-
selben

selben zu prüfen und ihnen abzuhelfen. Auch diese war eine unangenehme und beschwerliche Arbeit. Kaum war sie geendiget, so besorgte Herr Sulzer mit Herrn Spalding auch noch die Visitation der akademischen Kollegien und Schulen zu Stargard und Stettin. Und alle diese verdrießlichen Aufträge wurden von ihm zwar mit vielem Eifer, aber mit wenigem Nutzen, vollzogen.

Das 1772ste Jahr war die klägliche Epoche seiner Krankheit, die ihn, nach einem achtjährigen Leiden, endlich ins Grab gebracht hat. Er kam aus Dresden zurück, wo er seine älteste Tochter, die ein Jahr zuvor an den Churfürstlich Sächsischen Hofmaler, Herrn Graf, verheyrathet worden, besucht hatte, und auf dieser Reise spürte er im Wagen eine außerordentliche Hitze, worauf ihn ein plötzlicher Frost überfiel. Dieß brachte ihm einen heftigen Schnupfen zuwege, den er zu sehr aus der Acht ließ. Eine zweyte Erkältung, die von einem Sturmwinde zu einer Zeit, da er eben im größten Schweiße war, herrührte, machte das Uebel unheilbar. Es schlug ein faules Fieber dazu, an der Lunge setzten sich häufige Geschwüre, ein beständiger Husten, mit einem unangenehmen Auswurf begleitet, griff ihn Tag und Nacht an, und schwächte gänzlich seine Kräfte. Sein Esculap, der Herr geheime Rath Muzel, schaffte zwar das faule Fieber fort; es fand sich aber dagegen ein schleichendes Fieber ein, welches nicht eher, als erst nach anderthalb Jahren weichen wollte. Der Husten dauerte noch immer fort, und die Arzeneymittel, die man ihm anrieth, und womit ihn seine Freunde reichlich versorgten, wollten nicht anschlagen.

In diesem Zustande unterließ Herr Sulzer doch nicht, zu arbeiten. Der erste Theil seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste war 1771. vor seiner Krankheit herausgekommen. Dem zweyten widmete er alle die Augenblicke, da er die Feder zu halten im Stande war, und brachte ihn so weit, daß er 1774. im Druck erscheinen konnte.

Ich will hier nicht ein genaues Verzeichniß der Schriften des Herrn Sulzers liefern, sondern nur überhaupt sagen, daß sie alle mit dem Gepräge der Gründlichkeit bezeichnet sind, und vorzüglich will ich seiner Anmerkungen über die philosophischen Werke des Herrn Hume gedenken, die den Leibnitzischen über den Locke an die Seite gesetzt zu werden nicht unwürdig wären.

Da S. H. D. der regierende Herzog von Curland, ein akademisches Gymnasium in Mitau anlegen wollten, so schrieben Sie an den Herrn Sulzer, und ersuchten ihn, den Plan zu einer solchen Anstalt zu entwerfen. Er that es; allein, er schickte dem Herzoge nur einen bloßen Grundriß, welchen er weiter ausarbeiten wollte, wenn er die darüber gemachten Anmerkungen erhalten haben würde. Jedoch wie wunderte er sich nicht, als er bald darauf seinen Plan gedruckt und als eine förmliche Schulordnung eingekleidet zugeschickt bekam. Er erhielt den Auftrag, die Professoren dieses neuen Gymnasiums auszusuchen und anzunehmen; und auch diese Arbeit verursachte ihm viele mit Unannehmlichkeiten verknüpfte Mühe. Man schlug ihm hernach die Stelle eines Direktors dieses Werkes mit solchen Besoldungen und Prä-

rogati-

rogativen vor, die einen jeden andern, als einen Philosophen, welcher den Mittelstand und die Freyheit liebte, gelockt haben würden; allein, er verbat sie, bey Bezeigung seiner Erkenntlichkeit, auf die ehrerbietigste Weise. Der Herzog, weit entfernt, es ihm zu verdenken, beehrte ihn vielmehr beständig mit seiner Gewogenheit, und noch kürzlich hat die Demoiselle Sulzer sehr großmüthige Beweise davon erhalten, die den Gesinnungen dieses Fürsten und dem Gedächtniß des Verstorbenen gleiche Ehre machen.

Jeden Winter nahmen indessen die Kräfte des Herrn Sulzers mehr und mehr ab, und man konnte leicht vorher sehen, daß er endlich unterliegen würde, so lange auch der Widerstand, den man seiner außerordentlich starken Leibesbeschaffenheit zutrauen konnte, dauren möchte. Der berühmte Haller, sein alter Freund, rieth ihm, den letzten Versuch zu machen, und einen Winter in Italien zuzubringen. Er schlug ihm Neapel vor; allein, das Lesen der Schmolletschen Reise machte ihn schlüssig, Nizza zu erwählen. Nachdem ihm der König die Erlaubniß zu dieser Reise gnädigst ertheilt hatte, gieng er im August 1775. aus Berlin, wo er zu Ende des Julius 1776. glücklich wieder ankam, und sich viel besser, als bey seiner Abreise befand, obgleich der Husten nicht im geringsten sich gelegt hatte. Er hat eine sehr interessante Beschreibung dieser Reise hinterlassen, davon einige Stücke in dem Musäum des Herrn Dohm erschienen sind, die uns nach der Bekanntmachung des ganzen Werkes begierig machen.

Inzwischen geschah es während dieser Reise, daß es dem Könige gefiel, den Herrn Sulzer zum Direktor der philosophischen Klasse der Akademie zu erwählen. Er erfuhr es zu Lausanne durch die Zeitungen, und ward über diese Gnade desto mehr gerührt, da er sie am wenigsten vermuthet hatte.

Noch war ihm eine Ehre und ein Vergnügen vorbehalten, ehe der Schauplatz der Welt vor ihm verschwinden sollte. Er genoß sie am letzten Tage des 1777sten Jahres. Der König, der ihn noch nicht gesehen hatte, ließ ihn rufen, und erhielt sich sehr gnädig mit ihm und dem Herrn Merian, seinem Kollegen. Von Bewunderung durchdrungen sagte Herr Sulzer nach dieser Audienz zu seinen Freunden, er unterschriebe nun von ganzem Herzen Voltairens ehemaliges Urtheil von unserm Monarchen, daß nämlich der König von Preußen der umgänglichste und geistreichste von allen Menschen sey.

Die beyden letzten Jahre seines Lebens sind die schwersten in Absicht seiner Krankheit gewesen; denn zu einer gänzlichen Entkräftung kam noch ein schmerzhafter Rheumatismus und ein völliges Unvermögen, sich zu beschäfftigen. Der Husten war zwar in der That nicht mehr so beschwerlich; allein, andere Zufälle, die sich hinter einander ohne Unterlaß einfanden, ließen ihm eben so wenig Ruhe.

Ich habe ihn den 13ten Februar, zwölf Tage vor seinem Ende, zum letztenmal gesprochen, und ich werde diesen Besuch niemals vergessen, welcher in einer zweyfachen

fachen wichtigen Rücksicht tröstliche Eindrücke bey mir gemacht. Zuvörderst rührte mich das Verhalten dieses Athleten, der wider den Schmerz kämpfte, und die Würde, mit welcher er litte. Sein Auge war heiter, und wenn er einmal zu sprechen angefangen hatte, so ward er wieder so lebhaft, als wenn ihm nichts gefehlt hätte. Ich sah, daß er sich alle Hülfsmittel der Weltweisheit zu Nutze gemacht hatte, doch ohne den stoischen Stolz hinzuzufügen, weil er mit den philosophischen Vorschriften viel kräftigere zu verbinden das Glück hatte. Einer unserer würdigsten Geistlichen (*), der die Wege des Herzens am besten kennt, hat das seinige bis auf den Grund erforscht, und darinn die Grundsätze der Religion nebst den Hoffnungen eines bessern Lebens, gegründet auf Verheißungen, die uns allein davon Gewißheit geben können, tief eingegraben gefunden. Das zweyte, was mir diesen Besuch unvergeßlich machte, waren die Freundschaftsversicherungen, die ich von dem Herrn Sulzer empfieng, und an deren Aufrichtigkeit ich nicht zweifeln konnte. Herr Sulzer war es werth, Freunde zu haben; er hatte sie auch, und seine Freunde waren seiner würdig. Die meisten von ihnen hören mich in diesem Augenblicke, und sie haben ihm bis an seinen letzten Hauch die treuste Ergebenheit bewiesen. Einige darunter unterscheiden sich sogar durch Liebesdienste, die sich noch jenseit des Grabes erstrecken, und der Freund, von welchem ich den Stoff zu dieser Gedächtnißschrift erhalten (**), liefert uns bereits selbst,

sowol

(*) Herr Spalding.

(**) Herr Beguelin.

